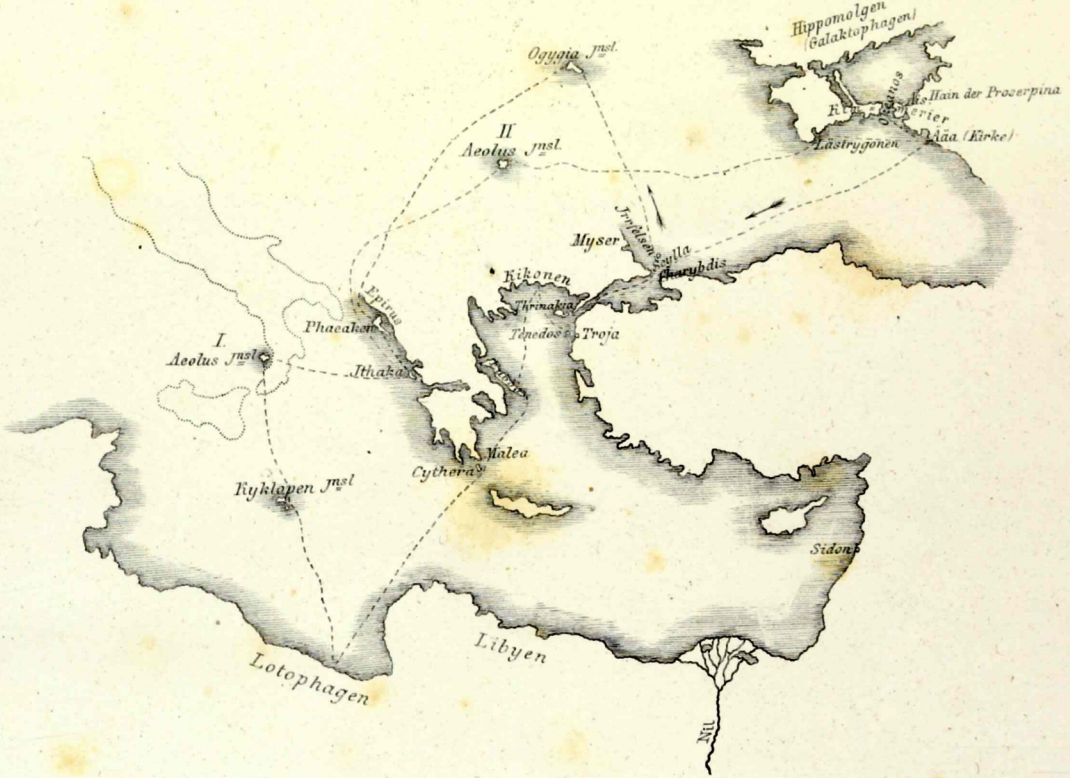


Fahrten des Odysseus.

St. Petersburg, Verlag der Kaiserlichen Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff (K. Röffger).

Reden

gehalten

in wissenschaftlichen Versammlungen

und

kleinere Aufsätze vermischten Inhalts

von

Dr. Karl Ernst v. Baer,
Ehrenmitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg.

Dritter Theil.

Historische Fragen mit Hülfe der Naturwissenschaften beantwortet.

Mit einem Kärtchen in Kupferstich
und drei in den Text gedruckten Holzschnitten.

St. Petersburg, 1873.
Verlag der Kaiserlichen Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff
(Karl Röttger).

Hiſtoriſche Fragen

mit Hülfe der Naturwiſſenſchaften

beantwortet

von

Dr. Karl Ernſt v. Baer,
Ehrenmitglied der Kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg.

Tartu Riiklik Ülikooli
Raamatukogu
196271

Mit einem Kärtchen in Kupferſtich
und drei in den Text gedruckten Holzſchnitten.

St. Petersburg, 1873.
Verlag der Kaiſerlichen Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff
(Karl Röttger).

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verlagshandlung.

Est-A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

15861

Zur Orientirung der Leſer.

Eine Nachrede des Verfaſſers.

Da die nachfolgenden Abhandlungen nicht nur vor längerer Zeit entworfen, ſondern zum Theil ſchon vor Jahren gedruckt ſind, ſo habe ich nothwendig einiges zu ſagen, was ich nur eine Nachrede nennen kann.

Der dritte Band dieſer kleinen Sammlung erſcheint früher als der zweite, worüber ich einige Auskunft zu geben habe.

Der zweite Band war ſchon vor einer Reihe von Jahren im Drucke begonnen und enthielt, außer einem früher nur in ruſſiſcher Sprache gedruckten Aufſatze über den Einfluß der Länderbildungen auf die Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit, auch den Anfang eines Aufſatzes über Ziel und Zweck in der Natur als Einleitung zu einer Kritik der Darwin'ſchen Hypotheſe von der Entwickelung der einzelnen Thierformen aus einander.

Dieſe Kritik des Darwinismus, die im Entwurfe ſchon ziemlich ausgedehnt war, unterbrach ich, als ich die Ankündigung las, Darwin werde die Entſtehung des Menſchen nach denſelben Principien darſtellen, die er für die Entſtehung der übrigen Thiere geltend zu machen geſucht hatte. Mein Aufſatz war aber dahin gerichtet, zu zeigen, daß Darwin's Hypotheſe nur dann Anſprüche auf allgemeine Gültigkeit haben könnte, wenn dieſelbe Entſtehungsweiſe auch für den Menſchen wahrſcheinlich zu machen wäre, worauf einzugehen Darwin früher

vermieden hatte. Auf die Erſcheinung des angekündigten Buches wartend, ſetzte ich mich an die Ausarbeitung der Aufſätze, die man in dieſem Bande finden wird.

Es war in einer wohlwollenden Beſprechung des erſten Bändchens dieſer Sammlung der Wunſch ausgeſprochen worden, daß ich auch Berichte über meine verſchiedenen Reiſen publiciren möchte. Eigentliche Reiſebeſchreibungen zu geben, widerſtand mir, denn meine Reiſen hatten nicht die Aufgabe, zu reiſen, ſondern anzukommen, und waren daher, wie es bei der Ausdehnung des ruſſiſchen Reiches häufig iſt, in Eile ausgeführt. An Beſchwerden hat es dabei gar nicht gefehlt; aber darüber zu berichten, iſt wenig lohnend. Ich wollte daher lieber Reiſebilder von den betreffenden Gegenden, oder Reiſefrüchte geben; denn dieſe Reiſen hatten oft früher Geleſenes mir in einem anderen Lichte dargeſtellt. Als ſolche Reiſefrüchte bitte ich daher die vorliegenden Abhandlungen anzuſehen.

Die kurze Abhandlung über den Schwanengeſang bietet allerdings nichts Neues, war aber der unmittelbare Ausdruck der vorangeſchickten Betrachtung, daß bei hiſtoriſchen Forſchungen, namentlich aus alter Zeit, es durchaus nicht genügend iſt, nur die hiſtoriſchen Angaben ſelbſt zu vergleichen und daß vor allen Dingen die naturhiſtoriſchen und geographiſchen Winke, die darin vorkommen können, berückſichtigt werden müſſen. Die Frage über den Schwanengeſang läßt ſich mit wenigen Worten ſo entſcheiden, daß keine Art von Schwänen modulirend ſingt, wie Ariſtophanes ſpottend ſie ſingen läßt; daß aber der Singeſchwan einzelne laute Töne hervorbringt, die in einer ganzen Geſellſchaft zu einem wirkſamen Concert werden, ungefähr wie die Hornmuſik.

Der Beſuch des Schwarzen Meers an ſehr verſchiedenen Punkten hatte mir die Ueberzeugung gegeben, daß die Auffaſſung von den Reiſen des Odyſſeus, wie ſie bei den Philologen und Hiſtorikern herrſchend iſt, eine ſehr erzwungene und

dem einfachen Texte des Homer nicht entſprechende iſt. Man folgert gewöhnlich aus dem Studium des Homer, daß er die Nordküſte des Schwarzen Meeres nicht gekannt habe, und läßt ihn die Kimmerier und den Eingang zur Unterwelt weit im Weſten ſuchen. Mir ſcheint hierzu gar kein Grund. Die Kimmerier ſind am beſten da zu ſuchen, wo wir ſie ſpäter unzweifelhaft finden; und die Schilderung der Läſtrygonenbucht bei Homer paßt ſo genau auf die Bucht von Balaklava, daß jeder Beſucher derſelben finden wird, beide Buchten können nur identiſch ſein.

Die Folgerungen, die ſeit Mannert ſo oft wiederholt wurden, daß die alten Griechen die Nordküſte des Pontus nicht gekannt hätten, fällt hiermit zuſammen. Es ſcheint überflüſſig hierüber mehr zu ſagen, da es nicht darauf ankommen kann, dieſelbe Abhandlung noch einmal in verkleinertem Maßſtabe wiederzugeben. Sie muß ſich ſelbſt vertheidigen.*)

---

*) Nachdem meine Abhandlung gedruckt war, lernte ich Buchholz's Werk „Die Homeriſchen Realien" Band I. 1871 kennen, worin, wie es mir ſcheint, die Geographica ziemlich die frühere Deutung behalten haben. Herr Kirchhoff und Herr Müllenhoff (Deutſche Alterthumskunde, Bd. I. 1870) haben die Odyſſee in mehre, urſprünglich getrennte Beſtandtheile getheilt, worauf einzugehen ich nicht berechtigt bin. Ich nehme die Odyſſee, wie ſie uns vorliegt. Ich ſehe aber aus Müllenhoff's tiefgreifenden Erörterungen, daß er das Wiedererkennen der Läſtrygonenbucht in Balaklava vollkommen verwirft (S. 8) und die Abenteuer des Odyſſeus in die weſtliche Hälfte des Mittelmeeres ſetzt. Es iſt doch ſehr zu wünſchen, daß Archäologen oder Philologen die Bucht von Balaklava beſuchen, oder eine andere nachweiſen, auf welche die Schilderung Homer's paßt. Die Phönicier ſollen den Eingang in die Unterwelt weſtlich von Gades geſetzt haben, wozu die Veranlaſſung ſchwer erkennbar iſt; jedenfalls mußten ſie aber auf ihren Fahrten erfahren haben, daß die Tage dort nicht kürzer und nicht dunkler ſind, als in Griechenland. Wenn ich, ohne Fachmann zu ſein, den Homer durchlaufe, ſcheint es mir, daß nur griechiſche Kenntniß der Geographie darin vorkommt, und von phöniciſcher nur die ſehr ſchlecht aufgefaßte Lehre vom Ocean.

Dagegen habe ich mich zu entſchuldigen, daß ich dennoch eine kleine Karte der Fahrten des Odyſſeus gebe, obgleich ich im Texte geſagt habe, daß ich es für ebenſo unmöglich halte, dieſe Reiſe durch eine Karte zu verſinnlichen, als die bekannten von Guillver, da in beiden Reiſen ungebundene Phantaſie ſich geltend macht. Allein man hat mir vorgeſtellt, daß durch ein Kärtchen meine Anſichten gerechtfertigt werden könnten und daß ich vor allen Dingen anſchaulich machen müſſe, wie ich Odyſſeus, der doch zuerſt unbezweifelt im Mittelländiſchen Meere fuhr, nach Balaklava bringen könne, ohne den Hellespont und die Dardanellen zu paſſiren. Auf dieſem Kärtchen habe ich die wirkliche Form der Länder und Meere zu Grunde gelegt, und nur dort, wo Homers Kenntniß aufhört, offenes Meer gelaſſen. Nur in einem Punkte mußte ich davon abweichen. Die Wohnung der Kirke iſt nach meiner Meinung Kolchis oder Mingrelien, was den Griechen ſehr früh bekannt geworden ſein muß. Allein Homer hat ſich offenbar dieſe Gegend des öſtlichſten Winkels des Schwarzen Meeres dem Kimmeriſchen Bosporus viel zu nah gedacht. Deßwegen habe ich der Inſel der Kirke, wo die Morgendämmerung wohnt, dem Kimmeriſchen Bosporus nahe gebracht, wider die Wirklichkeit, aber treu dem Homer. Hätte ich ſie hingebracht, wo ſie hingehört, in den öſtlichen Winkel des Schwarzen Meeres, ſo wäre ſie naturgetreu, aber gegen Homer gezeichnet. Nach einer Seite mußte ich pecciren, gegen die Natur, oder gegen die Odyſſee.

Für meine Bemerkung, daß die ungemeine Größe des im Walde der Kirke erlegten Hirſches auf Mingrelien deutet, habe ich ſpäter von Herrn Radde eine werthvolle Beſtätigung erhalten. Er ſchreibt mir, daß im Goktſchaiſee Hirſchgeweihe von außerordentlicher Größe gefunden ſind. Der Goktſchaiſee liegt zwar nicht in Mingrelien ſelbſt, aber in deſſen Nachbarſchaft, in Armenien.

Die dritte Abhandlung berichtet über einen Handelsweg,

den Herodot beſchreibt, und den die Hiſtoriker viel commentirt haben. Auch hier mußte ich von den Reſultaten der letzteren, ſoweit ſie mir bekannt geworden ſind, ſehr abweichen. Die Frucht Pontikon, welche man bei letztem Volke fand, kann ich nicht, wie jetzt geſchieht, für die Frucht von Prunus padus halten, weil dieſe unmöglich mit einer Bohne verglichen werden kann, wie Herodot thut, ſondern für Elaeagnus hortensis, welche am Syr-Darja und Amu-Darja im Großen gezogen wird, auch reichlichen Nahrungsſtoff liefert, um ganze Familien zu ernähren. Das hohe Gebirge, über welches hinaus die Kenntniß der Skythen nicht geht, kann ich aus dieſen und vielen anderen Gründen nicht für den Ural halten, ſondern für den Belur. Bis zu welchem Paſſe die Züge der Skythen gingen, iſt aus Mangel an Einzelheiten in den Nachrichten nicht zu beſtimmen. Indeſſen wird es doch wahrſcheinlich, daß man nicht bis zu den äußerſten Zuflüſſen des Amu-Darja vordrang, ſondern nur bis zum Syr-Darja, und daß der Uebergang alſo, den man aber Griechen und Skythen nicht erlaubte, nach Yarkand bewerkſtelligt wurde, und man kann mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit, und ſo lange nicht ein widerſprechender Umſtand aufgefunden wird, denſelben Paß vermuthen, den Ritter ausführlich beſchrieben hat. (Ritter, Geographie, Bd. VII. S. 476—485.) Ich zweifle auch nicht, daß die Uebergangsſtelle, deren Ptolemaeos erwähnt, wo ein ſteinerner Thurm und eine Lokalität zur Aufnahme der Kaufleute, eine Art Karawanſerai ſich befanden, dieſelbe Gegend betrifft. Hier zeigen ſich noch zwei Ruinen, von denen die eine, jetzt „Salomo's Thron" genannt, vielleicht dieſer ſteinerne Thurm war.*)

*) Auch jetzt ſoll noch von einem ſteinernen Thurm bei Takmak weſtlich vom Iſſykul-See die Rede ſein. Die Turkeſtaniſchen Reiſenden, die mir davon erzählten, Prof. Petzhold und Edmund Ruſſow, haben die Lokalität jedoch nicht geſehen.

Ich vermuthe daher, daß die bezeichnete Lokalität ſchon damals den Verkehr zwiſchen Europa und den Seriſchen Ländern — China und Oſt-Turkeſtan — bildete.

Daß der Zug der Skythen vorher ziemlich hoch nach Norden ging, um Rauchwerk zu ſammeln, ſcheint mir unzweifelhaft. Die mehrfache Bereiſung dieſer Gegenden hat mir eine Vermuthung über die Deutung des von Herodot erwähnten Bieberſees an die Hand gegeben, worüber ich auf den Text mich berufe.

In Ophir bin ich zwar nicht geweſen, auch nicht auf dem Wege dahin. Allein die längere Bekanntſchaft mit einem Volke, das ſeit unbekannter Zeit Seereiſen treibt, und zwar recht ſchwierige, hat mir das Ungenügende und Falſche der Annahme, die Phönicier hätten nur den Küſten folgen können, und wären in ihren Schiffen nur langſam vorwärts gekommen, recht anſchaulich gemacht. Dieſe jämmerlichen Vorſtellungen von den Schifffahrten der Phönicier ſind es doch wohl, welche die neuen Forſcher bewogen haben, Ophir ziemlich nahe zu ſuchen. Movers hat aber in ſeiner Abhandlung der Schifffahrt der Phönicier eine Menge Nachrichten zuſammengeſtellt, welche nachzuweiſen ſcheinen, daß die Phönicier in früheren Zeiten raſcher ſegelten, als in ſpäteren. Das klingt freilich ſehr auffallend, iſt aber wohl damit zu erklären, daß die Phönicier in der älteſten Zeit nur Ein großes viereckiges Segel hatten, wie bis jetzt die Anwohner des weißen Meeres, auf die ich mich berufe. Bei vollem Winde reißt ein ſolches Segel ein Schiff ſchneller fort, als irgend eine gebrochene Takelage. Allein es wird auch gefährlich bei halbem Winde und ganz unbrauchbar bei weniger als halbem Winde; am gefährlichſten bei unregelmäßigen Windſtößen. Da nun in den Indiſchen Meeren die Monſuns ausnehmend anhaltend ſind, wenn man die erſten wechſelnden Wochen abwartet, ſo kann man mit Phöniciſcher Takelage in dieſen Meeren ſchnell vorwärts kommen,

und ich trage daher kein Bedenken, Ophir recht weit zu ſuchen. Daß mir das Zinn dabei zu Hilfe kommt, wird, wie ich hoffe, der Leſer begründet finden. Allerdings glaube ich nicht mit derſelben Sicherheit die Frage über Ophir beantwortet zu haben, wie die beiden vorhergehenden. Irgend eine Entdeckung, gleichviel von welcher Seite ſie käme, könnte noch ein anderes Ophir nachweiſen. Allein die leitenden Ideen, denen ich gefolgt bin, erſtens, daß das viele Gold, welches die Ophirfahrt zurückbrachte, nicht durch Handel erworben ſein kann, zweitens, daß die Iſraeliten mit Hilfe der Phönicier das Gold ſelbſt geſammelt haben werden; und daß ſie alſo in einem damals ſehr goldreichen Lande geweſen ſein müſſen, wenn die Angaben der Bibel irgend zuverläſſig ſind, werden doch wohl ihre Geltung behalten.

Die Abhandlung über Ophir hat ſich weiter ausgedehnt, und mich länger gefeſſelt, als ich erwartete und wünſchte, da ich mich der Ausarbeitung zuwendete. Obgleich ich ſchon vor drei Jahren in einem öffentlichen Vortrage hierſelbſt das allgemeine Reſultat mitgetheilt hatte, zeigten ſich bei der Ausarbeitung noch viele und ſchwierige Excurſe, deren Verfolgung nothwendig ſchien. Ich habe verſucht, die Arbeiten anderer Forſcher auf verſchiedenen Gebieten zu benutzen. Um davon einigermaßen den Beweis zu liefern, habe ich mehr Anmerkungen und Citate unter den Text geſetzt, als für dieſe Aufſätze beabſichtigt war. Ich bitte meine gewöhnlichen Leſer, die ich mir zwar mit mannigfachen Intereſſen, aber nur mit allgemeiner Schulbildung ausgerüſtet denke, davon ganz abzuſehen.

Ueber die Ausarbeitung dieſes Aufſatzes ſind Jahre verfloſſen, und da unterdeſſen meine Augen mir den Dienſt faſt vollkommen verſagt haben, ſind die Entwürfe für den zweiten Band ſehr zurückgedrängt.

Inhalt.

Hiſtoriſche Fragen mit Hülfe der Naturwiſſenſchaften beantwortet.

Seite

Vorwort 3

1. Was iſt von den Nachrichten der Griechen über den Schwanen-Geſang zu halten? 7

2. Wo iſt der Schauplatz der Fahrten des Odyſſeus zu finden? . 13

3. Handelsweg, der im fünften Jahrhundert v. Chr. durch einen großen Theil des jetzt Ruſſiſchen Gebietes ging 62

4. Wo iſt das Salomoniſche Ophir zu ſuchen? 112

§ 1. Texte in den hebräiſchen Urkunden 112

§ 2. Controverſe über die angeführten Texte 118

§ 3. Die von Ophir mitgebrachten Naturprodukte und ihre Namen 148

§ 4. Wie viel Gold brachte die Ophirfahrt heim und welchen Werth hatte daſſelbe? 154

§ 5. Es iſt im höchſten Grade unwahrſcheinlich, daß das aus Ophir heimgebrachte Gold durch gewöhnlichen Handel erworben wurde 171

§ 6. Verhältniſſe, unter denen das Gold in der Natur vorkommt 182

§ 7. In der Pyrenäiſchen Halbinſel (Spanien und Portugal) kann das alte Ophir ſich nicht befunden haben . . . 223

§ 8. Ophir kann auch nicht eine Gegend Oſtafrika's geweſen ſein 234

§ 9. Auch Arabien darf nicht Anſprüche darauf machen, das Salomoniſche Ophir enthalten zu haben 244

§ 10. Ophir kann nur in der Indiſchen Welt geſucht werden . 250

§ 11. Gegen die jetzt herrſchende Meinung, daß Ophir in der Nähe der Mündung des Indus zu ſuchen ſei, laſſen ſich ſehr gewichtige Bedenken erheben 252

Seite

§ 12. Die nicht Hebräiſchen Benennungen der aus Ophir gebrachten Produkte ſcheinen urſprünglich der Tamuliſchen Sprachfamilie anzugehören 258
§ 13. Ob Ophir an der Küſte Malabar zu ſuchen iſt? . . . 267
§ 14. Ceylon darf zwar wohl nicht Anſprüche machen, für das Goldland Ophir der Alten erklärt zu werden, könnte aber wohl das älteſte Tarſis der Phönicier ſein . . 272
§ 15. Beweiſe von uralten Handelsverbindungen der weſtlichen Welt mit der öſtlichen. Ceylons Lage im Verhältniß zu beiden Handelsſphären. Malayen und Phönicier . . 288
§ 16. Die Halbinſel Malakka hat nach ihren Naturverhältniſſen den meiſten Anſpruch darauf, das Hiram-Salomoniſche Ophir zu ſein 340
§ 17. Weite Reiſen ohne Compaß oder ſonſt mit geringen Mitteln 362
§ 18. Rückblick und Schluß 379

Hiſtoriſche Fragen

mit

Hülfe der Natur-Wiſſenſchaften

beantwortet.

Vorwort.

Wenn in irgend einem hiſtoriſchen Bericht naturhiſtoriſche Verhältniſſe vorkommen, ſollte man, wie es mir ſcheint, bei einer zweifelhaften Deutung der ganzen Nachricht, auf dieſe naturhiſtoriſchen Angaben beſonders Gewicht legen; denn die hiſtoriſchen Ueberlieferungen können von dem Berichterſtatter falſch aufgefaßt, ihm falſch hinterbracht oder ſonſt corrumpirt ſein, und es giebt dann keine Möglichkeit, einen treuen Bericht des Vorganges herzuſtellen. Er kann nur mit andern Berichten verglichen werden, und ſtimmen dieſe nicht mit ihm, ſo iſt ſelten mit Sicherheit zu entſcheiden, auf welcher Seite der Irrthum ſich findet. Die Natur bleibt aber immer controllirbar. Iſt in Bezug auf dieſe eine Angabe falſch, ſo iſt wenigſtens der Fehler erkennbar. Kleopatra ſoll eine Perle in Eſſig aufgelöſt und ſo hinabgetrunken haben; nun löſt ſich aber eine Perle in gewöhnlichem Eſſig nicht auf, folglich iſt dieſe Erzählung ein Mährchen, erfunden, um ihre Verſchwendung anſchaulich zu machen.*) Sehr häufig aber verweigern es

*) Plinius erzählt ausführlich (IX, 58, 3—5), daß Kleopatra, als Antonius die Ueppigkeit ihrer Gaſtmähler bewunderte, den gemachten Aufwand für nichtig erklärte, und ſich vermaß, ſie allein wolle in Einer Mahlzeit 10 Millionen Seſtertien (über 500,000 Thaler) verzehren. Als Antonius hierauf eine Wette eingegangen war, gab ſie am andern Tage wieder ein Feſtmahl. Da es aber doch die früheren nicht zu übertreffen ſchien, ſoll Antonius ſpöttiſch nach dem Preiſe gefragt haben. Kleopatra verwies ihn auf den zweiten Gang, ließ ſich nun ein Gefäß mit Eſſig vorſetzen, nahm eine von den großen Perlen, die an ihren Ohren hingen

Männer eines beſonderen Faches, Berichte, die ſie zu irgend einem Zwecke deuten wollen, auch von Seiten derjenigen Fächer, die von ſolchen Nachrichten berührt werden, kritiſch beleuchten zu laſſen.

Wie nothwendig es iſt, wenn in irgend einer hiſtoriſchen Erörterung Naturverhältniſſe in Betracht kommen, dieſen die gebührende Aufmerkſamkeit zu ſchenken, hat ſich mir tief eingeprägt durch ein kleines Erlebniß in frühern Jahren. Ich war angehender Docent für Zoologie und Anatomie, als ein Mann, der ſich vorherrſchend mit Kunſtgeſchichte beſchäftigte, zu mir in's Zimmer trat und etwas verdrießlich ein Buch auf den Tiſch warf mit der Frage: Singen nun die Schwäne oder ſingen ſie nicht? Das hingeworfene Buch hatte den Titel: Mythologiſche Briefe (erſte Auflage) von Johann H. Voß. Der berühmte Philolog und Dichter Voß hat in dieſem Buche eine eigene Abhandlung über den Schwanengeſang nach den Angaben der Griechen zuſammengeſtellt. Mein fragender Archäolog hatte dieſe Abhandlung mit gründlichem Reſpect für die Gelehrſamkeit des Autors ſtudirt, aber keine Ueber-

---

und von denen jede den Werth von 10 Millionen Seſtertien hatte, warf ſie in den Eſſig und da dieſe Perle ſich im Eſſig auflöſte, trank ſie die Löſung hinab. Die andere Perle wurde gerettet, zerſägt und aus den beiden Hälften machte man Ohrgehänge für die Statue der Venus in Rom.

Nach dieſem Berichte ſollte man denken, eine Perle löſe ſich raſch im Eſſig auf, wie ein Stück Zucker in einer Taſſe Kaffee. Ich wollte doch den Verſuch machen und legte zwei ganz kleine Scheiben von Perlmutter, derſelben Subſtanz, welche auch die Perlen bildet, in ſtarken Eſſig. Im Verlauf einiger Minuten war gar keine Einwirkung zu bemerken, ſpäter, aber erſt nach einigen Tagen, quollen die Stückchen auf, wurden endlich weich, allein nach zwei Wochen waren noch nicht alle Kalktheilchen verſchwunden. Erſt nach vier Wochen waren alle feſten Theile geſchwunden, allein eine Grundlage von organiſchem Stoffe hat ſich noch in Form eines weichen Lappens erhalten.

Wenn an der ganzen Begebenheit, von der ſogar ein Zeuge genannt wird, Wahrheit iſt, hat Kleopatra die Perle ganz unaufgelöſt hinabgeſchluckt, was ohne beſondere Gefahr geſchehen konnte.

zeugung gewinnen können, da er hier eben ſo viele poetiſche Schilderungen des Schwanengeſanges als entſchiedene und derbe Verſpottungen der ganzen Anſicht, daß die Schwäne ſingen könnten, zuſammengeſtellt fand. Es war damals ſchon allgemein unter den Naturforſchern bekannt, wie es mit dem Geſang der Schwäne ſtehe. Die Frage ſelbſt ſetzte mich alſo gar nicht in Verlegenheit, doch war ich begierig zu erfahren, warum der gelehrte Philolog ſeine Leſer ſo ſehr in Zweifel laſſe. Ich habe alſo das Kapitel über den Schwanengeſang geleſen und muß bekennen, daß es nicht ohne Erſtaunen geſchehen iſt. Voß bringt hier nämlich eine Menge Stellen aus Griechiſchen Schriftſtellern zuſammen, welche dieſen Schwanengeſang verherrlichen, hat aber auch andere Autoren excerpirt, die ihn beſpotten, wie Lucian und Ariſtophanes. Man ſieht dem Autor an, daß er ſehr zweifelhaft iſt, welche Ueberzeugung er ſelbſt faſſen ſoll. Einige Aeußerungen laſſen vermuthen, daß er im Grunde den Schwanengeſang für eine Fabel hält. So ſagt er: „Da die Schwanenmuſik einmal zur poetiſchen Wahrheit erhoben war, ſo glaubte man bald ſie auch in einheimiſchen Gewäſſern gehört zu haben.“ An einer andern Stelle heißt es: „Kühn war es, ein ſolches Naturwunder dem Licht und der Nähe zu vertrauen.“ Endlich findet er, wahrſcheinlich nach langem Suchen, daß ein Isländer P. Vidalinus in einem Gedichte auf einen König von Dänemark behauptet, in ſeinem Vaterlande ſängen die Schwäne ſehr melodiſch. Es ſcheint ihm gar nicht beigefallen zu ſein, in irgend einem neuern Handbuche der Naturgeſchichte nachzuſehen, oder bei einem Zoologen ſich zu erkundigen. Dieſe erſte Ausgabe der mythologiſchen Briefe erſchien im Jahre 1794, und um dieſe Zeit war es ſchon ganz allgemein bekannt bei allen Naturforſchern, daß es in Europa zwei Arten von Schwänen giebt, von denen die eine nur ziſchen kann und der ſtumme Schwan genannt wird, Cygnus olor oder Cygnus gibbus, die andere aber helle

Töne hervorbringt und der Singeſchwan, Cygnus musicus, heißt. Es war alſo nicht nothwendig, bis nach Island ſich zu verſteigen und auf ein Lobgedicht eines Isländiſchen Barden neuerer Zeit zu warten. Auch kann der Schwanengeſang in Island nicht erklären, wie die Griechen zu der Sage vom Geſange der Schwäne gekommen ſind, und warum Einzelne dieſen Geſang, namentlich der Schwäne am Po (Padus), ſo ſehr verſpotten. Voß hätte auf jeder deutſchen Univerſität vollſtändigere Auskunft erhalten können; aber aus übergroßer Achtung vor den Griechiſchen Autoritäten ſcheint er gar nicht daran gedacht zu haben, daß es Bücher über die Naturgeſchichte der Thiere geben könne, ſondern die Löſung der Frage für ſehr ſchwierig und zuverläſſige Nachrichten für ganz verſteckt gehalten zu haben. Sie war aber von naturhiſtoriſcher Seite vollſtändig gelöſt.

Ich habe es mir ſeit jener Erfahrung mit dem wißbegierigen Archäologen zur Regel gemacht, bei hiſtoriſchen Fragen, die mich aus irgend einem Grunde intereſſirten, immer Acht zu haben, ob ſie irgend einen naturhiſtoriſchen oder naturwiſſenſchaftlichen Angriffspunkt darbieten, und von dieſem auszugehen, um mir eine Ueberzeugung zu verſchaffen. Einige dieſer Erörterungen, die mich entweder zur Bekräftigung früher ausgeſprochener Deutungen, oder zu ganz neuen Beantwortungen hiſtoriſcher Fragen von allgemeinem Intereſſe, oder wenigſtens zu Abweichungen von den herrſchenden Meinungen geführt haben, will ich hier den Leſern vorlegen.

Doch ſcheint es mir nicht unpaſſend, da nun einmal der Schwanengeſang erwähnt worden iſt, zunächſt dieſe Frage zu erörtern; alſo:

1. Was iſt von den Nachrichten der Griechen über den Schwanen-Geſang zu halten?

Obgleich über dieſe Frage die Meinungen der Unterrichteten nicht mehr auseinandergehen, ſo denke ich doch, daß den meiſten Leſern die folgende Erörterung willkommen ſein wird, da alle ohne Zweifel Schwäne ſehr häufig geſehen, aber doch nur ſehr wenige einen Schwanengeſang gehört haben werden. Allerdings blieben, auch nachdem die Zoologie ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts wieder aufgenommen war, die Naturforſcher längere Zeit in Bezug auf den Schwanengeſang in Zweifel. Gewöhnlich fand man die Schwäne ſtumm und hielt alſo die Anſichten der Griechen für völlig unbegründet. Von Zeit zu Zeit aber wurden ſehr beſtimmte Behauptungen verkündet, beſonders aus dem Oſten und dem höhern Norden, daß man die Schwäne ſingen gehört habe, bis man in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts allgemein anerkannte, daß es in Europa zwei Arten Schwäne gebe, die im Bau und der Färbung des Schnabels ſehr verſchieden ſind, in dem Rumpfe aber und ſeiner weißen Färbung die größte Aehnlichkeit mit einander haben. Nachdem der Engliſche Zoolog Pennant beide Arten beſonders beſchrieben und man ihnen ſpäter die oben angeführten ſyſtematiſchen Namen gegeben hatte, wurde die Verſchiedenheit allgemein anerkannt. Es iſt auffallend genug, daß es damit ſo lange währte, da doch ſchon in der Mitte des 17. Jahrhunderts (1650) der däniſche Naturforſcher Bartholin einen Singeſchwan zergliedert und nachgewieſen hat, daß ſeine Luftröhre in das Bruſtbein hinein-

ſteigt, was man in den gewöhnlichen Schwänen Weſt-Europas nicht finden konnte.

Der ſtumme Schwan mit rothem Schnabel und ſchwarzem Höcker auf der Wurzel deſſelben, der in Deutſchland häufig in Teichen und Seen gehalten wird, kann gar keinen Ton hervorbringen, der mit einem Geſange irgend wie verglichen werden könnte, ſondern läßt nur ein Ziſchen, wenn er gereizt wird, und nur ſehr ſelten einen ſchreienden Ton hören. Der andere, der einen vorn ſchwarzen, hinten gelben Schnabel hat, zeigt die Eigenthümlichkeit im innern Bau, daß ſeine Luftröhre ſich in das Bruſtbein hineinſenkt, eine Strecke innerhalb der Knochenmaſſe deſſelben verläuft und dann wieder heraustritt. Vielleicht giebt dieſe harte Umgebung der die Luftröhre durchſtrömenden Luft eine Reſonanz, denn dieſer Schwan bringt laute Töne hervor, wie die eines Blaſeinſtruments. Man hat ſie zuweilen mit Trompetentönen verglichen, indeſſen fehlt ihnen das Schmetternde ganz; ich möchte ſie lieber mit dem Ton einer Poſaune oder einer Clarinette vergleichen. Jeder Schwan pflegt nur zwei Töne hervorzubringen, einen höhern und gleich darauf einen tiefern und ſchwächeren. Wenn mehrere zuſammen auf einem Teiche ſitzen oder wenn ſie fliegen, ſo pflegen ſie mit einander zu wechſeln und das Ganze macht den Eindruck eines gemeinſchaftlichen Geſanges, weil ſie in gleichen Intervallen einander ablöſen und der Ton der Weibchen etwas ſchwächer iſt. Dieſer Wechſelgeſang macht dann einen melodiſchen aber ſchwermüthigen Eindruck. Wenigſtens iſt es mir ſo gegangen, als ich auf einer Reiſe nach Aſtrachan, nicht weit von dieſer Stadt, bei einer Poſtſtation anhielt und einen ununterbrochenen Wechſel lugubrer Töne hörte. Es war eine trübe Märznacht, die Luft voll Feuchtigkeit und die Wolken hingen tief vom Himmel herab, der Winter war noch nicht ganz verſchwunden, der Frühling aber auch noch nicht erſchienen. Dieſe Trauermuſik in dieſer düſtern Umgebung wirkte ſo mächtig auf mich,

daß ich erſchreckt auffuhr mit der Frage: „Was iſt das?“ — „Nichts als ein Schwanengeſang“, ſagte gleichgültig der Poſtillon. In der Nähe der Station war nämlich ein See, den man den „Schwanenſee“ (Lebeshia) nennt, weil die Singeſchwäne hier einige Zeit ſich aufhalten, wenn ſie ihren Zug nach Norden beginnen. Ebenſo halten ſie ſich auf den Seen in Preußen und Pommern bei ihrem Durchzuge auf, und Jedermann kennt dort den Schwanengeſang. Mir ſcheint ein ſolcher Schwanengeſang, beſonders in düſterer Umgebung, viel ſtärker den Eindruck von der Vorherverkündigung eines Unglücks zu machen als der „Unkenruf an Teichen“, der lange nicht ſo laut iſt. Ob nicht die dichteriſche Anſicht der Griechen, daß die Schwäne vor ihrem Tode ſingen, grade auf dieſer Art des Eindrucks beruht? Indeſſen behaupten einige Beobachter, und zu dieſen gehört der berühmte Pallas, und ſchon früher der eben ſo tüchtige Zoolog O. Fr. Müller im Prodromus Zoologiae Danicae p. 277, daß die Schwäne wirklich im Sterben, nämlich wenn ſie verwundet ſind, auch ſolche Töne hören laſſen. Es ſind dies wohl Ausdrücke des Schmerzes, gleichſam tönende Seufzer. Ein ſehr genauer Beobachter der Vogelwelt, der ehemalige Conſervator Schilling in Greifswalde, behauptet ſogar, daß dieſe Schwäne ihre Klagetöne hören laſſen, wenn die ſeichten Stellen eines Gewäſſers zufrieren und die Schwäne dadurch von ihrer Nahrung abgehalten werden, die ſie nur aus dem Grunde der ſeichten, nicht aber der tiefen Stellen hervorholen können. Daß die Schwäne aber ihren natürlichen Tod, das Verlöſchen des Lebens beſingen, iſt natürlich eine poetiſche Erfindung der Griechen. Den Wechſelgeſang der Singeſchwäne hört man ſehr weit und nur in der Ferne klingt er angenehm. Der Lockton, durch welchen ein Schwan den andern ruft, iſt rauh, ſehr laut, aber unangenehm kreiſchend. Nie ſingt ein Schwan für ſich allein eine Melodie, und was man bei ihnen Geſang nennt, iſt immer ein Concert von einer Anzahl von Individuen.

In der zweiten Auflage der mythologiſchen Briefe, welche erſt im Jahre 1817 erſchien, hat Voß noch zwei andere Zeugen und zwar wirkliche Naturforſcher aufgeführt, namentlich Faber und Brehm senior. Auf Faber iſt er wahrſcheinlich geleitet, weil dieſer ein Buch über hochnordiſche Vögel herausgegeben hat. Er ſcheint alſo immer von Island eine richtige Erklärung erwartet zu haben. Allerdings iſt im höhern Norden der Singeſchwan häufiger als der ſtumme, und in Lappland kommt nur jener vor, aber er iſt auch im Oſten von Europa und in Sibirien der häufigere. Er iſt deshalb in Rußland der bekanntere und wird hier häufig gezähmt auf den Teichen gehalten. Im Winter hält er ſich häufig im Schwarzen Meere und in der Südhälfte des Kaſpiſchen auf. Er iſt ſogar in Kleinaſien zur Winterzeit häufig, und von hier aus ſcheint den Griechen die Kenntniß ſeines Geſanges gekommen zu ſein. Da er im hohen Norden in einſamen Gegenden brütet, ſo macht er offenbar ſehr weite Reiſen. Doch giebt es davon merkwürdige Ausnahmen. Selbſt in Island bleiben nicht wenige den Winter über zurück, theils an den heißen Quellen, theils im Meere, das an der Südküſte nie zufriert. Auch in Kamtſchatka bleiben einige Schwäne an den heißen Quellen. In Griechenland ſelbſt iſt der ſtumme Schwan häufig, wie es ſcheint wenigſtens ſo häufig wie der Singeſchwan, der aber keineswegs fehlt. Daraus laſſen ſich die Zweifel erklären, die ſchon bei den Griechen ſelbſt laut wurden. Weiter nach Weſten wird in Süd- und Mittel-Europa der Singeſchwan immer ſeltener, und er zeigt ſich gewöhnlich nur auf dem Durchzuge. Da der rothſchnäblige oder ſtumme Schwan in den Küſten-Ländern der Oſtſee und der Nordſee brütet, ſo iſt er dort bei Weitem der bekanntere. Auf den Teichen wird dort faſt allgemein dieſer Schwan gehalten. Die meiſten der in Gefangenſchaft gehaltenen ſollen aus Holland kommen. In dieſem Lande brütet nämlich der ſtumme Schwan häufig, und es hat

ſich die Induſtrie darauf gelegt, die jungen Schwäne, bevor ſie fliegen können, zu fangen, aufzufüttern und wenn ſie weißes Gefieder und rothe Schnäbel bekommen haben, zu verkaufen. In der Jugend iſt nämlich die Farbe des Gefieders grau und der Schnabel iſt auch nur dunkel gefärbt. Beide hier beſprochene Arten von Schwänen ſind durch die weiße Farbe, die nach Ablegung des Jugendkleides den ganzen Leib, die Flügel und den Hals überzieht, Zierden der Gewäſſer, auf denen ſie leben; der ſtumme Schwan überdies auch durch die zierliche Krümmung des Halſes. In dieſer Beziehung ſteht der Singeſchwan zurück; er trägt beim Schwimmen den Hals faſt gerade aufrecht, doch ein wenig nach hinten geneigt und den Kopf in ſcharfem Winkel mit dem Halſe gerade nach vorn. Beide Schwäne lüften die Flügel etwas beim Schwimmen.

Häufig glaubt man, die Schwäne, die ſo ganz die Farbe der Unſchuld tragen, müßten auch ein ſehr ſanftes Naturell haben. Das iſt ein großer Irrthum. Sie ſind zwar ſehr zärtliche Gatten und ebenſo zärtliche Eltern; Männchen und Weibchen, die ſich einmal zuſammengethan haben, halten ſich auch das ganze Leben hindurch zu einander. Wenn das Weibchen brütet, ſitzt das Männchen gewöhnlich neben ihm. Ja, man hat beobachtet, wenn von einem Paar das eine Individuum ſtirbt, daß dann das andere die ganze übrige Zeit des Lebens ſich einſam als verwittwet hält. Ebenſo zärtlich ſind ſie gegen ihre Jungen, welche von beiden Eltern muthig vertheidigt werden. Dieſe Zärtlichkeit erſtreckt ſich aber meiſtens nur auf die eigene Familie, ſo daß ein Schwanen-Paar nicht leicht andere Individuen derſelben Art in ſeiner Nähe duldet, aber Schwäne der andern Art gar nicht. Waſſervögel von andern Gattungen, z. B. Gänſe oder Enten, werden mit Wuth verfolgt und mit einer Art Ueberlegung; denn man hat öfters geſehen, wenn man zu Schwänen, die auf einem Teiche ſchon eingebürgert waren, Enten oder Gänſe ſetzte, daß ſie dieſe mit ihren Schnä-

beln am Halſe packten und den Kopf ſo lange unter Waſſer hielten, bis ſie erſtickten, wenn nicht Menſchen zu Hülfe kamen. Gegen Menſchen, welche ihnen Futter reichen, können ſie ſehr anhänglich werden, ſo daß ſie auf deren Ruf heran kommen, das Waſſer verlaſſen und auf dem Lande ſich fortbewegen, ſo beſchwerlich ihnen dieſer Gang auch iſt. Dagegen bewahren ſie gegen Menſchen, welche ſie öfter geneckt haben, ihren Haß und ſuchen ſie durch Flügelſchläge oder Biſſe zu verletzen. In dem botaniſchen Garten zu Dorpat iſt ein einzelner Singeſchwan, den die Arbeiter ſo viel geneckt haben, daß er jetzt gradezu gefürchtet wird. Wenn er zwiſchen den Rabatten einhergeht, wagt man ſich nicht gern in ſeine Nähe. Doch verſichert mich die Frau des Obergärtners, daß er nur die Arbeiter angreift, oder die er dafür hält.

Merkwürdig iſt es, daß die Naturforſcher ſo lange Zeit brauchten, bevor ſie die beiden Arten von Europäiſchen Schwänen als verſchieden anerkannten, das Ruſſiſche Volk aber ſeit unbekannter Zeit beide mit beſondern Namen benannt hat. Beide heißen zwar Lebed (im Sing.), was alſo überhaupt Schwan bedeutet; außerdem aber heißt der Singeſchwan zur Unterſcheidung Klikûn, d. h. der Rufer, und der ſtumme Schwan Schipûn, d. h. der Ziſcher.

Dieſe beiden Arten kommen auch in Amerika vor. Außerdem giebt es aber in Nordamerika noch zwei Arten weißer Schwäne, die kleiner ſind als die beiden hier beſprochenen. Einer davon, Cygnus Bewickii, zeigt ſich auch einzeln im weſtlichen Europa und iſt im öſtlichſten Sibirien häufig. Ein weißer Schwan mit ſchwarzem Halſe und Kopfe iſt in Südamerika, und ein ganz ſchwarzer, den man jetzt nicht ſelten in unſern Parks ſieht, iſt in Neuholland zu Hauſe. Die beiden Nordamerikaner haben auch laute Stimmen, doch können wir darauf nicht näher eingehen, ohne die Leſer zu ermüden.

2. Wo iſt der Schauplatz der Fahrten des Odyſſeus zu finden?

Es iſt ſeit längerer Zeit ziemlich allgemein unter den Kennern des Alterthums geworden, dem Homer oder den Verfaſſern der beiden unter ſeinem Namen gehenden großen epiſchen Gedichte nur eine Kenntniß von einem Theile der Küſten des Mittelländiſchen Meeres zuzuſchreiben, nicht ſelten mit dem beſondern Zuſatze, daß ihm das Schwarze Meer ganz unbekannt geblieben war. Auch Odyſſeus (Ulyſſes), den die Rache der Götter auf ſeiner Rückkehr von Troja zehn Jahre lang verfolgte, und den der Dichter ſehr viele und ſehr wunderbare Länder und deren Bewohner beſuchen läßt, ſoll nur im Mittelländiſchen Meere umhergeirrt ſein. Man hat ſogar Karten gezeichnet, welche dieſe Irrfahrten mit aller Genauigkeit darſtellen ſollen. J. H. Voß hat eine ſolche vor längerer Zeit entworfen, und noch ganz neuerlich iſt in der Menkeſchen Ausgabe von Spruners Atlas antiquus (1865) eine ſolche erſchienen. Dieſe läßt den Odyſſeus weit hin nach Weſten, alſo wohl durch die Straße von Gibraltar fahren, um den Okeanos zu erreichen. Allerdings mußte er nach der Dichtung an oder durch den Okeanos, um in die Unterwelt zu kommen, wo er Geſchäfte hatte; allein daß er ihn hier erreichte oder erreichen ſollte, ſcheint die Dichtung durchaus nicht anzudeuten. In dieſen äußerſten Weſten werden die Kimmerier auf dem Kärtchen geſetzt, welches ſelbſt den Titel führt: Orbis terrarum ad mentem Homeri (der Erdkreis nach Homers Meinung

oder Vorſtellung). Um es an Gründlichkeit nicht fehlen zu laſſen, iſt dieſem Kärtchen ſogar ein Maaßſtab beigegeben, nicht getheilt nach Meilen, ſondern nach Tagesfahrten. Aber der Weg von der Inſel Aeäa, dem Aufenthalte der Kirke, bis zu den Kimmeriern hat auf der Karte die Länge von faſt zwanzig Tagesfahrten; Odyſſeus ſegelte jedoch nach der Dichtung von jener Inſel am Morgen aus, war ſchon am Abend deſſelben Tages bei den Kimmeriern und fuhr noch durch den Strom des Okeanos in die Gegend der Unterwelt. Nachdem er hier viele abgeſchiedene Seelen geſprochen hat, befällt ihn, bei dem ſtarken Andrange der Schatten, bleiches Entſetzen und die Furcht, daß ihm das Gorgonenhaupt aus dem Palaſt Perſephone's heraufgeſchickt werden könnte. Er eilt zurück zu ſeinem Schiffe, läßt die Seile, mit denen es angebunden war, löſen und durch den Okeanos rudern. Dann erhebt ſich günſtiger Fahrwind und er iſt ſchon vor Anbruch des Tages wieder in Aeäa.*) Nach dem Maaßſtabe zu dem erwähnten Kärtchen in Spruners Atlas würde die Fahrt von Aeäa zum Okeanos 18 Tagereiſen erfordern und ebenſo viel zurück, die Fahrt durch den Okeanos und den Aufenthalt bei den Schatten ungerechnet. Auf der Karte von Voß, die er ſeiner Ueberſetzung der Odyſſee beigegeben hat, iſt wenigſtens die Inſel Aeäa, der Aufenthaltsort der Kirke (oder Circe, wie wir zu ſagen gewohnt ſind) viel näher von dem Eingange in den Okeanos gezeichnet, und der vorlaute Maaßſtab fehlt ganz; aber auch hier iſt der Eingang in den Okeanos, durch welchen Odyſſeus fährt, um in die Unterwelt zu kommen, weithin nach Weſten gezeichnet, offenbar weil man ſich dachte, daß die Straße von Gibraltar von Homer gemeint ſei. Die Küſten bis dahin ſind von Voß nicht nach unſerer jetzigen Kenntniß gezeichnet, ſondern ſo wie Homer ſie nach den Angaben in der

*) Odyſſee am Ende des 11. Geſanges und im Anfange des 12.

Odyſſee ſich gedacht haben mochte. Nach der Gegend der Straße von Gibraltar, alſo ſehr weit nach Weſten, verſetzen alle Karten von den Irrfahrten des Odyſſeus, deren ich mich erinnere, die Einfahrt in die Unterwelt. So auch die Karte von Völcker in ſeinem Buche: „Ueber Homeriſche Geographie und Weltkunde 1830.“ Offenbar haben die Nachkommen der Voſſiſchen Karte nicht gewagt, ihre Stammmutter ganz zu verleugnen. Ich muß aber dieſer Grundanſicht, mit welcher alle mir bekannten Karten von den Irrfahrten des Ulyſſes ſeit Voß gezeichnet ſind — ob es noch ältere giebt, weiß ich nicht, — mit Entſchiedenheit entgegentreten. Bei dem Volke der Kimmerier erreicht Odyſſeus den Eingang in die Unterwelt. Wer giebt uns denn das Recht die Kimmerier an der Straße von Gibraltar zu ſuchen? Herodot, freilich nicht ſo alt als Homer, aber nach eigener Angabe doch nur vier Jahrhunderte nach ihm lebend, und der älteſte uns erhaltene Hiſtoriker der Griechen, ſpricht ſehr ausführlich von den Kimmeriern. Sie wohnten zu beiden Seiten der Meerenge von Kertſch, und dieſe hieß nach dieſem Volke während des ganzen klaſſiſchen Alterthums der Kimmeriſche Bosporus. Hier haben wir alſo auch eine Meerenge, an der die Kimmerier einſt unzweifelhaft wohnten, wo der ſpätere Geograph Strabo Ortſchaften nennt, die noch zu ſeiner Zeit, d. h. um Chriſti Geburt, nach jenem Volke benannt waren, wie Kimmerikon. Was haben wir alſo für ein Recht den Beſuch des Odyſſeus bei den Kimmeriern weit weg nach Weſten in die Straße von Gibraltar zu verſetzen? Kein Schriftſteller des Alterthums kennt Kimmerien in dieſer Gegend. Homer kannte das Schwarze Meer gar nicht, wird man antworten. Dieſe vielfach verbreitete Meinung aber iſt ohne Zweifel eine ganz ungegründete. Der gelehrte Mannert, der ein ſehr gründliches und vollſtändiges Werk über die „Geographie der Griechen und Römer“ herausgegeben hat, beginnt den vierten Band ſeines Werkes, welcher „den Norden der Erde von der Weichſel

bis nach China“ behandelt, mit einem Kapitel über „Homers Erdkunde“. In dieſem Kapitel ſucht er ausführlich zu beweiſen, daß Homer nicht nur von dem höhern Norden gar keine Vorſtellung hatte, ſondern auch das Schwarze Meer nicht als ein „umſchloſſenes“ kannte, und daß ſogar ſeine Kenntniß der Nordküſte von Kleinaſien, welche doch dem Schauplatze des Trojaniſchen Krieges ſo nahe liegt, nur ſehr beſchränkt war. Gegen dieſe Behauptung läßt ſich Manches einwenden, namentlich zeigt ſich darin das berüchtigte Silentium Homeri, oder die Annahme, daß Nichterwähnung einer Sache bei Homer, als Beweis von Unkenntniß derſelben anzuſehen iſt. Homer oder die Homeriden verfaßten aber keine Encyclopädie des Wiſſenswürdigen und kein Converſations-Lexikon, ſondern ſie brachten die Volksſagen in epiſche Form, und konnten ſich unmöglich denken, daß man ihre Gedichte nach mehr als 2700 Jahren als vollſtändige Encyclopädien aller Kenntniſſe damaliger Zeit betrachten würde. Man kann alſo nur dann die Nichterwähnung eines Gegenſtandes als wahrſcheinliche Folge der Nichtkenntniß betrachten, wenn dem ganzen Zuſammenhange nach dieſer Gegenſtand nothwendig hätte erwähnt werden müſſen, im Falle er bekannt geweſen wäre. Nun beſchreibt die Iliade einen Rachezug der Griechen nach Troja; Griechen aus verſchiedenen Gegenden, aber wenigſtens vorherrſchend, wenn nicht allein, Griechen vom Aeoliſchen Stamme werden aufgezählt. Genannt werden ferner die nächſten Anwohner um Troja, gelegentlich auch Phönicier, Aegypter, Aethiopier, Roſſemelker und andere entfernte Völker, aber man ſieht gar keine Nothwendigkeit, daß die Oſtküſte des Schwarzen Meeres oder deren Völker erwähnt werden ſollten. Was die Odyſſee anlangt, ſo hat der Held dieſes Gedichtes Abenteuer in ſehr verſchiedenen Gegenden zu beſtehen, er konnte aber doch unmöglich überall hinkommen — und in Mingrelien iſt er dem Gedichte nach geweſen, wie wir ſogleich beſprechen werden.

Von dem ganzen Beſtreben Mannerts, Homer oder der Homeriſchen Zeit alle Kenntniß des Nordens von der Nordküſte Kleinaſiens an abzuſprechen, iſt nur die Behauptung unbedenklich anzunehmen, daß das Schwarze Meer nicht als ein geſchloſſenes Becken vorkommt. Ja, es ſcheint mir unzweifelhaft, daß der Sänger der Odyſſee dieſes Meer über Thrakien hinaus in Verbindung mit dem Mittelländiſchen Meer ſich dachte, Griechenland mit Makedonien und Thrakien alſo als eine Inſel. Es iſt wohl natürlich, daß die älteſten Griechen ſehr geneigt waren, die ganze Welt als eine Anſammlung von Inſeln verſchiedener Größe ſich vorzuſtellen. An der Küſte Kleinaſiens ſind eine Menge Halbinſeln und Inſeln, zwiſchen dieſer Küſte und Griechenland liegt ein wahres Inſelmeer, — und Griechenland ſelbſt, obgleich deſſen völlige Abgränzung nicht zu finden war, enthielt doch mehr Küſtenland als Binnenland. Auch das frühzeitig von Griechen beſetzte Süd-Ende von Italien hat mehr Küſtenland als Inneres. Selbſt in Kleinaſien kam man ſehr bald an eine Seeküſte, wenn man nicht gerade nach Oſten reiſte. Es mußte alſo den Griechen, nachdem ihnen die Erinnerung an ihre urſprüngliche Heimath im Innern Aſiens verloren gegangen war, nach der Geſtaltung der neuern Heimath die Welt als eine Abwechſelung von Meer und Landküſten erſcheinen. Daß man in dieſen alten Zeiten das Schwarze Meer über dem Thrakiſchen Bosporus (der Meerenge von Conſtantinopel), und Thrakien in offener Verbindung mit dem Mittelländiſchen ſich dachte, zeigt ja auch die Sage vom Argonautenzuge. Die Argonauten, die an den Phaſis alſo nach Kolchis oder Mingrelien gezogen waren, kehrten nicht auf dem Hinwege, alſo nicht durch den Bosporus zurück, um nicht von dem beleidigten Könige Aeetes verfolgt zu werden, kommen aber doch auf weitem Umwege auf ihrem Schiffe in's Vaterland zurück. Man glaubte alſo an eine andere Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Mittel-

ländiſchen außer dem Bosporus und den Dardanellen, und jene andere imaginäre mochte man ſich urſprünglich als eine ſehr weite denken.*) Grade ſo iſt auch die Vorſtellung in der Odyſſee. Man konnte nach ihr in das Schwarze Meer kommen, ohne die bekannten Meerengen zu paſſiren.

Wenn man aber die Bemerkungen Mannerts ſo weit ausdehnt, daß man den Griechen der Homeriſchen Zeit die Kenntniß der Küſten des Schwarzen Meeres gänzlich abſpricht, ſo irrt man nach meiner Meinung vollſtändig. Dieſer Irrthum wurde dadurch unterſtützt, daß man die uns erhaltene Bearbeitung des Argonautenzuges als viel jünger als die Homeriſchen Geſänge erkannte. Aber daß die Sage ſelbſt älter iſt als die Odyſſee, wie ſie uns jetzt vorliegt, geht ja aus dieſer ſelbſt unwiderleglich hervor; denn es heißt im 12. Geſange, in dem Kirke die Irrfelſen (Planktae) beſchreibt:

Einmal nur kam glücklich vorbei ein wandelndes Meerſchiff,
Argo, die weltberühmte, die heimwärts fuhr von Aeetes;
Und bald hätt' auch dieſe die Fluth an die Klippen geſchmettert,
Doch ſie geleitete Here, die Helferin war dem Jaſon.

Die Sage von Jaſon's Zug war alſo ſchon zur Zeit der Abfaſſung der Odyſſee in der Form, wie wir dieſe jetzt haben, eine vielbeſprochene. Jaſon's Zug war aber nach Kolchis

*) Die älteſten Bearbeitungen des Argonautenzuges ſind leider verloren gegangen. In den ſpätern Bearbeitungen, welche erhalten ſind, läßt man die Argonauten auf ſehr abenteuerliche und ganz unmögliche Weiſe in das Mittelmeer zurückkehren. Bald ſollen ſie durch den Phaſis oder durch den Tanais (Don) in den Ocean gelangen und aus dieſem durch den Nil in das Mittelmeer. Beſonders aber bemüht man ſich, ſie durch den Iſtros (die Donau) in das Adriatiſche Meer kommen zu laſſen. Da man nämlich in ſpätern Zeiten ſehr wohl wußte, daß der Pontus oder das Schwarze Meer nach Weſten geſchloſſen iſt, hier aber ein ſehr großer Fluß, die Donau, ſich findet, ſo ſollte nun dieſe mit einem Arm in den Pontus, mit dem andern in den Adria münden. Wahrſcheinlich ließ die urſprüngliche Dichtung ſie ganz einfach über Thrakien wegſegeln, und da man ſpäter erkannte, daß hier feſtes Land ſei, mußte man ſehr künſtlich ſich einen Fluß erfinden, der in zwei Meere ſich ergießt.

oder Mingrelien gerichtet. Es konnte alſo das Schwarze Meer zu Homers Zeit nicht unbekannt ſein. Mit welchem Rechte durfte nun Mannert ſagen: „Homer kennt kein Kolchis, keinen Phaſis-Fluß, kein Reich des Aeetes auf dieſer Seite, nicht die Fahrt des Jaſon nach dieſer Seite.*) Von der Argo ſpricht der Dichter blos im Vorbeigehen bei Gelegenheit der „Planktae". Aber er verſetzt die Fahrt des Jaſon nicht etwa in eine andere Gegend, ſondern bezeichnet dieſe gar nicht, und es iſt nur Irrthum der Ausleger, daß er „Aeäa" die Inſel der Kirke und die Kimmerier u. ſ. w. weit nach Weſten verſetzt habe. Wieder iſt das Schweigen Homers als Beweis des Nichtwiſſens**) genommen. Er nennt dieſe Dinge nicht, weil ſie weltbekannt waren.

Es kommen aber in der Odyſſee offenbare und zum Theil ſehr genaue Schilderungen von Gegenden der Nord- und der Oſtküſte des Schwarzen Meeres vor. Es iſt das Verdienſt des Geologen Dubois de Montpereux, dieſen Nachweis überzeugend ſchon vor 26 Jahren geführt zu haben. Ich habe die von ihm erwähnten Ortſchaften vor ſieben Jahren beſucht, und fand ſchlagende Wahrheiten in Dubois' Anwendungen Homeriſcher Schilderungen in der Odyſſee auf Localitäten an den Ufern des Schwarzen Meeres. Darin liegt meine Berechtigung, über dieſen Gegenſtand öffentlich zu ſprechen.

Wenden wir uns zuvörderſt an die ſehr eigenthümliche Bucht von Balaklava, an der Südküſte der Krym, die kaum ihresgleichen in der ganzen Welt haben dürfte, wenigſtens nicht mit ſo engem und durch eine Felsmauer gewundenen Eingange.

---

*) Mannert, Geographie der Griechen und Römer, Theil IV, 2. Auflage (1820). S. 2. In der erſten Auflage (1795) ſpricht Mannert nicht ſo nachdrücklich.

**) Will man behaupten, daß Wieland Amerika gar nicht kannte, weil in ſeinem Oberon die Neue Welt gar nicht vorkommt?

Die Bucht ſelbſt ſieht aus wie ein etwas gekrümmter Teich oder kleiner Landſee. Das nördliche Ende dieſer kleinen Waſſerfläche wird von dem nur ſehr wenig aufſteigenden Flachlande zwiſchen Balaklava und Sewaſtopol umgeben, aber zu beiden Seiten und nach Süden ſieht man nur Bergmaſſen, wenn man von Norden her an dieſe Bucht tritt. Im Oſten ſind ſie von anſehnlicher Höhe, laſſen aber doch ſo viel Raum, daß zwiſchen ihnen und der Waſſerfläche die kleine Ortſchaft „Balaklava", jetzt von Griechen bewohnt, Raum hat. Gegen Südweſten ſenkt ſich das Gebirge ſehr ſtark und verſchmälert ſich zugleich. Von der Waſſerfläche zieht ſich gegen den niedrigſten Theil der Felſen eine ſchmale und etwas gekrümmte Verlängerung. Daß dieſe Verlängerung eine Verbindung mit dem Meere herſtellt, kann der Reiſende, der von Norden kommt, gar nicht ahnen, denn man erblickt gar nichts vom Meere. Es ſieht aus, als ob dieſe Verlängerung in einer Schlucht des niedriger gewordenen Gebirges, das hier nur die Höhe einer ſtarken Mauer hat, ſich verlöre; allein ſie geht gewunden hindurch, da das geſenkte Gebirge hier auch nicht viel mehr Breite hat, als ein breites Gemäuer, und bis tief in's Meer hinein geſpalten iſt. Entweder hat eine früher größere und alſo auch höher ſtehende Waſſerfläche hier den niedrigſten Theil des trennenden Gebirges, welches weiter nach Weſten ſich ein wenig erhebt und breiter wird, durchbrochen, oder es hat ſich bei irgend einer gewaltſamen Zerſtörung, wovon der höhere Theil des Gebirges im Oſten die deutlichſten Spuren trägt, im Felſen ein Durchbruch gebildet. Jetzt iſt jedenfalls dieſer ſcheinbare Teich oder See eine Bucht, welche, vermittelſt eines durch ein ſchmales zackiges Gebirge gewundenen Kanals, mit dem Meere in Verbindung ſteht, Seewaſſer enthält und Seethiere ernährt, aber eine ſtets ruhige Oberfläche hat, weil kein Wellenſchlag durch die Windungen des Kanals ſich bis hierher fortſetzen kann. Der Kanal iſt tief und breit genug, um anſehn-

lichen Schiffen den Durchgang zu geſtatten.*) Aber bei ſtürmiſchem Wetter iſt ein ſolcher nicht zu erzwingen. Das haben im letzten Krymkriege eine Anzahl Engliſcher Schiffe erfahren, die während eines Sturmes Rettung in der Bucht von Balaklava ſuchten, aber im Eingange ſcheiterten. Als ich im Jahre 1863 in Balaklava war, hatten ſchon längere Zeit hindurch unternehmende Taucher ſich bemüht, aus dieſen untergegangenen Schiffen werthvolle Gegenſtände herauszuholen. — Auf dieſe Bucht nun paßt die Schilderung, welche Homer von der Bucht der Läſtrygonen giebt, ſo genau, daß dieſe wohl nur nach jener entworfen ſein kann. „Wenn ich eine Beſchreibung der Bucht von Balaklava zu geben hätte, ſo würde ich kaum eine mehr wahre und mehr klare Schilderung derſelben geben können, als die Schilderung im Homer iſt," ſagt Dubois.**) In der That ſind, einige poetiſche Uebertreibungen abgerechnet, alle Angaben vollkommen zutreffend. Nachdem Odyſſeus mit ſeinen Gefährten von der Inſel des Aeolos vertrieben iſt, fahren ſie ſechs Tage und ſechs Nächte rudernd fort, ohne zu wiſſen, wo ſie ſind, und gelangen dann zu einem trefflichen Port, den der Fels rings umfaßt. Aber die vorgeſtreckten Felſen drehen ſich vorn ſo gegen einander, daß ſie nur einen eng umſchloſſenen Eingang laſſen. Alle Fahrzeuge der Begleiter lenken durch dieſen Eingang in den Hafen ein, um innerhalb deſſelben die Schiffe zu befeſtigen und der Ruhe zu pflegen. Nie ſtieg in dieſem Hafen eine Welle empor, weder groß noch klein, ſetzt der Dichter hinzu, der ihn alſo ſehr gut kannte. Nur der ſchlaue Odyſſeus ſelbſt findet es unvorſichtig, ſogleich in den Hafen einzufahren; er will vorher des Ortes Gelegenheit und die Art der Bewohner erkunden. Er bindet

*) Der Eingang der Bucht hat 20 Faden Tiefe.

**) Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase et en Crimée. Vol. VI. pag. 111.

ſein Schiff mit einem Seil an den Felſen und klettert auf denſelben hinauf. Vom Felſen hinab ſieht er zwar Wohnungen, aus denen Rauch aufſteigt, aber vergeblich ſpäht er nach Spuren von Feldbau; er ſieht keine. Da entſendet er zwei erprobte Freunde mit einem Herold voranzugehen, um ſich zu erkundigen, was für Menſchen hier wohnen. Jene ſteigen den Felskamm hinab in die Stadt und begegnen einem waſſerſchöpfenden Mädchen. Sie fragen daſſelbe, wer hier der Herrſcher ſei, und das Mädchen weiſt auf die Wohnung des Vaters. Sie gehen in die Behauſung deſſelben und erſchrecken ſchon vor ſeinem rieſigen Weibe, finden aber den Hausherrn, der ein Häuptling iſt, nicht zu Hauſe. Er wird eilig gerufen und ſo wie er erſcheint, packt er einen der Angekommenen, um ihn zur Abendkoſt zuzurichten, den beiden andern daſſelbe Schickſal beſtimmend. Dieſe aber entfliehen ſogleich zu den Schiffen. Der Läſtrygonen-Häuptling ſetzt ihnen mit Gebrüll nach und regt damit die ganze Stadt auf. Von allen Seiten ſtrömen gigantiſche Läſtrygonen zuſammen gegen die in der Bucht liegenden Schiffe. Sie werfen von den Höhen herab gewaltige Felsblöcke auf die Schiffe, wodurch dieſe mit Gekrach zerſchmettert und die Menſchen, zum Fraße beſtimmt, getödtet werden. Nicht eins der Schiffe, welche in die Bucht eingedrungen waren, und nicht Einer der Mannſchaft entkommt. Nur Odyſſeus, der von ſeiner Höhe die Zerſtörung angeſehen hat, ſteigt ſchnell den Fels hinab zu ſeinem angebundenen Schiffe, durchhaut das Seil und rudert mit ſeinen Leuten ſo ſchnell ſie können davon.*)

Es war alſo ein arges Räubervolk hier und Läſtrygonen heißt geradezu Räuber. Die Menſchenfreſſerei iſt wahrſcheinlich Zuſatz des Dichters oder Zuſatz der Griechiſchen Sage, denn von außerordentlicher Wildheit und alle Fremden tödtend dachten ſich die Griechen auch noch in ſpäterer Zeit die Taurer,

*) Odyſſee X, Vers 80—133.

die Urbewohner von Taurien oder der Krym. Die Bucht von Balaklava iſt wie geſchaffen für Seeräuber, da man von dem vorliegenden Felsrücken weit in die See ſehen kann, um Beute zu erſpähen,*) die Anwohner der Bucht aber den engen und gewundenen Eingang leicht gegen andringende Feinde vertheidigen können. Aus ſpäterer Zeit berichtet uns Strabo, daß aus dem Hafen Symbolôn (ſo heißt bei ihm die Bucht von Balaklava, deren engen Eingang er kennt), „die alten Taurer, ein Scythiſches Volk“ (d. h. ein ganz rohes Volk) ihre meiſten Räubereien verübten, die dahin Flüchtenden überfallend.**)

Was die Odyſſee von dem Hafen der Läſtrygonen ſagt, paßt ſo vollſtändig auf die Bucht von Balaklava, daß die Uebereinſtimmung unmöglich eine zufällige ſein kann; denn auch eine große Anzahl von Schiffen damaliger Zeit, die ſorglos in die Bucht eingelaufen wären, würden ſich nicht halten können, wenn die abgeſtuften Felswände des gewundenen Einganges mit Menſchen beſetzt würden, die Steine oder Speere auf die Mannſchaft der Schiffe würfen. —

Die Römer und die ſpätern Griechen, welche gern alle Homeriſchen Localitäten in Italien wiederfinden wollten, haben gemeint, die Bucht bei Gaëta (der sinus Cajetanus) ſei der Homeriſche Hafen der Läſtrygonen und die Römiſche Stadt Formiae die Stadt jener Menſchenfreſſer; allein dieſe Bucht hat einen ſehr weiten Eingang und wird nur zuletzt im Boden eng. Alle Wellen aus Süden müſſen hier ungebrochen eindringen. Auch ſcheint ſie, nach genauen Karten***), nur nach der Weſtſeite von einer kurzen Felshöhe beherrſcht zu werden, von der man vielleicht mit guten Kanonen die Bucht be-

*) Die Genueſer haben im Mittelalter auf dieſem Felſenkamme zwei noch jetzt erhaltene runde Thürme gebaut, um die Ausſicht noch zu erweitern.

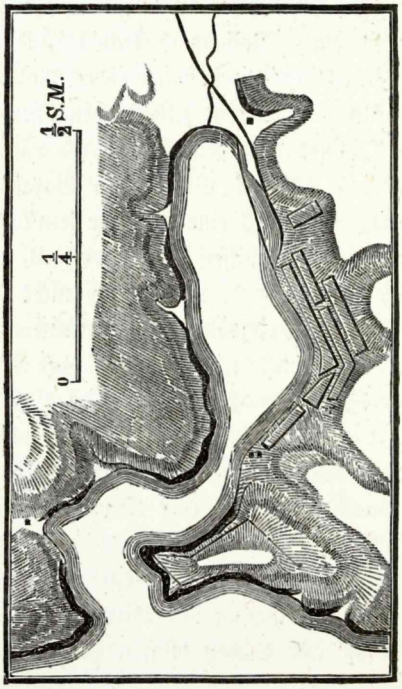
**) Strabo VII, 4. 2.

***) Ich habe eine ſpecielle Seekarte verglichen, weil dieſe in Zeichnung der Felſen in der Nähe des Meeres genau ſind.

ſtreichen, unmöglich aber durch Steinwürfe eingelaufene Fahrzeuge an dem Auslaufen hindern kann. Ich ſtelle hier die Abbildungen beider Buchten nach zuverläſſigen Karten gegeneinander.

Um beide Kärtchen mit einander zu vergleichen, muß man vor allen Dingen nicht überſehen, daß der Maaßſtab ein ſehr

Nord.



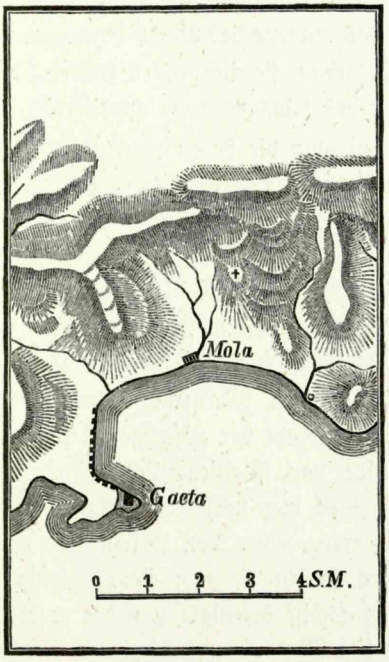
Süd.

Bucht von Balaklava, nach Manganari's Atlas des Schwarzen Meeres.

ungleicher iſt. Hätte ich die Bucht von Gaëta nach demſelben Maaßſtabe zeichnen wollen, wie die kleine Bucht von Balaklava, ſo wäre eine Seite dieſer Druckſchrift nicht hinreichend dazu geweſen. Die Bucht von Gaëta hat, wie man ſieht, einen ſehr weiten Eingang von vier Seemeilen und mit jedem Ruder-

ſchlage entfernt ſich ein flüchtendes Boot vom Ufer. Was will man da mit Steinwürfen machen? Selbſt wenn man einen Menſchen glücklich mit einem Felsſtück trifft, wird das Boot mit den andern doch entkommen. Und ein ſolcher Eingang ſollte dem Odyſſeus Beſorgniſſe erregt haben! Wo iſt denn

Nord.



Süd.

Bucht von Gaëta, nach einem Engl. nautiſchen Atlas des Mittelmeeres.

die Felsmauer, über die Odyſſeus klettert? Nur der beſchränkte Fels, auf dem die Feſtung Gaëta liegt, iſt dem Meere nahe, alle übrigen Höhen bleiben entfernt. Wellen von Südweſten, Süden und Südoſten müſſen ſich in dieſer Bucht ſtark aufſtauen. An eine immer unbewegte Waſſerfläche iſt

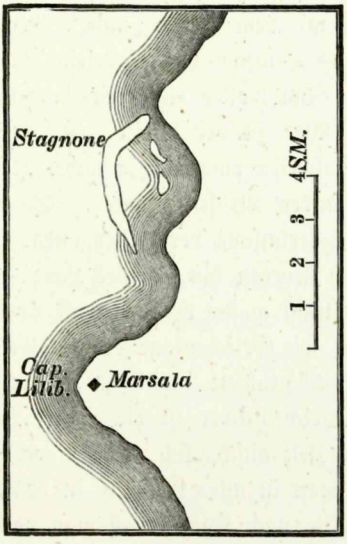
hier nicht zu denken. Sehen wir dagegen das Kärtchen von Balaklava an! Der Eingang iſt nur $^1/_{15}$ Seemeile*) oder 60 Klaftern breit und macht drei ſtarke Windungen, dicht eingefaßt von gewaltigen Felsmaſſen. Die Bucht ſelbſt iſt eng und ſo geſchützt, daß gar keine Welle hineindringen kann. Beſonders iſt zur rechten Hand ein ſchmaler Felskamm, über den Odyſſeus klettern mußte, um die Stadt zu ſehen. Schiffe, welche bis in das Innere der Bucht vorgedrungen waren, ſind ſicher verloren, wenn ſie ſich retten wollen, die Feinde aber von den Höhen des Einganges ſie angreifen.

Wie konnten aber die Alten glauben, möchte man fragen, in der breiten Bucht von Gaëta die enge und gefährliche Bucht der Läſtrygonen wieder zu finden? Ob ſie es ernſtlich glaubten, bezweifle ich, denn es ſind faſt nur Dichter, bei welchen ſich gelegentlich eine ſolche Meinung angedeutet findet. Aber auch Strabo erwähnt dieſer Anſicht, die nur dadurch veranlaßt ſcheint, daß man den Wohnſitz der Kirke in der Nähe erkannt zu haben glaubte. Mannert verwirft**) dieſe Deutung. Nach ihm ſoll die Stadt der Läſtrygonen am Caput Lilybäum, an der Weſtſpitze von Sicilien, ſich befunden haben. Sein Hauptgrund iſt, weil hier vorliegende Inſeln die Einfahrt und Ausfahrt erſchweren. Aber von Inſeln ſagt die Odyſſee kein Wort. Dagegen ſpricht ſie von einer Felsmauer, an welche Odyſſeus ſein Schiff befeſtigte und die er erſtieg. Bei dieſer Bucht zwiſchen Marſala und Trapani, von der Mannert ſpricht, iſt die vorliegende Inſel Stagnone ganz flach; eine Anſpülung des Meeres, innerhalb der Bucht iſt eine kleine rundliche Inſel, die etwas erhaben iſt, aber alle bedeuten-

*) Eine Seemeile iſt bekanntlich nur $^1/_4$ von einer geographiſchen Meile.

**) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 2. Auflage. Bd. IV, S. 11.

den Höhen ſind noch weiter entfernt, als beim Buſen von Gaëta. Die Bucht von Marſala, deren Anſiedelung, wenn eine da war, ſehr weit in's Meer ſichtbar ſein mußte, paßt noch weniger zu der Homeriſchen Beſchreibung, als die Bucht von Gaëta. Ich gebe auch von dieſer Bucht ein authentiſches Kärtchen nach demſelben Engliſchen See-Atlas. Der hohe Berg Eryx, der von Mannert auch als zweifelhaftes Beweismittel angeführt wird, worauf wir bald kommen, liegt ſo weit nach Norden ab, daß ich ihn auf meinem Kärtchen gar nicht anbringen konnte, ohne dieſem doppelte Länge zu geben.



Bucht am Caput Lilybäum, nach demſelben Engl. nautiſchen Atlas.

Zu der für Balaklava genau zutreffenden Charakteriſtik der Läſtrygoniſchen Bucht, wie die Odyſſee ſie giebt, kommt noch ein Umſtand, der nach meiner Meinung beweiſt, daß der Verfaſſer des Gedichtes ſie ſich im Norden denkt, ja viel weiter

nach Norden, als ſie in der That liegt. Odyſſeus erzählt nämlich, noch bevor er dieſe Bucht ſchildert, gleich nachdem ihn Aeolus von ſeiner Inſel vertrieben hat:

Schon ſechs Tag' und Nächte zugleich durchſchifften wir raſtlos;
Drauf am ſiebenten kam ich zur Läſtrygoniſchen Veſte,
Lamos thürmender Stadt Telepylos. Dort wo dem Hirten
Ruft eintreibend der Hirt, und der austreibend ihn höret,
Und wo ein Mann ſchlaflos zwiefältigen Lohn ſich erwürbe,
Dieſen als Rinderhirt, und den als Hüter des Wollviehs.
Denn nah' iſt zu des Tags und der nächtlichen Weide der Ausgang.*)

Dieſe Stelle iſt allerdings nicht mit voller Sicherheit zu deuten und hat daher eine Menge Erklärungen in den Commentaren zum Homer hervorgerufen. Das Griechiſche Wort (ἐγγύς), das hier mit dem Worte „nahe" überſetzt iſt, bedeutet gerade ſo wie das Deutſche das Naheſein ſowohl in der Zeit als im Raume. Nun wollen einige Erklärer den Vers ſo verſtehen, daß der Weg zu der Weide des Rindviehes und der Weg zu der Schafweide einander ſo nahe gelegen hätten, daß beide Hirten einander zurufen konnten. So mochte es allerdings in der Niederlaſſung der Läſtrygonen ſein, da nur auf einer Seite, nach Norden hin, offenes Land ſich fand. Allein ein ſolches Verhältniß mußte doch ſehr oft vorkommen in einem gebirgigen Lande, wie Griechenland es iſt. Es hätte nicht verdient, als Eigenthümlichkeit gleich zu Anfang hervorgehoben zu werden. Wahrſcheinlicher iſt die andere Anſicht, daß hier die Nähe in der Zeit anſchaulich gemacht werden ſollte. Das Rindvieh treibt man in allen Ländern, in denen die Milch benutzt wird, ſo zeitig nach Hauſe, daß man noch bei Tageslicht melken kann. In langen Sommertagen kann es ſpäter geſchehen, als zu andern Zeiten. Wenn man nun anderes Vieh zur Nacht auf die Weide treibt, was wenigſtens in einigen ſüdlichen Gegenden mit Schafen und Ziegen Sitte ſein ſoll, vielleicht um die Mittagshitze zu vermeiden, ſo konnte das in

*) Odyſſee X. V. 80—86 nach der Ueberſetzung von Voß.

ſüdlichen Ländern viel ſpäter geſchehen. Nur wo die Tage im Sommer ſehr lang waren, mochten beide Hirten einander begegnen. Jedenfalls ſcheint die Länge der Sommertage, die für Kleinaſiatiſche Griechen in der Krym ſchon ſehr merklich wird, angedeutet zu ſein, und es bleibt noch ſehr fraglich, ob Homer nicht dieſe Gegend für ſo nördlich gehalten habe, daß gleichſam ein Tag in den andern übergeht. Denn, ſo wenig beſtimmte Nachrichten auch die Griechen damaliger Zeit vom hohen Norden gehabt haben mochten, ſo darf man doch nicht glauben, daß ſie nicht gehört haben ſollten, daß weiter nach Norden die Sommertage immer länger werden. Es hat gewiß ſchon in ſehr früher Zeit einzelne Abenteurer gegeben, die weit herum kamen, und wenn kein Grieche den hohen Norden beſucht hätte, ſo würden doch durch andere Völker die Nachrichten von den nordiſchen hellen Nächten ihnen zugekommen ſein. Wir werden in dem folgenden Aufſatze ausführlich über eine ſehr ausgedehnte Handels-Niederlaſſung ſprechen, welche die Griechen zur Zeit Herodots, d. h. vierhundert Jahr nach Homer im öſtlichen Europa weit nördlich von der Krym beſaßen. Dieſe Handelskolonie muß mehrere Generationen vor Herodot gegründet worden ſein, da die Bewohner urſprünglich Griechen geweſen ſein ſollen, zu Herodots Zeit aber ſchon als ein Miſchvolk von Griechen und Eingebornen galten. Man darf alſo wohl annehmen, daß die Gründung dieſer Niederlaſſung über ein Jahrhundert vor Herodot ſtattgefunden hat. Man gründet aber eine bleibende Niederlaſſung in einem fernen Lande unter wilden Völkern gewiß erſt, nachdem man lange Zeit hindurch das Land in einzelnen Handelszügen durchzogen, ſeine Bewohner und ſeine Produkte, ſowie überhaupt die Vortheile, welche hier dem Handel geboten werden, erprobt hat. Dieſe nothwendig vorhergegangenen Verhältniſſe ſcheinen uns ziemlich bis in die Zeit von Homer zurückzuführen. Aber auch wenn die Griechen zur Zeit Homers noch gar nicht in den höhern Norden ge-

kommen ſein ſollten, war es doch natürlich, daß ſie die Merkwürdigkeit der ſehr kurzen Nächte im Sommer, die ſie durch einzelne Abenteurer anderer Völker erfahren haben mußten, auch in den Gegenden vorausſetzten, die ſie für ſehr nordiſch hielten, wie Homer die Bucht der Läſtrygonen. Dieſe Erklärung der etwas dunklen angeführten Verſe durch die Annahme, daß die Bucht der Läſtrygonen für hochnordiſch gehalten wurde, iſt von Mannert in der erſten Auflage ſeiner Geographie der Griechen und Römer nachdrücklich hervorgehoben. Es ſcheint mir daher eine ſehr unglückliche Verbeſſerung, daß derſelbe Gelehrte in der zweiten Auflage ſeines berühmten Werkes die Läſtrygonen-Bucht am Vorgebirge Lilybäum, d. h. bei dem jetzigen Marſala ſucht. Daher die gezwungene Deutung, daß die Nähe des Sonnengottes die Tage ſehr hell und lang gemacht habe; denn was hat der Sonnengott mit den Läſtrygonen zu thun? Auch die Erinnerung, daß der Berg Eryx in der Nähe der Bucht von Marſala oder Trapani liege und daß auf dieſem Berge die Tage länger ſein müßten, als in der Ebene, kann man nicht glücklich nennen. Dieſer Berg iſt 3650 Fuß hoch*), aber ſelbſt der Aetna, der faſt dreifache Höhe hat, kann auf ſeinem Gipfel nicht die langen Tage des Hochnordens haben.

Folgen wir den Fahrten des Odyſſeus weiter!

Er kommt, nachdem er den Läſtrygonen entronnen iſt, ohne Angabe der Zeit oder der Tage des Weges nach Aeäa, dem Wohnſitz der ſchön gelockten Kirke, „einer lieblichen Schweſter des hartgeſinnten Aeetes“. Aeetes war König in Kolchis (Mingrelien); es iſt alſo wohl am natürlichſten, den Aufenthalt ſeiner Schweſter auch am Schwarzen Meere zu ſuchen und nicht weit weg im Weſten, wohin ihn die neuern Karten zum Homer verſetzen, immer nur, um durch die Straße von

*) Klöbens Erdkunde, Bd. II, S. 166.

Gibraltar in die Unterwelt zu gelangen. Eine Inſel iſt an der Oſtküſte des Schwarzen Meeres allerdings nicht bekannt, allein dieſe Inſel wird als dicht und anmuthig bewaldet, von großen Hirſchen bewohnt, mit einem Worte, ſie wird ſo geſchildert, wie Mingrelien beſchaffen iſt. Daß Homer dieſen Aufenthalt eine Inſel nennt, ſcheint mir von geringer Bedeutung, weil, wie geſagt, den Griechen jener Zeit alles bewohnte Land Inſel oder Halbinſel ſchien. Odyſſeus bewegte ſich ja von einer Inſel zur andern.*) Vielleicht gab es aber noch eine beſondere Veranlaſſung, Aeäa für eine Inſel zu nehmen. Nach einem freilich viel ſpätern Griechiſchen Schriftſteller**) lag dieſer Ort zwar 300 Stadien, d. h. $7\frac{1}{2}$ geogr. Meile vom Meere entfernt, aber auf einer Halbinſel, welche zwei Flüſſe, Hippos und Kyamos, mit einander bildeten. Dubois, den wir ſo oft angeführt haben, glaubte in Mingrelien und zwar in den ausgedehnten Ruinen von Nakalakavi die Stelle des uralten Aeäa gefunden zu haben. Daß dieſe Localität die Ruinen der Hauptſtadt der Lazen, der Bewohner des alten Kolchis zur Zeit Juſtinians (im 6. Jahrhundert) enthält, ſcheint unzweifelhaft — ob aber das Aeäa der Fabelzeit, iſt nicht nachweisbar.***)

*) Strabo behauptet, daß man noch zu ſeiner Zeit, d. h. um Chriſti Geburt, die Stadt Aeäa am Phaſis gezeigt habe.

**) Stephanos aus Byzanz.

***) Dubois fand nämlich bei Nakalakavi, am Fluſſe Techuri, aber nicht am Phaſis oder Rion, den der Techuri erſt ſpäter erreicht, ſehr ausgedehnte Ruinen, die ſchon von mächtigen Platanen, Nußbäumen, an denen Weinreben ſich hinaufrankten, Feigenbäumen, Buxbäumen und Epheu überwachſen waren. Ein Theil der Ringmauer mit Thürmen ſtand noch aufrecht, ſowie eine neue ganz kleine Kirche und die Reſte eines Palaſtes aus behauenen Steinen. Beſonders charakteriſtiſch war ein ſchwer zu erſteigender ſteiler Hügel innerhalb der Ringmauer und dicht am Fluſſe. Dieſer Hügel trug wieder Reſte von Bauwerken. Dubois zeigt nun (Voyage III, p. 52—61), daß dieſe Ruinen zu der Beſchreibung von Archäopolis (Altſtadt) paſſen, wo die Truppen des Kaiſers Juſtinian eine Belagerung der Perſer aushielten und zurückſchlugen. (Vergl. Prokop, Tit. II. Lib. IV, c.

Die Abenteuer, welche Odyſſeus und ſeine Gefährten mit der Kirke zu beſtehen hatten, übergehen wir, da ſie ſehr bekannt ſind, auch bei ihrem vollſtändig mährchenhaften Charakter für unſere geographiſchen Fragen keine Belehrung verſprechen.*) Nachdem aber Odyſſeus mit ſeinen Gefährten hier ein volles Jahr hindurch ſich gepflegt hatte, bittet er die zärtliche Göttin, ihn in's Vaterland zu entlaſſen. Sie erklärt ſich zur Entlaſſung bereit. Doch müſſe Odyſſeus vorher in das dunkle Reich der Verſtorbenen ſich begeben, um die Seele des Sehers Tireſias zu befragen und von ihm den Heimweg

---

13 u. 14.) Dieſe Deutung ſcheint unwiderleglich; auch ſoll Nakalakavi in der Gruſiniſchen Sprache dieſelbe Bedeutung haben wie Archäopolis in der Griechiſchen. Aber Dubois geht nun weiter und meint, dieſelbe Localität ſei auch das uralte Aeäa des Homer oder Aea der ſpätern Schriftſteller. Dafür ſcheint mir jeder Beweis zu fehlen. Dubois ſagt zwar, es ſeien keine andern Ruinen in der Umgegend; allein ſo alte Anſiedelungen verſchwinden nicht ſelten ſpurlos; beſonders aber war das in Mingrelien möglich, wenn die Anſiedelung näher am Phaſis lag, weil dieſe Ebene durch die Anſpülungen aus den benachbarten Gebirgen in faſt 3000 Jahre bedeutend erhöht ſein muß. — Plinius ſagt aber geradezu, Aea liege da, wo der Hippos und der Kyamos ſich in den Phaſis ergießen (Plin. VI, C. 4). Stephanus Byzantinus nennt auch den Hippos und Kyamos, ſpricht aber nicht von ihrer Einmündung in den Phaſis. Nun hält man den Hippos der Griechen für denſelben Fluß, der jetzt im Gruſiniſchen Zcheni-Zcheli heißt, weil dieſer Name ebenſo wie der Griechiſche „Pferdefluß" bedeutet, und Dubois iſt auch dieſer Meinung. Die Ruinen von Nakalakavi ſind aber nicht am Zcheni-Zcheli, ſondern an dem mehr nach Weſten befindlichen Techuri. Entweder alſo ſind die Angaben dieſer Schriftſteller nicht richtig, was ſehr möglich iſt, oder Aeäa hat nicht an derſelben Stelle gelegen wie Archäopolis.

*) Dubois bemerkt zwar, die Sage, Kirke habe die Griechen, nachdem ſie ihnen zu trinken gegeben, in Schweine verwandelt und in einen Schweineſtall geſperrt, deute an, daß in ſo früher Zeit Geſittung und Selbſtbeherrſchung in Mingrelien mehr einheimiſch geweſen ſei, als unter den Griechen, die dem verführeriſchen Wein dieſer Gegend nicht widerſtehen konnten. Indeſſen Kirke hatte ja ſchon früher andere Reiſende in ganz andere Thiere verwandelt. Bleiben wir alſo einfach bei der Zauberei und ſehen wir Dichtung, wo nur Dichtung iſt.

zu erfahren. Sie ſelbſt wolle ihm günſtigen Wind mitgeben und die Opferthiere, deren er bedarf, ſowie ſie ihn auch über die anzuwendenden Zaubermittel belehrt.

Odyſſeus muß ihr gehorchen, denn es geht aus der ganzen Erzählung hervor, daß er gar nicht weiß, auf welchem Wege er heimkehren kann. Er fährt eines Morgens früh ab und iſt, wie wir ſchon oben bemerkten, am Abend deſſelben Tages in dem Lande der Kimmerier, da wo der Okeanos in das Meer einſtrömt. Er fährt in den Okeanos ein, und am Ufer deſſelben, durch ewigen Nebel in Dunkelheit gehüllt, iſt die Gegend wo die ſchwarzen Fluthen des Styx, die trüben des Kokythos, des Acheron und das Pyriphlegethon (d. h. Feuerbrandes, Feuerfluſſes) ſich miſchen, und wo der Eingang in die Unterwelt oder den Hades ſich findet. Da auf beiden Seiten der Meerenge von Kertſch, dem ehemaligen Bosporus Kimmericus, dem hiſtoriſch beglaubigten frühern Wohnſitze der Kimmerier, zahlreiche Schlammvulkane mit mehr oder weniger Naphthaerguß vorkommen, und dieſe Schlammvulkane auf der öſtlichen Seite (der Halbinſel Taman) beſonders anſehnlich ſind, ſo iſt es wohl im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß die Phantaſie der Griechen von hier die Bilder genommen hat, aus welchen ihre Schilderungen der Unterwelt zuſammengeſetzt und allmählig umgebildet ſind. Nach Homers Darſtellung in dem 10. und 11. Geſang der Odyſſee ſind die Höllenflüſſe noch ſämmtlich an der Oberfläche, ſpäter ſind ſie in der Unterwelt ſelbſt. Wenn man weiß, daß der Ausbruch eines neuen Schlammvulkanes derart beginnt, daß in größerem oder geringerem Umfange die Bodenfläche in einen Hügel erhoben wird, aus deſſen Mitte eine große Feuergarbe ſich erhebt, die mehrere Stunden anhält, daß ein bedeutender Erguß von Schlamm, wie man ſich gewöhnlich ausdrückt, eigentlich aber von einem mit Waſſer vermiſchten dickflüſſigen Thon erfolgt, und damit gewöhnlich mehr oder weniger ſchwarze, das heißt ganz ver-

unreinigte, Naphtha ergoſſen wird, ſo erkennt man, daß dieſe Gegend alle die Bilder bietet, welche zur Unterwelt der Griechen gehören: dickflüſſige Ströme und Flüſſe mit ganz ſchwarzer Beimiſchung. Auch Feuerſtröme ſind da, nur ſtürzt ſich nicht der Feuerſtrom (Pyriphlegethon) in einen andern, wie Homer Od. X, V. 513 ſagt, ſondern der Feuerſtrom geht dem andern voraus. Reine oder ſogenannte weiße Naphtha iſt aber ungemein ſelten, ſelbſt in der Gegend von Baku, wo die Schlammvulkane, flache und erhobene, faſt unzählbar ſind. Faſt immer iſt die Naphtha mit andern Producten unterirdiſcher Deſtillation vermiſcht, und giebt dann die ſogenannte ſchwarze Naphtha. Kommt dieſes Naphtha-Gemiſch zu Tage, ſo verflüchtigt ſich die eigentliche Naphtha ſehr ſchnell, die Beimiſchung aber, von völlig ſchwarzer Farbe, iſt nicht flüchtig, bleibt alſo zurück und bildet eine anfangs dickflüſſige, ſchmierige und zuletzt ganz feſte Maſſe. Dieſe Beimiſchung, die in verſchiedenen Gegenden eine verſchiedene iſt, wird zu mannigfachen ökonomiſchen Zwecken gebraucht. Auf der Naphtha-Inſel des Kaſpiſchen Meeres (Tſchelekän) beſteht ſie ziemlich rein aus einer brennbaren Maſſe, welche von den Chemikern „Ozegarit“ genannt wird und einen bedeutenden Handelsartikel der Inſel abgiebt. Auf der Halbinſel Baku iſt ſie viel unreiner, mit Thon gemiſcht, wird aber doch unter dem Namen „Kir“ zum Verſchmieren von Dächern u. ſ. w. gebraucht. Dieſe Benutzung für den Haushalt hat die Folge, daß man jetzt ſehr wenig Kir oder Ozegarit an der Oberfläche ſieht; das meiſte von beiden Stoffen wird jetzt gegraben und iſt als Produkt früherer Ausbrüche, das im Laufe der Zeit vom Steppenboden bedeckt worden iſt, zu betrachten. Die permanenten Schlammvulkane ſetzen aber gewöhnlich nur wenig von dieſer Beimiſchung ab, und wo es in größerer Menge geſchieht, da iſt ſchon dafür geſorgt, daß ſie ſehr bald abgeführt wird. Es iſt alſo jetzt ungemein ſelten, einen ſolchen ganz ſchwarzen Fluß zu ſehen,

wie dergleichen die frühern Griechen im Lande der Kimmerier viele gefunden haben mögen. Ich bin ſo glücklich geweſen, einmal einen ſolchen völlig ſchwarzen, noch nicht verbrauchten Fluß zu ſehen, der allerdings nicht mehr fließend, ſondern völlig feſt geworden war. In Baku hatte ich erfahren, daß zwei Jahre vor meiner Anweſenheit ein Ausbruch mit großer Feuergarbe in einer Gegend ſtattgefunden habe, die nicht ſehr weit von dem Wege, der nach Schemacha führt, abliegen könne. Ich beſchloß auf der Fahrt nach dieſer Stadt die Stelle des Ausbruches aufzuſuchen. Es gelang auch die kuppenförmige Erhebung von anſehnlichem Umfange aufzufinden. Der aufgeworfene Thonhügel war erſt an der Oberfläche erhärtet und geſpalten, in der Tiefe der Spalten war er aber noch ganz weich. Von dem Gipfel kommend ſtieß ich auf einen Erguß von „Kir", der, weil die Naphtha und das Waſſer, das wahrſcheinlich auch ergoſſen war, bereits verdunſtet waren, als ſchwarzer Bodenſatz, 2 bis $3^1/_2$ Fuß breit hin und her gewunden den Boden eines breitern, ebenfalls gewundenen Grabens ausfüllte. Der Graben ſelbſt ſchien durch eine größere Quantität Flüſſigkeit — wahrſcheinlich Waſſer — ausgeriſſen. Da es ſehr ſpät und faſt völlig dunkel geworden war, mußte ich es aufgeben das Ende dieſes aus der Unterwelt gekommenen ſchwarzen Fluſſes zu erreichen, der mir ein treues Bild des Styx gab.

Fügt man nun noch hinzu, daß außer ſolchen flußähnlichen ſchwarzen Ergüſſen, die man jetzt ſelten findet, die gewöhnlichen kleinen Schlammvulkane, entweder in fortgehender Thätigkeit ſind, wobei im Verlaufe von einer oder zwei Minuten eine dickflüſſige Schlammmaſſe aufſteigt und zum Theil über den Rand des Kegels ſich erhebt und an deſſen Wand herabfließt, zum Theil aber in den Schlund zurückfällt; oder in Ruhe, wobei man von der Spitze des Kegels in einen ſchwarzen Schlund hinabſieht, der in eine unbekannte dunkle Tiefe führt:

ſo ſpringt in die Augen, daß alle Bilder, mit welchen die Griechen ſich den Hades, den Aufenthalt der Verſtorbenen ausſchmückten, vom Kimmeriſchen Bosporus entnommen zu ſein ſcheinen. Beſonders gilt das von der Schilderung, die Homer giebt. Bei ihm ſind, wie wir bereits bemerkten, die Flüſſe des Reiches der Schatten noch alle an der Oberfläche ſichtbar. Odyſſeus ſteigt auch nicht in die Tiefe hinab, ſondern in Folge des Zaubertrankes, den er in einer Grube bereitet, ſteigen die Schatten aus der Unterwelt empor, wozu ja die Schlünde der Schlammvulkane die ſchönſte Gelegenheit bieten. Damit ſoll nicht behauptet werden, daß Homer eine ganz vollſtändige und richtige Kenntniß von dieſen Gegenden hatte, wie ſie jetzt ein Schüler von einer guten Landkarte ableſen könnte. Er nennt den Wind, welchen Kirke dem Odyſſeus zu der Fahrt in das Land der Kimmerier mitgab, einen Nordwind und läßt die Hinfahrt, die Beſchwörung und die Rückfahrt zur Kirke in weniger als 24 Stunden beendet ſein. Jener Wind würde gar nicht günſtig ſein und ein ſo geringes Zeitmaß wäre nicht ausreichend; allein man ſieht aus dieſen Angaben, daß Homer ſich den Aufenthalt der Kirke in der Nachbarſchaft der Kimmerier dachte und nicht im fernen Weſten.

Vorzüglich aber ſind es die genauen Schilderungen der Bucht von Balaklava und des Landes der Kimmerier mit ſeinen ſchlammigen und ſchwarzen Ergüſſen, mit dem einſtrömenden Okeanos, der Meerenge von Kertſch, wo das Waſſer anhaltend in das Schwarze Meer einſtrömt, welche keinen Zweifel laſſen ſollten, daß die Odyſſee im 10., 11. und wenigſtens in der erſten Hälfte des 12. Geſanges Bilder aus dem Schwarzen Meere enthält. Daß der Aufenthalt der Kirke, einer Schweſter des Aeetes, alſo einer Mingreliſchen Prinzeſſin, wie wir jetzt ſagen würden, ganz in der Nähe gedacht wird, beſtätigt nur dieſe Anſicht. Ich möchte in Bezug auf die Bilder, die hier vom Reiche der Schatten, dem Aïs oder Hades, gegeben

werden, noch bemerken, daß in Homers Schilderung auch eine Asphodelus-Wieſe vorkommt; denn der Schatten des Orion und der des Achilleus wandeln eine ſolche Wieſe entlang. Nun kommen in der Krym und wahrſcheinlich auch auf der Halbinſel Taman zwei Arten des Pflanzengeſchlechtes Asphodelus vor, Asph. caucasicus und Asph. tauricus. Beide ſind etwas kleiner als Asph. ramosus, mit dem die Griechen die Gräber zu bepflanzen pflegten, aber ihm ſo ähnlich, daß viele Botaniker jene nur für Spielarten von dieſer Art halten. Indeſſen lege ich hierauf wenig Werth, denn wenn ein Dichter ein Todtenreich malt, wird er auch die gebräuchliche Gräberzier nicht vergeſſen.

Wichtiger und, wie ich glaube, entſcheidend ſind einige kleine Angaben in der Schilderung der Gegend, in der Odyſſeus nach Durchſchiffung des Okeanos landen ſoll. Er ſoll landen, wo das Geſtade flach iſt und die traurigen Haine der Perſephone, aus langen Pappeln und Weiden beſtehend, ſich finden.*) Jetzt iſt die Meerenge von Kertſch auf beiden Seiten baumlos, aber etwas weiter nach Oſten, am Südufer des Aſow'ſchen Meeres findet man Weiden und Pappeln. Am Ufer desjenigen Armes des Kuban-Fluſſes, der ſich in das Aſow'ſche Meer ergießt, ſteht ein ausgedehnter Hain dicht ſtehender und eben deswegen hoch und dünn aufgeſchoſſener Pappeln. Ich habe die hier liegende Ortſchaft Atſchujew beſucht und kann ſagen, daß das Geſtade ſo flach iſt, daß unſer kleines Boot mehrmals auf den Meeresboden aufſtieß, bevor wir das flache Ufer erreichen konnten. Mögen nun jene Bäume genannt ſein, weil man ihr Vorkommen in dieſer Gegend kannte, oder weil ſie den Griechen überhaupt als trauriges Symbol des Nordens galten, jedenfalls konnte man mit ihnen weder Spanien noch Marokko, noch Inſeln jenſeit der Meerenge von Gibraltar charakteriſiren. Ueberhaupt verlohnte es ſich, daß die Philologen

*) Odyſſee X, V. 509 u. 510.

TRÜ Raamatukogu

nachforſchten, wer zuerſt darauf gefallen iſt, des Odyſſeus Beſuch in der Unterwelt in den fernen Weſten zu verlegen, da Homer doch mit keinem Worte der hohen Felsufer der Straße von Gibraltar erwähnt. Dieſe Vorſtellung von Odyſſeus Fahrt durch die Straße von Gibraltar iſt jetzt ſo tief eingewurzelt, daß ſelbſt Ritter, der doch immer unmittelbar aus den Quellen zu ſchöpfen ſtrebt, in ſeiner vortrefflichen Geſchichte der Erdkunde ſagt: „Die äußerſte Weſtgrenze der Homeriſchen Weltkunde ſind die Säulen des Herkules. In dieſe noch fabelhafte Weſtwelt ſind die Irrfahrten des Odyſſeus verlegt.“*) Verlegt, ja! aber nur von den Ausdeutern. Da ich im Homer nichts von den Säulen des Herakles finden konnte, auch keine Andeutung dieſer Gegenden unter andern Namen, meinte ich, wenn auch die Phönicier dieſe Gegend ſchon zu Homers Zeit gekannt haben würden, dürfte ſie doch dem Dichter und überhaupt den Griechen ſeiner Zeit unbekannt geblieben ſein. Um darüber Auskunft zu erhalten, wandte ich mich an Herrn Profeſſor Paucker und erhielt folgende Belehrung: „Die Griechen werden wohl zuerſt durch die Phönicier etwas von der Straße von Gibraltar gehört haben. Die älteſte auf uns gekommene Nachricht von der Fahrt eines Griechen durch dieſe Straße iſt die des Samiers Colaeus (um die Mitte des 7. Jahrh. v. Chr.), von der Herodot (IV, 152) erzählt. Die Benennung: Säulen des Herakles findet ſich in den bis zu uns gekommenen Schriften der Griechen erſt im 6. Jahrh. vor Chr.; allein da ſie nur gelegentlich vorkommt, iſt es doch wahrſcheinlich, daß ſie ſchon früher bekannt war.“ Da Kirke's Inſel in der Odyſſee ſelbſt der Wohnſitz der Morgenröthe genannt wird**) und in der Nähe derſelben der Teich oder See

*) Ritter, Geſchichte der Erdkunde und der Entdeckungen. 1861. S. 46.

**) Odyſſee XII, V. 3. 4. Voß, der ſonſt ſo genau überſetzt, ſchiebt bei dieſer merkwürdigen Stelle das Wörtchen „ſchon“ ein, daß es ſcheint, Eos, die Morgenröthe, ſei ſchon hier angelangt geweſen. Allein das

(λίμνη) ſich befand, aus welchem Phöbus täglich ſich erhob, um ſeinen Lauf am Himmel zu unternehmen, ſo ſcheint dieſe Angabe allein hinreichend zu erweiſen, daß der Dichter ſich dieſe Inſel weit nach Oſten dachte, und ſie hätte wohl davon abhalten ſollen ſie im fernen Weſten zu ſuchen.

Daß die ſpätern Griechen dieſen Aufenthalt der Kirke an der Weſtküſte von Italien ſuchten und annahmen, iſt nicht zu leugnen, denn das Vorgebirge Circaeum, das jetzige Circello, im Römiſchen Gebiet, galt dafür; allein die ſpätere Benennung dieſer Oertlichkeit kann die in der Odyſſee vorkommenden Winke nicht berichtigen noch widerlegen.*) Wo eine Sage im Volke lebt, da heftet ſie ſich auch leicht an markirte Stellen des Bodens, ſonſt müßte der Adams-Berg in Ceylon für Adam, die Tells-Kapelle für Tell und die Rennbahn des Achilleus und die nach ihm benannte Inſel im Schwarzen Meere für Achill Zeugniß ablegen. Die Samojeden zeigten Herrn v. Schrenck dem älteren ein Defilé in ihrem Lande, durch welches Alexander der Große gezogen ſein ſoll, obgleich dieſer Eroberer nie ein Wort von den Samojeden und ihrem Lande gehört haben wird. Die Namen von den Flüſſen der Homeriſchen Unterwelt ſind auch an allerlei Flüſſe in Griechenland, Epirus, und Italien vergeben worden. Die Weſtküſte dieſes Landes iſt wohl erſt nach Homer den Griechen bekannt geworden; ſie brachten die Kenntniß der Homeriſchen Dichtungen mit, es war ſehr natürlich, daß ſie

---

Griechiſche Wort (οἰκία), das hier gebraucht wird, heißt geradezu: Haus, Wohnung — allenfalls Häuslichkeit, ſchließt aber jeden Beſuch aus. Aeäa war nach Homer die Heimath der Morgenröthe. Der Sonnengott durchläuft das Himmelsgewölbe, aber die Morgenröthe ſteigt auf und verſchwindet im Oſten.

*) Selbſt Strabo, der ſonſt bemüht iſt Homers geographiſche Kenntniß zu preiſen, der einen Ort Aea als in Kolchis gelegen angiebt, iſt durch den Namen des Vorgebirges Circaeum, Griechiſch Kirkaion, verleitet, der Kirke Homers einen Wohnſitz im Weſten anzuweiſen. Strabo, p. 21.

dieſe an entſprechende Punkte fixirten. Das Vorgebirge, welches nach der Kirke benannt wird, beſteht aus einer Höhe, welche auf drei Seiten vom Meere umgeben iſt und auf der vierten mit dem Feſtlande nur durch einen Sumpf verbunden wird; Grund genug dieſe Höhe für eine ehemalige Inſel zu halten. Dieſes Vorgebirge mag denn auch veranlaßt haben, in der benachbarten Bucht von Cajeta die Bucht der Läſtrygonen zu ſuchen, obgleich jene Italieniſche Bucht, wie wir oben gezeigt haben, einen vollkommenen Gegenſatz zu Homers Schilderung von dieſer bildet.

Nach dem Geſagten ſcheinen mir die Bilder, welche im 10., 11. und in der erſten Hälfte des 12. Geſanges der Odyſſee zur Verherrlichung der Irrfahrten ihres Helden dienen, unzweifelhaft dem Schwarzen Meere entnommen;*) aber auch der

*) Prof. Kirchhof ſoll in einem neuen Werke (Die Compoſition der Odyſſee 1869) die Ueberzeugung ausſprechen, daß der 10., 11. und 12. Geſang der Odyſſee urſprünglich in der dritten Perſon abgefaßt waren und ſpäter verarbeitet ſind um ſie in einen Bericht des Odyſſeus umzugeſtalten. Ob er in dieſem Bericht auch einen veränderten Schauplatz anweiſt, kann ich nicht ſagen, da ich das Buch nur aus einer Anzeige kenne.

Prof. Friedr. Vater, einſt zu Kaſan, ſtellt die Anſicht auf (Der Argonautenzug S. 17), daß die Landſchaft-Schilderungen der ältern Dichter gar nicht auf Kenntniß irgend einer Art beruhten, daß die Benennungen Kolchis, Aeäa, urſprünglich ſymboliſche Bedeutung hatten, und daß man erſt in viel ſpäterer Zeit die Ortſchaften beſtimmte, die zu den Schilderungen zu paſſen ſchienen. Sollten auch andere Alterthumsforſcher derſelben Meinung ſein, ſo müßte man ihnen rathen, eine Reiſe nach Balaklava zu machen, um die Treue zu bewundern, mit der die Natur dort mit Fels und Meer die Phantaſie Homers nachgebildet hat. Daß man Gegenden, von denen man nur gehört, nicht ganz vollſtändig ſchildern kann, und insbeſondere von der gegenſeitigen Lage keine richtige Vorſtellung hat, iſt ſehr natürlich, aber daß die Wirklichkeit genau einem Phantaſiebilde entſpricht, wäre ein vollkommenes Wunder. Da ſagt mir Mannerts Bemerkung bei Gelegenheit von Homers Schilderungen der Läſtrygonen viel mehr zu. „So tief in das Einzelne der Schilderungen geht Homer nie ohne hiſtoriſche Kunde von Augenzeugen zu haben.“ Mannert, a. a. O. S. 11.

Reſt des 12. Geſanges dieſes Epos iſt nicht von der Art, daß er nöthigte die darin erzählten Begebenheiten nach Weſten zu verſetzen. Nachdem Odyſſeus ſeine Gönnerin Kirke verlaſſen hat, kommt er, wie ſie ihm voraus geſagt hatte, an der Wieſe vorbei, auf welcher die Sirenen ſo zauberiſch ſingen, daß ſie alle Menſchen unwiderſtehlich anlocken, welche ſie ſingen hören. In dieſer Epiſode iſt ſo wenig Natur, daß man keinen Anhalt finden kann, ſie irgend wohin zu verſetzen. Ihr Schauplatz kann ebenſo gut im Schwarzen Meer als in irgend einer andern Gegend geſucht werden. Für die fernere Reiſe ſagt ihm Kirke voraus, er müſſe entweder an den Irrfelſen vorbei, an denen Alles zerſchlagen wird, was ſich ihnen nähert; nur das Schiff Argo ſei mit Hülfe von Here (Juno) unzerſtört hier durchgekommen; oder einen andern Weg durch ein heftig ſtrömendes Gewäſſer, wo auf der einen Seite das Ungeheuer Skylla in einer Felshöhle wohnt und die Vorbeiziehenden verſchlingt, auf der andern Seite aber die Charybdis ſich findet, ein Schlund, der abwechſelnd das Waſſer einzieht und wieder ausſpeit. Wo ſind dieſe Wege zu ſuchen? Nun, im Sagenkreiſe des Alterthums galten 2 Felsſpitzen am Eingange des Thrakiſchen Bosporus, wenn man aus dem Schwarzen Meere kommt, die Kyaneen, Symplegaden (Planktae bei Homer)*) für Felſen, an denen man leicht Schiffbruch litt. Hier kennt ſie Strabo, der ſelbſt von der Südküſte des Schwarzen Meeres gebürtig, dieſes Meer beſſer kennt als irgend ein anderer der alten Schriftſteller. Natürlich galten ſie zu ſeiner Zeit nicht mehr für beweglich und gegen einander ſtoßend, wie in der Sagenzeit, doch bemerkt er, daß die an dieſe Felſen angetriebenen Schiffe von der

*) Bei Homer wird das Zuſammenſchlagen der Felſen nicht beſonders ausgedrückt, wie in andern Sagen, ſie ſind bei ihm nur beweglich oder irrend, aber feuerausſtrömend; deswegen haben einige Erklärer ſie für verſchieden von den Kyaneen anſehen wollen und ſie für die Lipariſchen Inſeln erklärt.

benachbarten Völkerſchaft ausgeplündert werden.*) Auch läßt ſich für die Entſtehung jener Sage von der Beweglichkeit dieſer Felſen eine Veranlaſſung finden. Durch die Meerenge von Konſtantinopel geht ununterbrochen eine Strömung von Norden nach Süden, die zu Zeiten ſo ſtark wird, daß ein gutes Segelſchiff nur mit recht ſcharfem Winde, von Süden nach Norden ſegelnd, ſie überwinden kann. Jede ſolche Strömung iſt in der Mitte etwas höher als an den Seiten; ſie iſt gleichſam gewölbt. Davon iſt wieder eine Folge, daß Gegenſtände, die nicht tief eintauchen, immer die Neigung haben, nach der Seite abzugleiten. Ruderböte alſo werden immer unvermerkt vom Rücken der Strömung nach der Seite, vorzüglich nach rechts, abzugleiten die Neigung haben, ohne daß man den Grund deutlich ſieht. Da mag es denn den früheſten Schiffern wohl ſo geſchienen haben, als ob die Felſen ſelbſt ihnen entgegen kämen. Dazu kommt, daß dieſe Felſen einander ſo nahe ſind, daß ſie bei einiger Entfernung des Beobachters einander verdecken. Die Irrfelſen alſo, oder diejenigen Felſen, welche man jetzt für die Kyaneen der Alten hält, liegen rechts zur Seite der Hauptſtrömung der Meerenge von Konſtantinopel. Dieſe geht conſtant aus dem Schwarzen Meere in das Marmor-Meer und zu Zeiten ſehr heftig, wenn nämlich das Schwarze Meer vorher durch Südwinde aufgeſtaut war, und darauf Nordwinde auftreten. Dann werden Gegenſtrömungen, die in den ausgebuchteten Seitentheilen vielleicht nie ganz fehlen, ſtärker. Dieſe Gegenſtrömungen müſſen ihr Waſſer aber nothwendig wieder in die Hauptſtrömung zurückführen, ſind alſo nur Ausdrücke von Wirbeln oder Strudeln. Von dieſen Gegenſtrömungen oder Strudeln ſpricht jede etwas ausführliche Be-

*) Nach Strabo ſoll auf jeder Seite der Meerenge ein ſolch iſolirter Felſen ſtehen. Jetzt kennt man ſolche Felſen nur auf der Europäiſchen Seite. Vielleicht iſt ein ähnlicher Fels auf der Aſiatiſchen Seite im Laufe der Zeit von den Wellen zerſtört.

ſchreibung des Bosporus. Vorragende Felſen ſind auch genug da, und die durchgehende Hauptſtrömung wird an einzelnen Stellen, z. B. bei Arnautköi ſo ſtark und gefährlich, daß man ſie da noch jetzt Teufelsſtrömung nennt*). Dazu kommt, daß die Meerenge von Konſtantinopel eine Länge von 5 Meilen hat, die von Meſſina kaum eine Meile. Es war alſo hier wohl mehr Stoff für die Sage von der in einer Felshöhle drohenden Skylla und der einſchlürfenden Charybdis, als die ſchnell ſich erweiternde Straße von Meſſina gewähren kann. Daß in dieſer Beſchreibung auch außer dem Scheuſal der Skylla gewaltige poetiſche Uebertreibung herrſcht, wird ja wohl zu ſagen nicht nöthig ſein.

Aber, ruft man mir vielleicht entgegen, wie kann man Skylla und Charybdis in dem Bosporus finden wollen, da ſchon das Alterthum ſie in der Straße von Meſſina fand, wo von der Kalabriſchen Seite ein Felſen, Scyllaeum genannt, hervortritt, an dem man Schiffe und Mannſchaft verlieren kann, wenn man zur Zeit eines Sturmes daran treiben läßt, und daß man auf der Sicilischen Seite einen Strudel finden kann, wenn man darnach ſucht?

Ich weiß wohl, daß alte und neue Geographen Skylla und Charybdis in der Meerenge zwiſchen Sicilien und dem Feſtlande ſuchen, glaube auch gern, daß die Nähe des Felſens Skylläum zur Zeit eines Sturmes gefährlich werden kann, wie jeder andere Fels in ſolcher Zeit. Was aber ſeinen Namen anlangt, ſo kann er ſo wenig beweiſen, als die viel mächtigern Säulen des Herkules die Gegenwart dieſes mythiſchen Helden erweiſen. Ich habe nur ſagen wollen, daß man die vorſpringenden Felſen und die Strudel zahlreicher in der Meerenge von Konſtantinopel als in der von Meſſina findet, ich habe ferner

*) Scheitan-Akindiſi im Türkiſchen. Klöden, Handbuch der Erdkunde. II. p. 1178.

daran erinnern wollen, daß Kirke dem Odyſſeus den Ausweg aus dem Schwarzen Meere und die Gefahren deſſelben anzeigen wollte; denn was hätte ſie mit Sicilien zu thun, oder was hätte Odyſſeus da zu ſuchen, wenn er aus dem Schwarzen Meer nach ſeiner vaterländiſchen Inſel Ithaka wollte? „Aber Odyſſeus landete doch gleich in Sicilien, nachdem er an der Skylla und der Charybdis vorbei gekommen war" entgegnet man vielleicht.*) Das iſt allerdings die gewöhnlichſte Anſicht, aber ich kann ſie nicht in Uebereinſtimmung mit dem Texte des Epos bringen. Kirke hatte vorausgeſagt (Od. XII, V. 127), daß man nach Paſſirung der beiden gefährlichen Ungeheuer, der Skylla und Charybdis, zu der Inſel Thrinakia kommen würde. So geſchah es auch; bald nachdem die Abenteurer beiden Ungeheuern entflohen waren, kamen ſie zu dem geſegneten Eiland Thrinakia, auf welchem die Rinder und Schaafe Apollo's weideten (Od. XII, V. 261), vor deren Verletzung ſowohl Tireſias als Kirke dringend gewarnt hatten, da Phöbus eine Tödtung oder Verletzung dieſer Thiere, an denen er täglich bei ſeiner Bahn am Himmel ſeine Freude habe, ſchrecklich rächen würde. Odyſſeus will daher auch an der Inſel vorbei ſteuern; allein ſeine Begleiter ſetzen ſich dagegen; ſie wollen nicht bei einbrechender Nacht in das offene Meer hineinrudern, ſondern in einer Bucht ausruhen und erſt mit dem andern Tage in das offene Meer. Da läßt der Führer ſie ſchwören, keins der Rinder oder Schaafe zu ſchlachten, ſondern nur die

*) Ich habe mich ſo oft auf Strabo berufen, daß ich, um unparteiiſch zu ſein, nicht verſchweigen will, daß auch Strabo die Skylla und Charybdis in der Straße von Meſſina ſieht. Das iſt aber ſehr natürlich, da die ſpätern Griechen einen Fels dieſer Meerenge nach der Skylla benannt haben. Zwiſchen Homer und Strabo liegt ein Zeitraum von 900 oder mehr Jahren. Strabo ſuchte auch die Stadt der Läſtrygonen in Formiae an der Cajetaniſchen Bucht, weil er dieſe Deutung bei den Römern eingebürgert fand, und ich habe oben gezeigt, daß die Cajetaniſche Bucht den vollen Gegenſatz zu Homers Schilderung der Läſtrygonenbucht bildet.

Speiſe und den Trank zu genießen, die ſie von Kirke's Ausrüſtung noch vorräthig haben. In der Nacht aber bricht ein unermeßlicher Sturm aus. Man muß das Schiff an's Land ziehen. Der Sturm hält jedoch einen ganzen Monat an. Der Vorrath von Speiſe und Trank geht zu Ende und um dem Hungertode nicht preisgegeben zu ſein, ſchlachten die Begleiter eine Anzahl Rinder, während Odyſſeus wieder zur unrechten Zeit vom Schlaf ſich hat übermannen laſſen. Phöbus Apollo wird ſehr erzürnt über dieſen Frevel und droht den übrigen Göttern, er werde künftig der Unterwelt leuchten, wenn nicht Rache geübt wird an der Schaar des Odyſſeus. Da verſpricht Zeus mit ſeinem Blitze das Schiff zu zertrümmern, Phöbus möge nur fortfahren der Oberwelt zu leuchten. Das Schiffsvolk ſchmauſt noch ſechs Tage von den erlegten Rindern. Am ſiebenten läßt der Sturm nach, man beſteigt ſogleich das Schiff und geht unter Segel. Als man von der Inſel entfernt genug iſt, um nur Himmel und Waſſer zu ſehen, kommt plötzlich ein heftiger Windſtoß aus Weſten, der den Maſt niederreißt, mit ihm den Steuermann erſchlägt und ins Meer ſchleudert. Gleich darauf ſchickt Zeus einen Blitzſtrahl, der das Fahrzeug ganz zertrümmert und die ſämmtliche Mannſchaft in's Meer wirft. Alle ertrinken bis auf Odyſſeus, den Unverwüſtlichen, der Kiel und Maſtbaum, an dem noch die zerriſſenen Seile hängen, zuſammenbindet und auf dieſem Nothfloß ſeine Reiſe fortſetzt. Bald aber ruht der Weſt und es erhebt ſich ein heftiger Süd, der den Dulder mit Gewalt die ganze Nacht hindurch gegen die Charybdis zurücktreibt. Am andern Morgen kommt ſein unlenkſames Fahrzeug an der Charybdis an, in dem Augenblicke, in welchem ſie eben einſchlürft. Odyſſeus, der ſich immer zu helfen weiß, wenn er allein iſt, greift ſchnell nach einem überhängenden Feigenbaum und hängt an dieſem „wie eine Fledermaus", bis das Ungethüm ſein eingeſchlürftes Fahrzeug wieder ausſpeit. Dann ſchwingt er ſich auf daſſelbe,

und läßt ſich dann mit den Händen rudernd noch neun Tage umhertreiben, bis er auf Ogygia, der Inſel der Nymphe Kalypſo, landet.

Wo ſoll nun alles dieſes vorgefallen ſein?

Thrinakia oder Trinakria heißt die Dreiſpitzige (nämlich Inſel). Das ſpätere Alterthum hat daher angenommen, daß Sicilien darunter verſtanden ſei, weil Sicilien in drei Spitzen ausläuft. Mir ſcheinen Völckers Bemerkungen, daß Sicilien damit nicht gemeint ſein könne, ſehr begründet.*) Zuvörderſt iſt ihm ſehr zweifelhaft, ob die Griechen der Homeriſchen Zeit ſchon die Geſammtgeſtalt dieſer ausgedehnten Inſel überblicken konnten, die ihnen vielmehr als ein großes Land erſcheinen mußte. Ferner bemerkt er, daß von ihr Verhältniſſe ausgeſagt werden, die auf Sicilien gar nicht paſſen. Sie ſoll nur von zwei Nymphen, welche die Rinder zu bewachen haben, bewohnt ſein; auch finden Odyſſeus und ſeine Leute gar keine Menſchen. In Sicilien aber wohnten allerlei Völker, die ſchon im Homer vorkommen, und auch die Kyklopen, bei denen Odyſſeus in den frühern Geſängen allerlei Abenteuer beſteht, ſucht man gewöhnlich in Sicilien. Und wie ſoll man es ſich erklären, daß die Schiffenden Thrinakia erſt erreichen, nachdem ſie Skylla und Charybdis paſſirt ſind, und daß, nachdem für ſie bei der Rückkehr Thrinakia außer Sicht gekommen iſt, Odyſſeus wieder zur Charybdis kommt? Völcker glaubt das Räthſel zu löſen und Homers freilich irrige Vorſtellung wiederzugeben, indem er Thrinakia als dreiſpitzige Inſel zwiſchen Sicilien und dem Feſtlande gelegen zeichnet. Dadurch aber werden dieſe beiden Länder aus einander gerückt; da müßte jedoch eins von beiden Ungeheuern zu Thrinakia gehören, denn ſie müſſen beide Seiten derſelben Meerenge einnehmen, ſonſt verlieren ſie alle Bedeutung. Lägen ſie am offenen Meere, ſo würde alle Welt ihnen

*) Völcker, Homeriſche Geographie. S. 119.

vorbeifahren und alle Gefahr vermeiden, beſonders wenn man gewarnt iſt. Für uns, die wir Odyſſeus aus dem Schwarzen Meere kommen laſſen, entſteht nun noch die Schwierigkeit, daß Kirke gewaltig viel Speiſe und Trank mitgegeben haben müßte, wenn die Geſellſchaft damit bis Sicilien kommen und dort noch einige Wochen davon hätte leben können!

Aber iſt denn Sicilien die einzige dreiſpitzige Inſel?

Gewiß nicht! Da iſt z. B. ganz nahe an der Ausmündung der Dardanellen eine kleine Inſel mit drei ſcharf vortretenden Spitzen, Imbros bei den Alten genannt, jetzt Imbro oder Embro. Sie hat nur einige Quadratmeilen Ausdehnung. Ihre Geſtalt kann deshalb leicht von einem anſegelnden Schiffe erkannt werden, noch beſſer freilich, wenn man einen Gang in das Innere macht, wo ſie hoch iſt. Hier überſieht jedes Auge, daß dieſe Inſel dreiſpitzig iſt; aber daß Sicilien dreiſpitzig iſt, kann kein menſchliches Auge überſehen, nur der Verſtand und die Phantaſie vermögen das. Eine ſo kleine Inſel wie Embro möchte man auch leicht unbewohnt ſich denken und dem Phöbus geheiligt. Wenn man von dieſer Inſel mit einem Weſtwinde abſegelt und bald darauf von einem Sturme aus Süden ergriffen wird, ſo kommt man zwar nicht gleich in die Meerenge von Konſtantinopel, ſondern zuerſt in die Dardanellen; aber wenn man lange forttreibt, kommt man dahin, wo wohl urſprünglich Skylla und Charybdis zu ſuchen waren. Auch hat es etwas Natürliches und Einfaches, daß Tireſias und Kirke dem Odyſſeus nur Anleitung geben, wie er das Schwarze Meer zu verlaſſen hat. Er ſoll nur, wenn er aus der Meerenge kommt, und Thrinakia vor ſich ſieht, an dieſer Inſel vorbeifahren. Weiter wird ihm nichts geſagt, denn im Aegeiſchen Meere wird Odyſſeus ſchon Beſcheid wiſſen und ſein Vaterland Ithaka finden können.

Ob ich denn alle Fahrten des Odyſſeus auf das Schwarze Meer beſchränken will? fragt man vielleicht ungeduldig. Keines-

wegs! Der Anfang ſeiner Irrfahrten iſt ſehr beſtimmt gezeichnet und der Schauplatz dieſes Anfanges kann nur im Mittelländiſchen Meere geſucht werden. Von Troja kommend plündert der tapfere Mann zuerſt mit ſeiner Mannſchaft an der Südküſte von Thrakien. Kaum iſt er von dort abgefahren, ſo überfällt ihn Sturm aus Norden, vor dem er an's Land ſich flüchtet; nachdem er wieder aufgebrochen iſt, reißen ihn Sturm und Strömung bei dem Vorgebirge Malea, dieſer ſüdöſtlichen Spitze des Peloponneſus neun Tage fort und bringen ihn zu den Lotophagen, die man nur an der Nordküſte von Afrika ſuchen kann. Er hat offenbar dieſes Vorgebirge, das ſchon im Alterthum als ſtürmiſch berüchtigt war, umfahren wollen, um auf dem nächſten Wege nach Ithaka zu kommen, das auf der Weſtſeite des Peloponneſus liegt. Aber der Sturm hat ihn ſo weit verſchlagen, daß er gar nicht mehr weiß, in welcher Richtung er ſeine väterliche Inſel ſuchen ſoll. Der Dichter hat das ſehr gut eingerichtet, weil er nur in unbekannten Fernen die Wunderdinge ihm zuführen kann, die er erfahren und beſtehen ſoll. Die Wunder beginnen hier ſchon, denn die Perſonen, welche Odyſſeus zur Erkundigung des Landes ausgeſendet hatte, haben nach dem Genuſſe des Lotus die Erinnerung an das Vaterland und die Liebe zu demſelben verloren. Nachher kommt das Land der rieſigen, menſchenfreſſenden und einäugigen Kyklopen, und dann ſogar die ſchwimmende Inſel des Aeolos, die, obgleich mit einem Kranze von Felſen umgeben und mit mächtigen ehernen Mauern verſehen, dennoch auf dem Meere ſchwimmt. —

Sicher iſt kein Grund, den Schauplatz dieſer Fahrten in's Schwarze Meer verſetzen zu wollen. Dieſer Anfang der Fahrten iſt ganz beſtimmt in den öſtlichſten Abſchnitten des Mittelländiſchen Meeres. Die Lotophagen kann man nur in Afrika ſuchen, wo früher und ſpäter Lotus-Eſſer bekannt waren. Die darauf folgenden Abenteuer gehören ganz in das Reich der

Phantaſie und geben ſo wenig ſichere Anhaltspunkte, daß man, nach meiner Meinung, ſie gar nicht lokaliſiren ſollte. Ich behaupte nur, daß für das 10., 11. und 12. Buch der Schauplatz im Schwarzen Meere iſt, weil die Bucht der Läſtrygonen ſo gezeichnet wird, daß ihre Uebereinſtimmung mit der Wirklichkeit von Balaklava in die Augen ſpringt, weil die Kimmerier, bei denen der Eingang in die Unterwelt ſein ſoll, nach alten hiſtoriſchen Nachrichten an der Meerenge von Kertſch wohnten, die nach ihnen über tauſend Jahr nach Homer noch der Kimmeriſche Bosporus hieß, weil hier auch augenſcheinliche Veranlaſſung war, einen Verkehr zwiſchen Oberwelt und Unterwelt anzunehmen, weil es natürlicher iſt, den Aufenthalt der Kirke im Schwarzen Meer zu finden, als weit hin nach Weſten, und auch Eos, die Morgenröthe, bei ihm zu Hauſe iſt, weil die Durchfahrt durch den Bosporus ohne Vergleich ſchwieriger und gefährlicher iſt, als die Durchfahrt durch die Straße von Meſſina. In dieſer ſoll wirkliche Gefahr und ſchreckliche Brandung nur ſein, wenn ein Sturm von Süden wüthet. Zur Zeit eines Sturmes iſt jede Nähe von Felſen gefährlich. Ich halte es daher für möglich, daß die Namen der Skylla und Charybdis erſt ſpäter in dieſe Straße verſetzt ſind, wie ja überhaupt die Namen der Griechiſchen Sagen in die ganze Welt zerſtreut worden ſind. Wie oft hat ſich der Name des Herakles als Heraklea oder Herculanum wiederholt? Rennbahnen und eine Inſel des Achilleus giebt es im Schwarzen Meere und eine Inſel des Diomedes iſt ſogar im 18. Jahrhundert an der Nordküſte von Oſtſibirien von einem Ruſſiſchen Officier entdeckt. Da ſich dieſe Inſel nicht wieder hat auffinden laſſen, ſo ſcheint es faſt, daß dieſer Officier, von der Begierde zu zeigen, daß er die Helden des Trojaniſchen Krieges kannte, ſich hat verleiten laſſen, einen Nebel für eine Inſel anzuſehen. — Indeſſen bin ich gern bereit, die Vermuthung, die beiden einander gegenüberſtehenden Ungeheuer wären in dem Ausgange des

Schwarzen Meeres zur Welt, das heißt in die Phantaſie der Menſchen gekommen, aufzugeben, wenn man ſie von Sicilien nicht entlaſſen will. Dann bliebe nur der 10., 11. und der Anfang des 12. Geſanges für das Schwarze Meer, — und Kirke müßte einen wunderbaren Vorrath von Proviant mitgegeben haben.

Wichtiger iſt der Einwand: Wie kann Odyſſeus in das Schwarze Meer gekommen ſein, da doch der Anfang ſeiner Fahrten ganz entſchieden nicht dahin ging? Ich antworte: Durch Zauberei iſt Vieles möglich, beſonders wenn Unkenntniß, beabſichtigte oder unbeabſichtigte, dazu kommt. Daß man in früher Zeit das Schwarze Meer gegen Weſten nicht abgeſchloſſen ſich dachte, lehrt die Sage von der Argonautenfahrt, mochte man vermöge des Iſter (der Donau) oder auf andere Weiſe in das weſtliche Meer gelangen können. Vor dem Beſuche der Läſtrygonen-Bucht, mit dem ſeine Abenteuer im Schwarzen Meere beginnen, war Odyſſeus bei Aeolos geweſen und war von dieſem auf ſeiner patriarchaliſchen ſchwimmenden Inſel einen Monat hindurch ſehr gaſtfrei verpflegt und dann freundlich entlaſſen worden, wobei ihm günſtiger Wind, nämlich ein mäßiger Zephyr mitgegeben wurde. Aeolos giebt ihm aber auch einen Schlauch aus Rindshaut mit, der feſt zugebunden die unbändigen ſtürmiſchen Winde enthält. Wozu er dieſen Schlauch mitgiebt, ſagt er dem Heimkehrenden nicht, und der Dichter ſagt es uns auch nicht. Ich denke, dieſer hatte guten Grnnd dazu, wie die Folge zeigt. Mit dem günſtigen Zephyr geht nämlich das Schiff der Abenteurer gerade auf Ithaka zu und am neunten Tage bekommen ſie ſchon dieſe Inſel in Sicht. Da übermannt Odyſſeus, der bisher unausgeſetzt am Steuerruder geſtanden hat, der Schlaf. Natürlich machen in dieſer Zeit ſeine Begleiter wieder dumme Streiche. Neugierig öffnen ſie den Schlauch, weil ſie glauben, daß Schätze von Gold und Silber darin ſind, die ſie doch ſehen wollen. Mit fürchter-

lichem Sauſen fahren die Winde heraus und reißen das Schiff mit ſich fort in das offene Meer. Wohin werden ſie ſich wenden? Natürlich zu ihrem Herrn, zu Aeolos ſchwimmender Inſel. Aeolos will aber jetzt nichts mehr von Odyſſeus wiſſen und jagt ihn fort von ſeiner Inſel, da er offenbar von den Göttern verfolgt werde. Dieſer fährt nun ganz in der Irre und kommt zu den Läſtrygonen. Früher war die Inſel des Aeolos offenbar im Weſten von Ithaka, da der Zephyr von ihr nach Ithaka brachte. Wo ſie aber jetzt ſich befand, kann man nicht wiſſen; wie ſchnell ſie fluthen kann, iſt auch nicht angegeben. Ich denke mir die Schwimmfähigkeit der Inſel und der mitgegebene Windſchlauch ſind nur das Mittel, unſere Abenteurer auf unbekannten Wegen in das Schwarze Meer zu bringen. Recht ſchlau erdacht! Dem Homer zuzumuthen, er habe es wirklich für möglich gehalten, eine felſige Inſel, mit eherner Mauer umkränzt, könne auf dem Meere umherſchwimmen, wäre doch gar zu naiv, obgleich einige Ausleger in der That verlangen, man müſſe annehmen, daß Homer an die Wahrheit aller ſeiner Erzählungen geglaubt habe. Daß Steine und Metall nicht ſchwimmen, lernt man nicht erſt in der Phyſik, ſondern der dümmſte Bauerjunge weiß es. Daß Homer an das Schwimmen einer ſolchen Inſel habe glauben können, iſt doch ſelbſt unglaublich. Wozu wäre auch die Phantaſie, wenn ſelbſt der Dichter ſich ihr nicht ergeben dürfte! Hat man in Homer nicht zu ſehr den Geographen geſucht? Man möchte gern wiſſen, was die Griechen zu ſeiner Zeit von der Oberfläche der Erde kannten. Dieſe Frage iſt nicht müßig, denn die Antwort auf ſie kann uns Auskunft über die Geſchichte der Menſchheit und des Verkehrs der Griechen geben. Aber wenn die Antwort nicht beſtimmt ausfällt, was hilft es, ſie erzwingen zu wollen und darüber zu ſtreiten, ob Sicilien das Land der Kyklopen iſt, wie man gewöhnlich annimmt, oder nicht iſt, wie Ukert, ſo viel mir er-

innerlich iſt, nachweiſt. Nach Mannert war die Inſel der Kyklopen ein kleines Eiland an der Libyſchen Küſte.*) Kann man überhaupt fabelhafte Dichtungen geographiſch verzeichnen? Verlohnt es ſich, eine Karte zu Münchhauſen's Abenteuern oder zu Gulliver's Reiſen zu verzeichnen? Die letztern geben doch zuweilen geographiſche Längen und Breiten an. Sehr berechtigt iſt man aber zu forſchen, welche geographiſche Kenntniſſe aus den Homeriſchen Gedichten oder überhaupt aus dem Kreiſe der alten Sagen hervorleuchten. Ich denke mir, daß es für den Geſchichtsforſcher von hoher Wichtigkeit ſein muß, darüber Auskunft zu erhalten. Aber zu behaupten, daß Homer eine Gegend nicht kennt, wenn er ſie nicht nennt, iſt doch gerade ſo, als ob man von ihm erwartete, ein geographiſches Handbuch für künftige Gelehrte abgefaßt zu haben, oder als ob man einen Katecheten abhörte und zuverſichtlich behauptete, was er nicht ausſagt, weiß er auch nicht.

Das führt mich zum Schluſſe. Es ſcheint mir ziemlich müßig, die Reiſeroute des Odyſſeus verzeichnen zu wollen. Aber wenn man aus dieſer Route erkennen will, von welchen Gegenden der Dichter Kenntniß hat, ſo ſtehe ich nicht an zu behaupten, daß gerade die Kenntniß von den Küſten des Schwarzen Meeres aus den Bildern, die im zehnten, elften und zwölften Geſange vorkommen, deutlich hervorleuchtet, mögen ihm dieſe Bilder durch Griechen oder durch Phönicier zugekommen ſein. Iſt aber der Zugang zur Unterwelt am Kimmeriſchen Bosporus zu ſuchen, ſo fällt eine Karte der Odyſſee ganz anders aus als die gewöhnlichen. Mir ſcheint vielmehr, daß Homer von dem weſtlichen Theile des Mittelmeeres viel weniger eine Vorſtellung hat als vom Schwarzen Meere. Daß von dieſem ſeine Vorſtellung nicht eine geographiſch völlig richtige iſt, verſteht ſich von ſelbſt und es kann gar nicht anders

*) Mannert a. a. O. S. 9.

ſein, wenn man eine Gegend nur aus Erzählungen kennt. Ich habe bemerkt, daß Homer ſich die Gegend von Kolchis viel zu nahe bei dem Kimmeriſchen Bosporus denkt. — Ich bin alſo weit davon entfernt zu glauben, daß der oder die Verfaſſer der Odyſſee und der Iliade eine ſo vollſtändige oder zuſammenhängende Kenntniß von dem Schwarzen Meere hatten, daß ihrer Phantaſie ein völlig richtiges Bild vorſchwebte. Ein ſolches Bild konnten in Zeiten, in denen keine Landkarten im Gebrauche waren, nur diejenigen gewinnen, welche ein Land oft und an mehreren Punkten betraten. Aber Bilder einzelner Gegenden der Ufer des Schwarzen Meeres ſind offenbar naturgetreu wiedergegeben, mit Uebertreibungen, wie ſie bei wiederholter mündlicher Mittheilung ſich unwillkührlich bilden, wie ſie aber der Dichter braucht und daher auch wohl ſelbſt erzeugt. Dieſe Bilder ſind vollſtändiger und richtiger als die aus dem Mittelländiſchen Meere mitgetheilten. Ja! mir ſcheint, kein Land weſtlich von Ithaka iſt kenntlich geſchildert. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß der Griechiſche Handel ſchon im Schwarzen Meere einheimiſch war und dem Phöniciſchen mehr als die Wage hielt, wogegen nach Weſten die Phönicier den Griechen weit voran waren. In der That gründeten ſchon im Anfange des achten Jahrhunderts vor Chriſto (um 784) Mileſier eine Kolonie in Sinope an der Südküſte dieſes Meeres. Keine der Griechiſchen Kolonien in Sicilien und Süd-Italien iſt vielleicht älter. Daß die Griechen ſchon früh einige Kenntniß von Taurien, wie ſie die Krym nannten, beſitzen mußten, zeigt ſich ja in der Sage von der Verſetzung der Iphigenia, Agamemnons Tochter, nach Tauris, als ſie in Aulis geopfert werden ſollte. Es kam mir darauf an zu erfahren, wie alt dieſe Sage ſein möchte. Ich wandte mich deshalb an den gründlichen Kenner des klaſſiſchen Alterthums und der Griechiſchen Literatur, Herrn Profeſſor v. Paucker in Dorpat, und erhielt von ſeiner Gefälligkeit folgende gütige

Auskunft: „Die Sage von Iphigenia's Scheinopfer in Aulis und Entrückung nach dem Lande der Taurer wird ſchon erzählt in dem alten Kypriſchen Gedichte (τὰ Κύπρια ἔπη), welches die dem Beginn der Ilias vorhergegangenen Ereigniſſe in 11 Büchern behandelte, und im Alterthume theils dem Homer ſelbſt, der es ſeinem Tochtermanne geſchenkt habe, zugeſchrieben wurde, theils dieſem Tochtermanne ſelbſt, der von den Meiſten Stasimus genannt wird. Ueber den Inhalt dieſes verlornen Epos ſind wir durch einen Auszug des Proclus unterrichtet, der ſich in einer Homer-Handſchrift gefunden hat."

Alſo ſehr bald nach Homer wurde die Sage von der Verſetzung Iphigenia's in das Land der Taurer in einer der ſogenannten kykliſchen Dichtungen fixirt. Aber wer könnte ſagen, wie früh dieſe Sage ſich bildete, wie früh alſo das Land der Taurer den Griechen dem Rufe nach bekannt war? Oder ſoll wieder das Schweigen Homer's als voller Beweis der Unkenntniß dienen? Aber Homer nennt doch — ganz im Vorübergehen, weil ſie nicht in ſeinen Sagenkreis gehören, noch nördlichere Völker des Feſtlandes. Indem er Zeus von Troja her in den fernen Norden blicken läßt, ſieht dieſer: Thraker, Myſer

„und treffliche Pferdemelker,
welche bei Milch arm leben, ein Volk der gerechteſten Männer."*)

Schon im Alterthume hatten einige Schriftſteller aus dieſer Stelle geſchloſſen, daß Homer die Skythen nicht gekannt habe, weil ſie nicht genannt ſind, als ob Homer die Verpflichtung übernommen hätte, eine Erdbeſchreibung zu liefern. Mit Recht eifert Strabo an mehreren Stellen gegen eine ſolche Deutung, denn die ganze Lebensart eines Volkes in wenigen Worten zeichnen, bedeute mehr als einen Namen nennen, der damals vielleicht noch nicht im Gebrauch war, vielleicht, ſetzen wir hin-

*) Iliade XIII. V. 5. u. 6.

zu, nicht gleich in das Versmaß des Hexameters paſſen wollte. Von Homer's Nachfolger Heſiod wird der Name Skythen ſchon gebraucht. Mit Recht erinnert Strabo daran, daß der Name, den man zuerſt dem Schwarzen Meere gab, „das ungaſtliche", wohl die frühe Kunde von den wilden Taurern und ihrer Sitte, die Fremden zu opfern, nachweiſt. Die alten Griechen, ſagt er, haben das Pontiſche Meer für das größte gehalten und den Kimmeriſchen Bosporus als im äußerſten Norden gelegen ſich gedacht. In der That ſcheint es, daß wenigſtens Homer dieſe Vorſtellung hatte. Es iſt ein ewiges Dunkel im Lande der Kimmerier, doch wohl weil die Strahlen des Sonnengottes nicht ſo weit zur Seite reichen konnten. Gerade dieſe Dunkelheit wird von den neuern Commentatoren benutzt, um die Kimmerier und die Unterwelt an das weſtliche Ende der bekannten und bewohnten Welt zu ſetzen. Die Sonne ſoll nämlich früher in das Meer tauchen, als ſie dieſe Gegend erreicht. Allein das Land der Kimmerier iſt bei Homer ſo nahe am Wohnſitz der Kirke, daß man in 10 Stunden etwa von dieſem zu jenem fahren kann, und die Wohnung der Kirke iſt dem Aufgange der Sonne nahe. Man müßte alſo vom Aufgange der Sonne bis über ihren Niedergang hinaus in der genannten Zeit von 10 Stunden etwa kommen können. Dennoch will man nicht davon laſſen, die Homeriſchen Kimmerier im äußerſten Weſten zu ſuchen, obgleich Homer nur ſolche Bäume hier wachſen läßt, die weit in den Norden reichen: Pappeln und Weiden. (Od. X, V. 510.)

Der Artikel „Kimmerier" in der gelehrten „Real-Encyklopädie der claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft, herausgegeben von Pauly", beginnt gleich ſo: „Ganz zu unterſcheiden von den hiſtoriſchen Kimmeriern ſind die des Homer", als ob es gefährlich wäre, nur die Frage aufzuwerfen, ob beide nicht identiſch ſind. Aber ich ſehe, daß ich mich ungebührlich wiederhole. Man wird das vielleicht verzeihlich finden, wenn man, wie ich,

in den verſchiedenen mir zugänglichen Schriften der Neuzeit nach Gründen ſucht, die Fahrten des Odyſſeus weit nach Weſten zu verſetzen und nur ein Uniſono finden kann, daß ſie im fernen Weſten unternommen ſind. Dieſe Lehre wird behandelt wie eine Offenbarung, welche zu begründen überflüſſig, zu bezweifeln — wenigſtens gefährlich, wenn nicht abſcheulich iſt. Sagt doch der Artikel „Kimmerier“ in jener gelehrten Real-Encyklopädie der claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft, ganz kategoriſch: „Ganz zu unterſcheiden von den hiſtoriſchen Kimmeriern ſind die des Homer“, ohne Beweiſe, ohne weitere Berufungen, an denen dieſes Werk ſonſt ſo reich iſt.

Jedenfalls iſt jenes Streben nach Weſten ſehr alt und ich muß wohl erwarten, daß man meine Vermeſſenheit, ein ſo altes Heiligthum angetaſtet zu haben, ſehr verwerflich finden wird. Sollte aber jemals bei den Alterthumsforſchern die Ueberzeugung Platz greifen, daß viele Bilder aus dem Schwarzen Meere in der Odyſſee zerſtreut ſind, ſo werden dieſelben auch wohl zu der Unterſuchung ſich wenden, wodurch zuerſt die Strömung nach Weſten veranlaßt iſt. Ich bin natürlich zu einer ſolchen Unterſuchung nicht befähigt oder auch nur geneigt. Doch habe ich mich nicht enthalten können, die Gedichte Heſiod's zu durchlaufen, und da hat es mir geſchienen, daß ſchon dieſer Nachfolger Homer's Veranlaſſung dazu gegeben haben könne, obgleich nach meiner Meinung eine nicht gültige. — Heſiod ſpricht nämlich wiederholt und umſtändlich vom Tartarus, jenem unterirdiſchen Verbannungsort der beſiegten Titanen. Dieſes unterirdiſche Staatsgefängniß iſt ganz verſchieden vom Reiche der Schatten, dem Hades oder Aïs, das nicht tief unter der Oberfläche der Erde iſt, wogegen der Tartarus ſo tief unter ihr liegt, daß ein eherner Ambos fünf Tage fallen würde, bevor er den Boden deſſelben erreicht. Der Tartarus kommt ſchon im Homer vor, nicht in der Odyſſee, aber wohl in der Iliade. Er liegt ſo tief unter dem Hades, wie der Himmel

von der Erde abſteht. Der Eingang iſt an den äußerſten Grenzen von Land und Meer, durch ein eiſernes Thor.*) Faſt mit demſelben Wort ſchildert Heſiod den Eingang zum Tartarus und ſeinen Eingang an der Grenze des Landes und Meeres an verſchiedenen Stellen. Dann kommt er nochmals darauf zurück und häuft alles Grauſenhafte an die Stelle des Eingangs. Es iſt der Anfang und das Ende von Allem, des Landes, des Meeres und Himmels, auch die Wohnung der ewigen Nacht, des Todes und Schlafes und eine gewaltige Kluft, in der fürchterliche Orkane wüthen, überhaupt ein ſolcher Unflath und Gräuel, daß ſelbſt die Götter ſich davor entſetzen. Vor ihr trägt Atlas (Japetos Sohn), das Gewölbe des Himmels (Theogonia, V. 735—745). Früher aber war geſagt, daß Atlas gezwungen iſt zu tragen an der Grenze der Erde, in der Region der Hesperiden. (Theog. V. 517.) Da nun die Hesperiden am weſtlichen Ende Europa's zu ſuchen ſind, oder wenigſtens geſucht wurden, ſo glaubte man wohl auch den Eingang in den Tartarus da ſuchen zu müſſen — und ließ nun auch das Schattenreich Homer's, den Hades, dahin wandern. Aber iſt es nicht deutlich, daß man den Eingang in den Tartarus gar nicht zu lokaliſiren wußte, ſondern nur unbeſtimmt jenſeit der Erdſcheibe ſich dachte? Und ſpringt es nicht in die Augen, daß Heſiod in der angeführten Stelle (V. 735—745) ſich bemüht, alles Grauenhafte und alle Sträflinge der ſiegenden Götter zu vereinigen? Zur Strafe mußte ja Atlas den Himmel tragen; da konnte er nicht mit den andern Titanen in den Tartarus geſchleudert werden. Heſiod ſtellt ihn alſo vor den Eingang dieſes gigantiſchen Zuchthauſes. — Kann überhaupt Heſiod für die Geſchichte der Geographie im Ernſte benutzt werden? Es geht doch Alles gar zu gewaltſam bei ihm her. Zeus, von der Höhe des Olymps gegen die Titanen

*) Iliade VIII. V. 13—16, u. 476—481.

lange mit unentſchiedenem Glücke kämpfend, ſchleudert dieſe, ſobald ſie beſiegt ſind, über die ganze Erdſcheibe weg bis an den Rand derſelben. Er mag eine Autorität für die Griechiſche Mythologie ſein, aber nicht für die Griechiſche Geographie. Folglich haben wir nichts mit ihm zu thun.

Ich weiß ja auch nicht, ob Heſiod die Veranlaſſung geweſen iſt, die Homeriſchen Kimmerier in die Hesperiſchen Gärten zu führen.

Ich glaube hinlänglich nachgewieſen zu haben, daß für einen großen Theil der Irrfahrten des Odyſſeus der Schauplatz nur im Schwarzen Meer gefunden werden kann. Ob dieſer Abſchnitt urſprünglich mit dem andern verbunden war, oder damit erſt ſpäter verbunden iſt — darüber will ich nicht einmal eine Conjectur anſtellen. Geſtehen muß man, daß der Uebergang ein ſehr gewaltſamer iſt, ſowohl dahin durch die unnöthig mitgegebenen Winde des Windſackes, als zurück, wenn man Skylla und Charybdis nur da ſuchen darf, wo ſie gewöhnlich geſucht werden. Nur deshalb machte ich darauf aufmerkſam, daß ihre Urſprungsſtätte vielleicht weit nach Oſten liegt. Odyſſeus hätte dann eine Rundreiſe um ſein Vaterland wenigſtens einmal gemacht: von Troja, Griechenland vorbei, zu den Lothophagen, von dieſen zu den Kyklopen und der Inſel des Aeolos, die weſtlich von Ithaka lag, dann um Epirus und Thrakien herum nach der Krym, nach Kolchis, der Meerenge von Kertſch, der Inſel der Sirenen vorbei durch den Bosporus. Aber wie kam er wieder nach Ithaka, wenn er dieſen Kreis beſchrieben hatte? Homer ſagt, ſein Fragment von einem Fahrzeuge brachte ihn zur Inſel der Kalypſo, die im Nabel des Meeres liegt. Wer dieſen Nabel kennt, kann ſie nicht verfehlen. Ich kenne ihn nicht, denke mir aber, das ſoll nur heißen, mitten in einem weiten Meeresbecken. Als ſolches dachte ſich Homer das Meer weſtlich von Epirus und Thrakien.

Von hier kam er leicht zu den Phäaken und nach Hauſe. Gründe, ihn bis in die Straße von Gibraltar zu bringen, kann ich nicht finden. Den Phöniciern war, wie wir in einem ſpätern Aufſatze ſehen werden, die Fahrt dahin zu Homer's Zeit wohl bekannt, ob aber den Griechen und Homer, darf man bezweifeln. Sagt doch vier Jahrhunderte ſpäter Herodot, der die Säulen des Herkules der Sage nach kennt, daß er nicht wiſſe, wo die Kaſſiterides (Zinn-Inſeln) ſich finden.

Noch ſcheinen Dubois' Bemerkungen, die ich hier vertreten und erweitert habe, indem ich Thrinakia, Skylla und Charybdis auch im Oſten ſuche, bei den Philologen wenig Eingang gefunden zu haben, vielleicht weil ſie von einem Naturforſcher, alſo Unberufenen, kamen. Karl Neumann erkennt in ſeinem Werke: „Die Hellenen im Skythenlande" das ganze Gewicht der Nachweiſungen von Dubois; er findet ſie ſachlich ſehr treffend; das Wort „ſachlich", geſperrt gedruckt, wie hier, als ob ſprachlich doch viel ſich entgegenſetzen laſſe, und kommt zu dem Schluſſe: Wollte man aber die Irren in den Pontus verlegen, ſo müßte man zunächſt mehrere poſitive Angaben des Joniſchen Sängers umſtoßen, und das iſt ohne Frage noch viel übler, als die willkührliche Ergänzung des Fehlenden. Homer werde wohl Bilder aus dem Oſten und Norden mit poetiſcher Freiheit für Länder benutzt haben, die er ſich ohne Frage im äußerſten Weſten und nicht im Oſten dachte.*) Ich wünſchte, man hätte doch die Frage erörtert, ob Homer wirklich die Länder, welche er im zehnten, elften und wenigſtens im Anfange des zwölften Buches ſchildert, im äußerſten Weſten dachte. Ob es ein Beweis für die weſtliche Lage von der Inſel der Kirke iſt, daß in ihrer Nähe die Sonne aufſteigt? Wir glauben gezeigt zu haben, daß er Vorkehrungen

*) Neumann, die Hellenen im Skythenlande, I, S. 336—338.

in ſeinem Gedichte getroffen hatte, um Odyſſeus in den Pontus kommen zu laſſen, vorausgeſetzt, daß dieſer mit dem Mittelmeer im Norden in Verbindung ſtand. Welcher andere Zweck läßt ſich ſonſt für das Mitgeben der gefeſſelten Winde denken? Sie waren ja ſicherer eingeſperrt, wenn Aeolos ſie zu Hauſe behielt.

Aber endloſe Wiederholungen ſind faſt unvermeidlich, wenn man ſich auf die geographiſche Deutung des Homer einläßt. Für uns iſt die Hauptſache, daß Bilder aus dem Schwarzen Meere unverkennbar in der Odyſſee vorkommen, daß alſo dieſe Gegenden zu ſeiner Zeit beſucht und bekannt waren. Gewiß hat Homer nicht einen Abriß der Geographie in Verſen ſchreiben wollen, ſondern eine Schilderung von Helden aus der Sagenwelt der Griechen. Daß er aber mit Bewußtſein Schilderungen bekannter nordiſcher und öſtlicher Gegenden in den fernen Weſten verſetzt habe, bezweifle ich ſehr, weil dieſe Willkühr den Eindruck der Dichtung bei Allen, welche Kenntniß von ſolchen Gegenden hatten, ſehr geſtört haben würde. Aber geographiſch die Irrfahrten verzeichnen zu wollen, auch da wo keine Schilderung der Localität ein Bild giebt, ſcheint mir eine Art Tortur, der man eine Dichtung unterwirft; ſelbſt die Winde, deren Beobachtung die Ausleger ſich ſehr zuverſichtlich hingeben, könnten wohl gewählt ſein, wie ſie gerade in den Vers paßten, denn wie ſollte Homer ohne Karte von der Lage entfernter Inſeln eine ſo feſte Anſicht haben? Der Boreas der Kirke iſt uns ein Beiſpiel. Mir ſcheint deswegen Eratoſthenes witzige Bemerkung: „dann erſt werde man finden, wo Odyſſeus umherirrte, wenn man den Riemer gefunden haben wird, welcher den Schlauch für die Winde zuſammen nähete“ *), welche den Strabo bei ſeiner Bewunderung des Homer ſehr kränkte, vollkommen richtig.

*) Strabo I, p. 24.

Die Inſel des Aeolos in der Wirklichkeit aufzuſuchen, iſt geradezu abgeſchmackt, auch das Land der Kyklopen wird ſich nicht fixiren laſſen, ſowie die Inſel der Kalypſo. Und wegen dieſer Mährchen treibt man Odyſſeus durch die Straße von Gibraltar, von der die Griechen in Homer's Zeiten nichts wußten, und gerade die kenntlich gezeichneten Gegenden werden verſetzt, um nur den ungaſtlichen Pontus zu vermeiden.

3. Handelsweg, der im fünften Jahrhunderte vor Chriſto durch einen großen Theil des jetzt Ruſſiſchen Gebietes ging.

Wir haben in dem vorhergehenden Aufſatze zu zeigen geſucht, daß ſehr beſtimmte Bilder von der Nord- und der Oſtküſte des Schwarzen Meeres in der Odyſſee vorkommen, ja daß dieſe viel charakteriſtiſcher ſind als die Bilder aus dem Mittelländiſchen, obgleich der Anfang der Irrfahrten des Odyſſeus ohne Zweifel von Troja aus nach Südweſten und an die Nordküſte von Afrika ging. Ob der Dichter eine beſtimmte Vorſtellung von der Lage der Gegenden hatte, die er als Bucht der Läſtrygonen, als Eingang in die Unterwelt u. ſ. w. ſchildert, oder ob er überhaupt nur bemüht war, ſeinen viel erduldenden Helden Odyſſeus an alle in der Sagenwelt berühmten Oertlichkeiten zu führen, überlaſſen wir den Philologen zu entſcheiden, wenn es überhaupt entſchieden werden kann.

Uns kam es nur darauf an, zu zeigen, daß zur Zeit der Abfaſſung der Odyſſee die Nordküſte des Schwarzen Meeres keineswegs unbekannt war und daß die Pferdemelker und Milchеſſer, die im Vorbeigehen in der Iliade genannt werden, am natürlichſten auch auf die Völker im Norden des Schwarzen Meeres bezogen werden, mit denen ſpäter die Griechen in vielfachen Verkehr traten und die ſie Skythen nannten. Wir finden im fünften Jahrhunderte vor Chriſto, in welchem der älteſte erhaltene Griechiſche Hiſtoriker Herodot lebte, ſchon

mehrere Griechiſche Kolonien in der Krym, auf der Halbinſel Taman, vielleicht ſchon am Aſow'ſchen Meer, jedenfalls aber ſchon eine mitten im Lande der Skythen blühende Griechiſche Kolonie, Olbia nämlich, nahe am Zuſammenfluſſe des Bug mit dem Dnjepr, jedoch nah an jenem Zufluſſe liegend, und nicht an dieſem Hauptfluſſe ſelbſt, obgleich die Griechen häufig Olbia „die Stadt am Boryſthenes (Dnjepr)“ nannten.

Herodot giebt uns eine ſehr umſtändliche Beſchreibung, nicht nur von der Lebensart der Skythen, von ihrer Eintheilung in Stämme, ſondern auch von ihrem Lande, deſſen Flüſſe er genau aufzählt. Sie ſind alle noch kenntlich, nur daß in ſeine Angabe über den Gerrhus ein Mißverſtändniß ſich eingeſchlichen haben mag, wenn nicht eine ſehr bedeutende geologiſche Veränderung hier vorgegangen ſein ſollte. Es iſt nicht meine Abſicht, alle dieſe Angaben über das Land und das Volk, die Skythen, wie ſie im vierten Buch des Herodot vorkommen, hier zu beſprechen. Nur einen ſehr weit gehenden Handelsweg dieſes Volkes bis in das innere Aſiens, den Herodot kurz beſchreibt, wollen wir näher in's Auge faſſen, weil es mir ſcheint, daß naturhiſtoriſche Angaben, die darin vorkommen, noch nicht richtig gedeutet ſind, und das Ziel dieſes Weges deshalb auch nicht erkannt iſt. Dieſer Handelsweg erwähnt auch einer Griechiſchen Handels-Niederlaſſung, Gelonos genannt, weit ab vom Schwarzen Meere in einer Wald-Region. Alle dieſe Verhältniſſe, die zahlreichen Kolonien der einzigen Stadt Miletos, die Vertrautheit der Griechen mit den Skythen, ihre feſt begründeten Handelsverhältniſſe und ſogar eine bleibende Factorei weit hinter dem Lande der Skythen im 5. Jahrhundert vor Chriſto würden es mir ſehr unwahrſcheinlich machen, daß etwa vier Jahrhunderte früher — ſo giebt nämlich, wie wir bereits bemerkt haben, Herodot ſelbſt das Zeitalter Homers an — die Nordküſte des Schwarzen Meeres den Griechen ganz unbekannt geblieben ſein ſollte, ſelbſt wenn nicht in Homers

Epopöen die deutlichſten Beweiſe von dieſer Kenntniß vorlägen. Ich habe zwar im vorhergehenden Abſchnitte geſagt, daß die angeführten Bilder von der Nordküſte des Schwarzen Meeres ſtammen müſſen, möge Homer oder die Homeriden ſie von den Phöniciern oder von Griechen haben; aber ich geſtehe, daß für mich gar kein Zweifel darüber beſteht, daß die Griechen hier ſchon ganz orientirt waren. Griechen werden die Seeräubereien der Taurer erfahren haben. Von den Phöniciern iſt überhaupt im Schwarzen Meere wenig Spur zu finden. Mögen ſie die Südküſte und die Oſtküſte bis Kolchis beſucht haben, aber die rauhen und kriegeriſchen Völker des Nordens zogen ſie wenig an, da ſie kriegeriſche Abenteuer möglichſt vermieden, auch metalliſche Reichthümer, von denen ſie am meiſten angezogen wurden, in dieſen Gegenden nicht vorkommen.

Zuvörderſt erlaube ich mir ein Paar Worte über die Nachrichten, die Herodot uns von dem Lande der Skythen giebt, da ich dieſe Gegenden in verſchiedenen Richtungen durchreiſt habe. Herodots Angaben ſind zum Theil ſo treffend und ins Einzelne gehend, daß man mit Recht vermuthet hat, er müſſe die Griechiſchen Pflanzſtädte an der Küſte des Schwarzen Meeres ſelbſt beſucht und dort ſeine Nachrichten eingezogen haben. Beſonders iſt es wahrſcheinlich, daß er Olbia beſucht hat, jene Griechiſche Kolonie am Bug, nahe an der Vereinigung dieſes Fluſſes mit dem Dnjepr (Borysthenes). Daher kommt es wohl, daß Herodot ſie zuweilen als an der Vereinigung dieſer beiden Flüſſe liegend bezeichnet, an andern Stellen aber genauer ſie als am Hypanis (dem Bug) liegend angiebt, oder auch als Stadt der Borysſtheniten bezeichnet, weil er diejenigen Skythen, die am Dnjepr wohnten, Borysſtheniten nennt. Von Olbia iſt jetzt nichts mehr vorhanden als ein ausgedehnter Trümmerhaufen, am rechten Ufer des Bug, etwas unterhalb des jetzigen Nikolajew. Daß dieſes Trümmerfeld der Reſt der ehemaligen Stadt Olbia iſt, haben eine Menge hier gefundener

Inſchriften und ſonſtiger Denkmale erwieſen. Sie haben aber auch den Beweis geliefert, daß ein bedeutender Theil von der ehemaligen Bodenfläche der Stadt durch den Fluß allmählig weggeriſſen iſt. Es ſind nämlich mehrere Inſchriften, und die vollſtändigſten, wenn ich nicht irre, auf Steinen gefunden, die man aus dem Fluſſe hervorgeholt hat. Es nagen nämlich in den Steppen alle Flüſſe an ihren rechten Ufern, wie ich an einem andern Orte ausführlich beſprochen habe.

Von hier ausgehend zählt Herodot die einzelnen Stämme der Skythen auf. Am Bug und an der Weſtſeite des Dnjepr wohnen die Kallipiden, welche Griechiſche Skythen ſind. Das kann doch nur ſo verſtanden werden, daß die Kallipiden ein Miſchlingsvolk waren, das von Griechen und Skythen abſtammte, und zwar ohne Zweifel von Griechiſchen Männern, die, zuerſt ohne Weiber, des Handels wegen hierher gekommen ſein werden, und Skythiſchen Weibern. Daß nicht einzelne Individuen ſolcher Miſchlinge da waren, ſondern ein ganzer Volksſtamm, zeigt uns wieder, daß die Griechen ſchon lange vor Herodot und zwar in großer Anzahl dieſe Gegenden beſucht haben müſſen. Mir ſcheinen alſo diejenigen Alterthumsforſcher, welche die Griechiſche Niederlaſſung in Olbia für ſehr alt halten*), oder ein älteres und neueres Olbia unterſcheiden, Recht zu haben. Wir werden ſogleich hören, daß die Griechen ſchon zu Herodots Zeiten weit nach Norden, im Waldlande, zwiſchen dem Don und Ural, eine umzäunte Handelsfaktorei beſaßen. Einer ſolchen Niederlaſſung mitten unter ganz rohen Waldbewohnern mußten ohne allen Zweifel längere Zeit Handelsbeziehungen mit den Küſten-Landſchaften vorangegangen ſein. Fuhren die Griechen aber zu Homers Zeit oder früher nach Olbia oder andern Punkten der Nordküſte des Pontus, ſo

*) Köppen: Alterthümer am Nordgeſtade des Pontus, S. 6, nach Kannegießer: Grundriß der Alterthumswiſſenſchaft.

werden ſie auch wohl mit den Seeräubereien der Taurer bekannt geworden ſein*).

Auf der andern, öſtlichen Seite des Boryſthenes (Dnjepr) iſt die Landſchaft Hyläa (d. h. Wald- oder Buſchland). Zwiſchen dem Fluſſe und dem Meere und weiter hinauf (d. h. nach Norden) wohnen die ackerbauenden Skythen. „Sie wohnen den Fluß hinauf, ſo weit man in 11 Tagen ſchiffen kann" — wahrſcheinlich bis zu den Stromſchnellen des Dnjepr; denn weiter konnten die Griechen wohl nicht ſchiffen. Nach Oſten aber geht ihr Wohngebiet nach Herodot bis an den Fluß Pantikapes, den man für identiſch mit dem ſehr gewundenen Zufluß des Dnjeprs hält, welcher jetzt Konskaja heißt. Weiter oſtwärts bis an den Gerrhos wohnten nach Herodot nomadiſche Skythen, die keine Art von Ackerbau trieben. Ueber den Gerrhos giebt Herodot an einer andern Stelle die etwas auffallende Nachricht, daß er ein Arm des Boryſthenes ſei, der ſich in das Aſow'ſche Meer ergießt. Den untern Theil dieſes Gerrhos hält man mit Grund für den Fluß Molotſchnaja, der durch die Anſiedelung Deutſcher Koloniſten einen gewiſſen Ruf erhalten hat. Jetzt ſteht dieſer Fluß mit dem Dnjepr in gar keiner Verbindung. Eine ſolche ſcheint mir aber für eine frühere Zeit, als der Dnjepr ſein Bette weniger tief eingeriſſen hatte, nicht unmöglich. Indeſſen verlohnt es ſich nicht, dieſe Frage näher zu erörtern, da die Gegend zwiſchen der obern Molotſchnaja und einigen ſehr tiefen Einriſſen an der linken Seite des Dnjepr nie in dieſer Beziehung genau unterſucht iſt. Auch ſpricht Herodot ſpäter von einer Landſchaft Gerrhos, die weiter nach Norden geſucht werden zu müſſen ſcheint. Vielleicht liegt dieſen Angaben des

*) Ritter's Vorhalle der Europäiſchen Völkergeſchichte vor Herodot, meint ſogar, daß die Städte am Aſow'ſchen Meere und deſſen Eingange, Phanagoria, Hermonaſſa, Pantikapäum, uralt ſeien. Zu einer ſolchen Annahme gehören doch wohl mehr Beweiſe als die Alterthümer, von denen Ritter ausgeht.

Herodot ein Mißverſtändniß zu Grunde, vielleicht aber giebt er hier mit Recht einen früheren ſehr verſchiedenen Waſſerlauf an. Dieſe Frage verdient eine beſondere Unterſuchung.*)

Jenſeit des Gerrhos, erzählt Herodot weiter, iſt das königliche Land der Skythen oder das Land der königlichen Skythen. Dies ſind die vornehmſten und zahlreichſten aller Skythen, welche die übrigen als ihre Untergebenen betrachten. Gegen Süden haben ſie Taurike, gegen Oſten gränzen ſie an den Graben, den die Söhne der blinden Sklaven gruben und an Kremnoi, den Handelsplatz (Emporium), am Mäotiſchen See; ein anderer Theil von ihnen gränzt an den Tanais (Don). Daß dieſes Emporium, wie ſich Herodot ausdrückt, d. h. dieſer Ort, wohin Handelsreiſen gerichtet und Waaren zuſammengebracht werden, an der Stelle des jetzigen Taganrog lag, ſcheint mir unzweifelhaft, denn Kremnoi heißt Abſturz, jäher Abhang. Solche ganz jähe Abhänge oder Abſtürze ſind im lockern Boden Südrußlands ſehr häufig. Weil das fließende Waſſer von dem rechten hohen Ufer immer abreißend wirkt, ſo iſt das rechte Ufer des Dnjepr, des Don, der Wolga, an vielen Stellen faſt ſenkrecht abgeriſſen. Man hat in dieſen Gegenden jetzt ein eigenes Wort — Jar — für ſolche Abſtürze, wogegen die deutſche Sprache kein gleiches Wort zu ſetzen hat. Solche abſchüſſige Ufer ſind an ſtehenden Waſſern ſelten, weil die bedingenden Urſachen fehlen. Doch kommen ſie unter beſondern Verhältniſſen vor. So bei Taganrog, wo das Ufer nicht nur ſehr hoch, ſondern zugleich ſo ſteil iſt, daß man von Süden her es nicht beſteigen kann. Allein öſtlich von Taganrog

*) Ich möchte junge Naturforſcher darauf aufmerkſam machen, daß es ſich wohl verlohnt, die Gegend zwiſchen dem obern Theile der Molotſchnaja und dem Dnjepr oberhalb der Stromſchnellen, insbeſondere auf die Frage zu unterſuchen: ob einige tiefe Ravins, welche Schuberts Karte auf der linken Seite des Dnjepr angiebt, eine ehemalige Verbindung mit der Molotſchnaja erkennen laſſen?

bildet das Aſow'ſche Meer eine kleine Bucht und von dieſer Oſtſeite iſt die Höhe für Menſchen und Pferde zu erſteigen, obgleich nicht ohne Beſchwerde. Daß das nach Süden gerichtete Ufer ſo ſteil iſt und immer fort eingeriſſen wird, kommt offenbar daher, daß bei anhaltenden Weſtwinden das Waſſer des Aſow'ſchen Meeres in ſeinem öſtlichſten Theile nach der Mündung des Dons hoch aufgeſtaut wird und das Delta des Dons zum Theil überſchwemmt, dann aber, wenn der Weſtwind plötzlich aufhört, oder er gar nach Oſten überſpringt, das Waſſer aus der Taganrog'ſchen Bucht mit der Gewalt eines ſtarken Stromes nach Weſten abfließt und Theile des Ufers der Taganrog'ſchen Höhe abreißt. Einige der auf der Höhe ſtehenden Häuſer werden dabei ſo unterhöhlt, daß ich vom Waſſer aus einen Theil des Fußbodens von unten ſehen konnte. Einen ſo jähen Abſturz habe ich an keiner andern Stelle des Aſow'ſchen Meeres geſehen. Ueberdies lehrt ja der ganze Zuſammenhang, daß die Localität von Kremnoi weit nach Oſten zu ſuchen iſt; ich wundere mich daher, daß Herr Dr. Karl Neumann in ſeinem Werke: „Die Hellenen im Skythenlande", Kremnoi ſehr viel weiter nach Weſten in der Mitte vom Norduſer des Aſow'ſchen Meeres ſucht, obgleich ſchon Mannert die Gegend von Taganrog angedeutet hatte. Uebrigens iſt Taganrog ein ſo natürlicher Punkt für den Handel, daß hier, obgleich die Niederlaſſung oft von den Barbaren zerſtört worden iſt, immer wieder ein Emporium ſich bildete. Die Mündungen des Dons ſind ſo flach, daß man ſie zuweilen mit gewöhnlichen Böten nicht paſſiren kann. Die Bucht von Taganrog iſt nicht viel tiefer. Von Taganrog an, oder wenigſtens von der Taganrog'ſchen Rhede an, wird das Waſſer nach Weſten tiefer, das Meer breiter und gefährlicher, und das macht eben Taganrog zu einem natürlichen Emporium, weil hier Bootfahrt und Schifffahrt ſich ablöſen müſſen. Man hat geglaubt, indem man das Wort Kremnoi mit dem deutſchen Worte Klippen überſetzte,

felſige Abhänge ſuchen zu müſſen; indeſſen ein felſiger Abhang iſt nirgends am Ufer des Aſow'ſchen Meeres. Ganz am Boden des hoch abgeriſſenen Schuttlandes iſt verſteinerungsreicher Fels grade bei Taganrog, allein weil er ganz unten liegt, bildet er keinen Abhang. Etwas weiter nach Norden erhebt ſich der Felsboden, ſo daß er ſchon wenige Werſt nördlich von Taganrog, wo der Fahrweg über den Miuß geht, zu Tage tritt. Es haben daher einige Alterthumsforſcher gemeint, hier oder am Kalmius, der ebenfalls Felsboden durchſetzt, das alte Emporium Kremnoi ſuchen zu müſſen. Allein es iſt gegen die Natur des Handels, mehre Werſt entfernt vom Waſſer eine Niederlage für die Waaren zu ſuchen, wenn man einen paſſenden Platz am Ufer finden kann. Man überſetze das Wort Kremnoi nicht mit „Klippen", ſondern mit „Abſturz, Jar", ſo hat man nicht nöthig, ſich vom Waſſer zu entfernen.

Von einem Graben, den die blinden Sklaven der Skythen mit ihren Söhnen durch das Land gezogen haben ſollen, als die Skythen von ihrem großen Streifzuge nach Aſien zurückkehrten, hatte Herodot im 3. Kapitel des 4. Buches erzählt. Allein dort ſollte die flache, nach Kertſch auslaufende Halbinſel vom größeren, gebirgigen Theile der Krym abgeſchnitten werden, und in der That ſieht man auf dem Wege von Theodoſia nach Kertſch einen tiefen, völlig graden Graben von Süden nach Norden verlaufen, der durchaus von Menſchenhänden angelegt ſcheint. Daß er bis an das Aſow'ſche Meer verläuft, kann ich freilich nicht verſichern, da ich ihn nicht ſo weit verfolgt habe. Daß Herodot dieſes, von den Sklaven der Skythen gezogenen, Grabens hier auf dem Feſtlande erwähnt, muß auf einem Mißverſtändniß oder ſonſt auf einem Verſehen beruhen. Allerdings bildet etwas vor Taganrog der Miuß, wie alle andern Flüſſe dieſer Gegend, eine anſehnliche Erweiterung, einen Liman, nach hieſiger Benennung, von dem man Herodot erzählt haben mag. Eben weil hier wahrſcheinlich ein Miß-

verſtändniß zu Grunde liegt, ſcheint es mir ganz vergeblich, dieſe Stelle zuverſichtlich deuten zu wollen.

Die Hauptſache für meinen Zweck, die mich zu dieſer Erörterung veranlaßt hat, liegt in der Schilderung der Gegenden hinter dem Tanais. Allein bevor ich dahin übergehe, ſei es mir noch erlaubt, ein Wort über den jetzigen und ehemaligen Baumwuchs in dieſen Gegenden zu ſagen, da frühere Aeußerungen von mir über denſelben Gegenſtand ſcharfen Tadel gefunden haben.

Herodot ſagt ausdrücklich, indem er vom Lande der nomadiſchen Skythen ſpricht (IV, c. 19), daß das ganze Land, die Gegend Hyläa ausgenommen, ohne einen Baum ſei. Hyläa heißt aber gradezu: Waldregion oder Gegend, die mit Bäumen beſetzt iſt. Noch jetzt iſt das Flußthal des unterſten Dnjeprs, nachdem er die Stromſchnellen verlaſſen hat, mit großen, ſchönbelaubten Bäumen beſetzt und ebenſo ſind die Inſeln gut bewaldet. Weiter nach unten, in der Nähe der Mündung, hören zwar die großen Bäume auf, aber es fehlt nicht an Geſtrüpp, beſonders an der linken Seite. Auf der rechten Seite iſt dieſer Baumwuchs ſcharf abgeſchnitten, denn die Höhe des rechten Ufers iſt völlig ohne Bäume. Auf der linken Seite dagegen iſt der Gränze nicht ſo ſcharf, beſonders wenn man auch auf das Geſtrüpp, Rückſicht nimmt. Dennoch iſt jetzt die, einſt durch die Natur ſelbſt bewaldete, nicht künſtlich angepflanzte Gegend, nur ein Streifen zu nennen, ein Band, das den Dnjepr einſchließt. Es iſt nicht zu zweifeln, daß die Waldregion früher weiter ausgedehnt war, und zwar an der linken Seite des untern Dnjepr. Hier gedeihen auch jetzt alle künſtlichen Anpflanzungen bei Aleſchki vortrefflich. Das iſt das Land Hyläa des Herodot. Man ſieht auf dem Wege von der Krym nach Aleſchki in der zweiten Hälfte deſſelben kleine Baumgruppen, bei denen ich zweifelhaft blieb, ob ſie vor längerer Zeit angepflanzt ſind, oder ungepflanzt aus alter Zeit ſich erhalten haben. Auch weiter nach oben, der Stadt Jekatherinoslaw gegenüber, ſieht man an

der linken Seite des Dnjepr Gebüſch, und ich zweifle nicht, daß hier manche Arten von Bäumen wachſen könnten, obgleich auf dem rechten hohen Ufer des Dnjepr entſchiedene Steppe iſt.

Daß aber das Ganze der von Hyläa weiter nach Oſten ſich erſtreckenden Steppe unbewaldet war, ſo weit die Geſchichte reicht, und noch weiter zurück, kann nicht bezweifelt werden. Sehr oft iſt zur Zeit der Mongolenherrſchaft über Rußland von der Steppe die Rede. In der Steppe blieben die Mongoliſchen Häuptlinge, und die Ruſſiſchen Fürſten mußten in die Steppe ſich verfügen, wenn perſönlicher Verkehr nothwendig war. Auch der Reiſende Rubruquis, der im 13. Jahrhundert zum Großchan der Mongolen geſendet wurde, ſagt, daß im Lande der Komanen, die damals die Steppe bewohnten, nichts zu ſehen iſt als Himmel und Erde*). Von der Krym aber ſagt er, daß er jenſeit des Gebirges (er kam von Süden) einen ſchönen Wald in einer fruchtbaren Ebene**) geſehen habe; dann aber reiſte er fünf Tage lang bis zur Landenge durch (nackte) Fläche. Ein älteres Zeugniß von Constantinus Porphyrogenitus, Byzantiniſchem Kaiſer im 10. Jahrhundert, ſagt, daß die Landenge zwiſchen der Krym und dem Feſtlande früher mit einem Graben durchzogen ſei und daß jetzt (im 10. Jahrhunderte) ſich hier ein dichter Wald gebildet habe, durch welchen die Petſchenegen nur zwei Wege nach Cherſon (dem alten Krymmiſchen) und Pantikapäum (Kertſch) haben. Der Graben iſt noch jetzt ſehr kenntlich, vom Walde ſieht man aber keine Spur. Ich zweifle auch, daß er da geweſen iſt; denn der Boden des angränzenden Theiles der Krym iſt ſehr ſalzhaltig und enthält unerſchöpfliche Salzſeen. Der angränzende Theil des Feſtlandes hat in ſeiner Vegetation auch entſchiedenen Steppen-Charakter und iſt wohl nicht ganz ohne Salzgehalt. Der Wald könnte alſo wohl nur in Form eines ſchmalen Streifens im

*) Bergeron: Voyages en Asie 1735. Rubruquis p. 27.

**) Bergeron, Rubruquis p. 5.

und am Graben geſtanden haben. Es iſt mir wahrſcheinlicher, daß der Kaiſer Konſtantin ſeine Berichterſtatter nicht ganz verſtanden hat, und daß dieſe von dem Waldwuchſe am Nordabhange des Gebirges geſprochen haben, demſelben, deſſen auch Rubruquis erwähnt*). Gehen wir nun noch zu unſrem Herodot zurück, um das älteſte hiſtoriſche Zeugniß über dieſe Gegenden zu haben. Der Waldmangel erſcheint ihm ſo merkwürdig, daß er mehrmals darauf zurückkommt. Er erzählt, daß die nomadiſchen Skythen vom Dnjepr nach Oſten bis zum Gerrhos ein Stück Landes von 14 Tagereiſen bewohnen, in welchem, nur Hyläa ausgenommen, man keinen Baum ſieht.**) Er ſagt ferner, jenſeit des Dons ſei es nicht mehr Skythiſch, und der erſte Diſtrikt, der den Sauromaten gehört, erſtrecke ſich von dem Aſow'ſchen Meere 15 Tagereiſen weit ohne wilde oder gepflanzte Bäume.***) Eine Tagereiſe beträgt bei Herodot fünf geographiſche Meilen. Er ſpricht ferner nochmals von dem allgemeinen Holzmangel in Skythien und daß man deshalb ſich gewöhnt habe, die Knochen der geſchlachteten Thiere zur Feuerung zu gebrauchen, um mit ihrer Hülfe das Fleiſch zu kochen.†) — Es giebt aber ein noch viel älteres Zeugniß über die Waldloſigkeit der Nordgeſtade des Pontus, ein Zeugniß, das älter als alle Schreibekunſt iſt und von der Natur ſelbſt ausgeſtellt wird. Es beſteht darin, daß in den Wäldern der Südküſte der Krym keine Eichhörnchen (Sciurus) ſich finden, obgleich dieſe Thiere in allen andern Wäldern des Ruſſiſchen Reiches vorkommen. Nahrung für ſie iſt genug in der Krym, wie ſchon Pallas bemerkt hat. Es muß alſo für ſie ein Hinderniß beſtanden haben, ſich in die Wälder des Krymmiſchen Gebirges zu verbreiten, und dieſes Hinderniß findet man wohl am natür-

*) Constant. Porphyr.: De administrando imperio, ed. Bekker. p. 180.
**) Herod. IV, c. 19.
***) Herod. IV, c. 21.
†) Herod. IV, c. 61.

lichſten darin, daß ſchon zur Zeit ihrer Verbreitung ein breiter Gürtel baumloſer Steppe ſie von dem Gebirge der Krym trennte.

Ich ſehe nicht ein, wie man über dieſe hiſtoriſchen und antehiſtoriſchen Zeugniſſe hinweg kommen will; dennoch beſtand und beſteht noch die Anſicht, die nomadiſchen Völker, die hier gehauſt haben, hätten die Steppe durch Verwüſtung der Wälder erzeugt. In der Steppe bewahren Stationshalter und andere Perſonen Stücke von verſteinerten Baumſtämmen, welche ſie den Reiſenden vorweiſen und mit dem alten Liede von den guten alten Zeiten begleiten. Das iſt ſehr natürlich und erklärlich, denn dieſes Lied wird ja überall geſungen, warum nicht in der waldloſen Steppe? Nicht beachtet wird dabei, daß man nie ganze Stämme gefunden hat, ſondern nur Bruchſtücke, von denen man nicht ſagen kann, wo ſie her ſind, und daß dieſe verſteinerten Bruchſtücke überhaupt einer Zeit angehören, von der dieſe Herren keine Vorſtellung haben. Daß aber der Statiſtiker Hermann im erſten Drittheil des laufenden Jahrhunderts dieſe Anſicht nicht nur annahm, ſondern in wiederholten Aufſätzen in Form eines hiſtoriſchen Berichtes erzählte, wie und warum die Nomaden es angefangen haben, den Wald in eine Steppe zu verwandeln, immer ohne die Geſchichte zu befragen, kann nur Dem wichtig ſcheinen, der dieſen Mann nicht perſönlich gekannt hat. Hermann war Statiſtiker der Regierung, und da wird er wohl den weſentlichſten Antheil daran haben, daß die Verſuche, welche die Regierung mit großen Koſten hat unternehmen laſſen, um Baumwuchs in der Steppe zu bewirken, ſehr unzweckmäßig angelegt waren und auch ohne allen Erfolg geblieben ſind, während die Deutſchen Koloniſten, beſonders an der Molotſchnaja, ganz hübſche Reſultate erzielt haben. Ich hielt es daher für zweckmäßig, mich recht nachdrücklich gegen die Anſicht zu erklären, daß die Südruſſiſche Steppe durch Nomaden erzeugt iſt.*) Mit

*) Baer und Helmerſen, Beiträge zur Kenntniß des Ruſſiſchen Reiches. IV, S. 178 u. folg.

Beſchämung muß ich erkennen, daß es mir nicht gelungen iſt, die Grundloſigkeit dieſer Anſicht anſchaulich zu machen; denn ich bin von Herrn Dr. Neumann ſchwer darüber getadelt, daß ich Hermanns Anſichten „durch eben nicht geiſtreiche Erfindungen lächerlich zu machen geſucht habe“.*) Geiſtreich habe ich gar nicht ſein wollen, ſondern nur deutlich und wahr. Aber ich ſehe wohl, daß ich noch nicht überzeugend genug geweſen bin; deswegen will ich verſuchen mich noch deutlicher und beſtimmter auszudrücken.

Ich halte es alſo für eine völlig unbegründete, ja für eine bornirte und ſchädliche Anſicht, eine ausgedehnte Steppe könne durch Nomaden erzeugt ſein.

1) Weil es ſehr ausgedehnte Steppen genug giebt, auf denen niemals Vieh geweidet worden iſt; denn die Viehzüchter ſind doch bei obigen Diskuſſionen mit dem Ausdrucke Nomaden gemeint. Da ſind in Nordamerika am Miſſouri die weit ausgedehnten Prairien, im nördlichen Theile von Südamerika die anſehnlichen Llanos, und weiter im Süden die gleichfalls weit ausgedehnten Pampas, die nach der Regenzeit ſich mit hohen Diſteln und andern Staudengewächſen bedecken, aber keinen Baum tragen. Da ſind ferner die vielen Steppengegenden Neuhollands, die alle ohne Zuchtvieh ſo geworden ſind, jetzt aber für Schaafe und anderes Vieh benutzt werden. Warum ſoll es mit den Aſiatiſch-Europäiſchen Steppen anders ſein?

2) Weil der Grund der Steppen in Naturverhältniſſen liegt. Salz im Boden hindert den Baumwuchs, obgleich bei mäßigem Salzgehalt manche Pflanzen, Artemiſien und Chenopodieen, noch gut gedeihen, bei ſtärkerem Salzgehalt nur die eigentlichen Salzpflanzen. Wo nicht der Salzgehalt ein Hinderniß für den Baumwuchs iſt, da findet ſich gewöhnlich, daß eine

*) Dr. Karl Neumann: Die Hellenen im Skythenland. Erſter Band, S. 74.

Bodenſchicht das meteoriſche Waſſer nicht tief genug eindringen läßt, um den Sommer hindurch die Wurzeln der Bäume mit Feuchtigkeit, die von unten aufdringt, zu verſorgen, während im Sommer zu wenig Regen fällt, um von oben Feuchtigkeit zu geben. Im Aſtrachaniſchen iſt es der Salzgehalt, der außer den Flußufern dem Baumwuchſe hinderlich iſt; in der Pontiſchen Steppe ſcheint es meiſtens der ſchwere Lehmgehalt des Bodens, der die Feuchtigkeit beim Schmelzen des Schnees zwar begierig aufnimmt, aber nicht tief dringen läßt, ſo daß im Frühling eine Menge Waſſer abfließt, das man nicht abfließen laſſen ſollte.

3) Meines Wiſſens giebt es gar kein beglaubigtes Beiſpiel, daß ein Nomadenvolk eine Steppe erzeugt habe, aber von anſäſſigen, Holz verbrauchenden Völkern leider ſo viele, daß man darnach zu ſuchen nicht nöthig hat. Ich glaube nicht, daß irgend ein Volk in der Waldverwüſtung es den Ruſſen zuvorthun kann.

4) Ich halte es alſo für eine „nicht eben geiſtreiche Erfindung", die Nomaden wegen unſrer ſüdruſſiſchen Steppe anzuklagen. Sie iſt nur das weſtliche Ende einer gewaltig ausgedehnten Steppe, die unter dem Ural und durch das ſüdweſtliche Sibirien, die Turkeſtaniſche Niederung bis an den Fuß des Tarbagatai, Altai, Tianſchan und Bolor ſich erſtreckt. Warum ſollten die Nomaden ſich die Mühe gegeben haben, in dieſem Zipfel den Wald zu vertilgen, da ſie doch wohl Raum genug für ihre Heerden hatten. Offenbar lockte ſie die ſchon von der Natur vorbereitete Steppe an. Die Steppe erzeugt Nomaden und nicht umgekehrt. Der Nomade, der Vieh hält, flieht vielmehr den Wald, weil dieſer die Raubthiere mehr verbirgt.

Dr. Neumann ſammelt aus alten und neuen Schriftſtellern Nachrichten, daß hier und da in der Steppe dennoch Holzwuchs ſich einſt vorfand oder noch findet, z. B. an den Ufern der Wolga, des Dnjeprs. Ich weiß das ſehr wohl,

habe den Waldwuchs am Dnjepr geſehen und bin in den Wäldern an der Wolga umhergefahren. Noch ſchöner und wahrhaft prachtvoll ſind ſie am Kur nach ſeiner Vereinigung mit dem Araxes. Man glaubt durch einen Urwald zu fahren, wenn man den Fluß hinabdampft. Alle Steppenflüſſe haben ſolche Uferſäume, ſoweit der Boden vom Waſſer durchtränkt wird. Daß zur Seite volle Steppe iſt, liefert eben den Beweis, daß daneben die Bedingungen für den Baumwuchs fehlen, daß es alſo Naturverhältniſſe ſind, welche die Steppe erzeugen, nicht Nomaden.

Der Handelsweg, den die Skythen in das Innere von Aſien ſchon zu Herodots Zeit benutzten, ſcheint mir beſonders der Aufmerkſamkeit aller Gebildeten werth, weil er, wie ich zu zeigen hoffe, eine weithin gehende Handelsverbindung auf dem Feſtlande nachweiſt, und alſo wohl als ein Stück aus der Geſchichte der Menſchheit betrachtet werden kann. Die Schriften des Alterthums geben uns endloſe Reihen von Königen, zahlreiche Regiſter von Ortſchaften und Völkern, die weiter nicht mit der Culturgeſchichte der Menſchheit in Zuſammenhang zu bringen ſind. Um ſo mehr muß es freuen, wenn aus einer Gegend, deren Vorzeit im Ganzen ſo dunkel iſt, wie die des nordöſtlichen Europa's und des anſtoßenden Theiles von Nordaſien, ein Beweis von früher Cultur auftaucht.

Ein ſolches Licht ſcheint aus dem Handelswege hervorzuleuchten, den Herodot von den Skythen bis zu den Argippäern erwähnt und in kurzen Zügen beſchreibt. Er iſt daher von den Philologen und Hiſtorikern ſehr oft und viel beſprochen worden, und er hat mit der Deutung der Fahrten nach Ophir darin einige Aehnlichkeit, daß auch für die Argippäer die Sitze ſehr verſchieden angenommen ſind, in Oſten, Südoſten, Nordoſten und ſogar im Nordweſten von dem Lande der Europäiſchen Skythen, indem man die Argippäer, von denen Herodot ſagt, ſie wohnten am Fuße unüberſteiglicher Berge, am Ural,

am Altai, am Kaukaſus oder auch an den Karpathen geſucht hat. „Herodots Angaben werden in alle Winkel des Nordens herumgeſchoben, von welchen man nichts beſtimmtes weiß", ſagt Mannert etwas verdrießlich, indem er gerade dieſen Handelsweg beſchreibt.*)

Verſuchen wir eine Deutung mit beſonderer Berückſichtigung der in dem Berichte vorkommenden naturhiſtoriſchen Winke. Die Angaben über dieſen Handelsweg finden ſich im vierten Buche des Herodot, in welchem auch die übrigen Nachrichten von den Skythen vorkommen. Es ſind die kurzen Capitel 21 bis 25, welche den Bericht über dieſen Handelsweg enthalten; allein da auch an andern Stellen noch einige Angaben, theils über die in dieſem Berichte genannten Gegenden, theils über die Völker vorkommen, ſo ſcheint es paſſend, dieſe nachträglichen Notizen gleich mit den früheren zu verbinden, um das geſammte Material zugleich überſehen zu können. Ich ſchließe mich dadurch an die Darſtellung von Heeren an, welcher mit ſiegreichen Gründen nachgewieſen hat, daß die erſte Hälfte dieſes Zuges dem Pelzhandel gewidmet war; ich muß aber in weſentlichen Punkten und gerade in ſeinen Entſcheidungsgründen gar ſehr abweichen, beſonders in Bezug auf das Ziel der Reiſe.**)

Nachdem Herodot die einzelnen Abtheilungen des Volkes der Skythen und die von ihnen bewohnten Landſchaften von Weſten nach Oſten durchgegangen iſt, heißt es weiter im Cap. 21 des vierten Buches:

„Jenſeit des Tanais (des Dons) iſt es nicht mehr Skythiſch. „Die erſte Gegend gehört den Sauromaten, welche vom äußer„ſten Winkel des Mäotiſchen (Aſow'ſchen) Sees eine Strecke

*) Mannert, Geographie der Griechen und Römer, Th. IV, S. 346 in der 2. Auflage.

**) Heeren's Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. Th. I, Abth. 2. S. 294—314.

„von 15 Tagereiſen nach Norden zu (eigentlich gegen den „Boreas) bewohnen, die nackt iſt und weder wilde noch an„gepflanzte Bäume hat. Die Budiner bewohnen einen zwei„ten Bezirk jener Gegend, in welchem alle Arten von Bäumen „in großer Menge wachſen."

Zu dieſem kurzen Berichte werden an andern Stellen noch einige Nachrichten hinzugefügt. Es wird ausführlich erzählt, daß die Sauromaten aus einer Vermiſchung der Skythen mit den Amazonen entſproſſen ſeien, was nichts weiter beſagt, als daß die Sprache der Sauromaten mit der der Skythen einige Verwandtſchaft hatte.*) Dann wird aber beſonders berichtet, daß diejenigen Skythen, welche Amazonen zu Weibern genommen hatten, mit ihnen über den Don zogen, drei Tagereiſen nach Oſten von dieſem Fluſſe und drei Tagereiſen nach Norden vom Mäotiſchen See.**) Ueber die geographiſche Lage dieſes Volkes kann daher gar kein Zweifel ſein. Schon der Ausdruck „gegen den Boreas", den man gewöhnlich mit „gegen Norden" überſetzt, heißt eigentlich „gegen NO." oder wenigſtens NNO. Die Alten waren überhaupt geneigt, in höheren Breiten das öſtlich Gelegene nach Norden zu verrücken, weil es nach Oſten immer kälter wird. So war man allgemein überzeugt, das Aſow'ſche Meer ſei mit ſeiner äußerſten Spitze nach Norden gerichtet. Dieſe Form hat es ſogar noch auf den Karten, die nach Ptolemäus gezeichnet ſind, und das giebt uns einen Beweis ab, daß Ptolemäus ſeine zahlreichen Angaben von geographiſchen Längen und Breiten nur von beſtehenden Karten ablas, auf denen, unter andern ſich fortſetzenden Fehlern, das Aſow'ſche Meer dieſe nach Norden geſtreckte Geſtalt behalten hatte. In dieſer Richtung nach NNO. von der Mündung des Dons hat auch die Südruſſiſche Steppe die größte Breite. Dieſes Steppenland durchſchnitt alſo der Handelsweg 15 Tage-

*) Herodot IV, c. 110—116.
**) Ebendaſ. c. 117.

reiſen oder 75 geographiſche Meilen weit, denn eine Tagereiſe beträgt bei Herodot fünf geopraphiſche Meilen. Daß die Sauromaten, die es bewohnten, mit den Sarmaten ſpäterer Zeit einerlei ſind, iſt wohl nicht zu bezweifeln.

Von dem Lande und Volke der Budiner ſagt uns Herodot an andern Stellen noch manches Intereſſante. Das Volk nennt er ein zahlreiches und mächtiges.*) In dem Lande deſſelben befand ſich eine von Holz erbaute Stadt, Gelonos, welche die Griechen angelegt hatten. Es waren auch Griechiſche Häuſer und Tempel mit Statuen und anderen Heiligthümern in ihr. So wurde auch das Bacchusfeſt dreijährig nach Griechiſcher Sitte gefeiert. „Die Gelonen ſind urſprünglich „Griechen, die aus den Handelsplätzen (am Schwarzen Meere) „hierher verſetzt ſind, um unter den Budinern zu wohnen. Jetzt „aber, „d. h. zur Zeit Herodots," iſt ihre Sprache ein Ge„miſch der Griechiſchen und Skythiſchen." Dieſe Nachricht ſcheint mir ſehr wichtig, denn ſie beweiſt, daß ſchon längere Zeit vor Herodot die Griechiſchen Handelsſtädte im Lande der Skythen das Bedürfniß fühlten, hier im Waldlande Filialen oder Nebencomptore zu errichten. Wahrſcheinlich hatte jede Stadt ihr Comptor, vielleicht die einzelnen größern Kaufleute beſondere, denn dieſe hölzerne Stadt ſcheint einen bedeutenden Umfang gehabt zu haben. Herodot ſagt ſogar, daß jede Seite 30 Stadien oder drei Viertelmeilen lang geweſen ſei.**) Doch halte ich dieſe Angabe unbedenklich für ein Mißverſtändniß von ſeiner Seite oder für einen unberufenen Zuſatz eines Abſchreibers, und ich finde es wahrſcheinlicher, daß der geſammte Umfang drei Viertelmeilen betragen haben mag. Es war nämlich eine vollſtändige und hohe Umzäunung von Holz da. Es iſt nicht die große Maſſe Holz, die man zu einer vollſtändigen Umzäunung eines etwa vierſeitigen Platzes von drei Viertelmeilen

*) Herodot IV, c. 108.
**) Herodot a. a. O.

in jeder Seite gebraucht haben würde, was gegen die wörtliche Angabe von Herodot ſpricht, denn Holz hatte man ohne Zweifel in hinlänglicher Menge, möge nun die Umzäunung aus Palliſaden oder aus Brettern beſtanden haben; ſondern die unnöthige Arbeit iſt nicht glaublich. Eine Umzäunung von einem Geſammtumfang von drei Viertelmeilen würde Raum genug geboten haben, eine Menge Comptore aufzunehmen, und außerdem die dazu gehörigen Gärten, auch wohl für kleine Felder und Weideplätze für das Vieh Raum gewähren. Umzäunungen ſind aber in Waldländern nicht nur nothwendig gegen die umherſtreifenden Jäger, ſondern auch gegen die Raubthiere. Solche Umzäunungen aus Palliſaden bauten die Ruſſen überall in Sibirien, bevor dieſe Gegenden einer geregelten Verwaltung unterworfen waren. Man nannte ſie Oſtrogi, was ins Deutſche gewöhnlich mit dem prahleriſchen Worte „Feſtung“ überſetzt wird. Dieſes Handels-Etabliſſement muß den Griechen als der wichtigſte Punkt im Lande der Budiner erſchienen ſein, denn oft nannte man, wie Herodot ausdrücklich ſagt, mißbräuchlich die Budiner auch Gelonen. Die wahren Gelonen nährten ſich von Getreide, trieben Feldbau und hatten Gärten, die Budiner aber zogen umher, hatten eine andere Sprache und ein anderes Ausſehen. Da ihr ganzes Land voll Wälder von allerlei Art war, wie Herodot nochmals bemerkt, ſo waren ſie ohne Zweifel Jäger, was Herodot jedoch nicht ausdrücklich ſagt, ſondern ſie nur als umherſtreifend bezeichnet.

„In einem gewiſſen Bezirke, der am meiſten mit Wäldern ver„ſehen iſt, findet man einen großen und vollen See, umgeben „von Sumpf und Röhrig. In dieſem See fängt man Fiſch„ottern, Biber und andere Thiere mit viereckigen Geſichtern, „aus deren Fellen man Kleiderverbrämungen macht, und deren „Hoden in Mutterbeſchwerden dienlich ſind.“ *) Dieſe anderen

*) Herodot IV, c. 109.

Thiere ſind offenbar wieder Biber, worüber die Anwendung in der Medicin keinen Zweifel läßt.

Aber wo iſt dieſer See zu ſuchen? Weil noch jetzt in den Sümpfen von Pinsk, zum Gouvernement Minsk gehörig, Biber vorkommen, haben viele Ausleger den von Herodot erwähnten Landſee in dieſen Litthauiſchen Sümpfen erkennen zu müſſen geglaubt und damit alſo die Budiner mit den Gelonen weit nach Weſten in das Gebiet des ehemaligen Polens verſetzen wollen, obgleich Herodot dieſen Bericht, den wir hier beſprechen, mit Ueberſchreitung des Dons beginnt und nach Nordoſten fortſchreitet, dann höchſtens nach Norden ſich wendet, weiterhin aber, wie wir ſogleich hören werden, ſehr entſchieden nach Oſten vorgeht und mit der Schilderung eines Volkes, einer Localität und einer Frucht endet, wofür wir Entſprechendes im Weſten von dem Ausgangspunkte durchaus nicht zu finden wiſſen. Außer dem See mit Bibern ſcheint noch der Umſtand, daß die Sarmaten lange Zeit hindurch unbezweifelt für das Stammvolk der Slaven galten, dazu beigetragen zu haben, beiden Völkern ihre Sitze ſo weit nach Weſten als möglich anzuweiſen. Allein ſeit Herodot's Zeit mögen ja dieſe Völker ihre Wanderung nach Weſten fortgeſetzt haben. Bei Ptolemäus hat die Sarmatia allerdings eine ungemeine Ausdehnung; allein Ptolemäus hat überhaupt vom Innern des Feſtlandes nur unſichere Nachrichten, und da er in Alexandrien lebte, mag er die Namen entfernter Länder in ſo unbeſtimmter Bedeutung genommen haben, wie noch vor Kurzem die Franzoſen die Hälfte von Aſien und ein großes Stück von Europa die Tartarei zu benennen gewohnt waren. Ptolemäus, als der letzte bedeutende Geograph der alten Welt, galt das ganze Mittelalter hindurch als das Orakel in der Geographie, und erſt die neuere Zeit hat erweiſen müſſen, daß er nur in Bezug auf ſeine wahrhaft mathematiſche Auffaſſung, die den älteren Geographen und namentlich dem naiven

Herodot ganz fehlt, einen ſolchen Vorzug verdient. Dennoch ſcheinen ſelbſt Männer, die in neueſter Zeit ſpeciell mit dem Studium der Geographie der Alten ſich beſchäftigt haben, ſich dem Einfluſſe des frühern Anſehens nicht ganz entziehen zu können. So geht Mannert noch in der zweiten Auflage der Geographie der Griechen und Römer von der feſten Vorausſetzung aus, daß die Budiner im Innern Polens lebten, findet aber doch die Angaben Herodot's ſo beſtimmt, daß er noch einen zweiten Sitz derſelben und zwar an den nordweſtlichen Küſten des Kaſpiſchen Meeres annimmt!*) In dem großen Landſee, deſſen Herodot erwähnt, glaubt er nämlich das Kaſpiſche Meer zu erkennen. Allein dieſes iſt an ſeiner Oſt-, Nord- und Nordweſtküſte ganz baumlos und Herodot's Budiner wohnten in ausgedehnten Wäldern! Wie weit ſich nach Weſten ihr Wohngebiet ausdehnte, deutet Herodot mit keinem Worte an, er beſchreibt nur einen Weg durch ihr Land. Zwar ſagt er, daß die Neuren, ein Volk, das am Dnjeſter wohnte, von einem Uebermaaß von Schlangen gedrängt, ſich zu den Budinern zurückzogen. Nichts hindert aber, die Wohnſitze der Budiner ſich durch die ganze Waldregion Rußlands, die damals gewiß ſehr ausgedehnt war, verbreitet zu denken. Allein, man hat nicht das Recht zu behaupten, wie Mannert thut, Herodot habe zwei verſchiedene Nachrichten, die er erhalten hatte, zuſammen geworfen. „Es ſei auch ganz unwahrſcheinlich, daß die Griechen vom Schwarzen Meere eine Kolonie am Kaſpiſchen Meere angelegt hätten, und daß Darius auf ſeinem Zuge gegen die Skythen bis zum Kaſpiſchen Meere vorgedrungen ſei. Beides läßt ſich viel leichter von Polen denken.“ Aber wer ſpricht denn vom Kaſpiſchen Meere?**)

*) Mannert, Geographie der Griechen u. Römer. 2. Aufl. Bd. IV, S. 138. 139.

**) Dieſe ganze Darſtellung von Mannert ſcheint mir ein Beweis, wie ſehr leicht ſich ſelbſt gründliche Männer in ſolchen Deutungen ver-

Nicht jede unbenannte Limne iſt das Kaſpiſche Meer, das Herodot ſehr gut kennt, beſſer als ſeine Nachfolger, und das er immer ein Meer (θάλασσα) nennt und nie einen Landſee (λίμνη). — Wenn man die verſchiedenen Meinungen über die Sitze der Budiner, wie ſie von Ukert in ſeiner Geographie der Griechen und Römer, Bd. III, oder von Bähr in ſeiner Ausgabe des Herodot, Bd. II, S. 333—335, zuſammengetragen ſind, überblickt, könnte man an jedem ſichern Verſtändniſſe der alten Autoren verzweifeln, wenn man nicht gewahr würde, daß die Divergenz der Meinungen zum großen Theil davon abhängt, daß man gern gleich eine Meinung von der Nachkommenſchaft der von den Alten genannten Völker ſich bildet. Unglücklicherweiſe ſehen Einige die Budiner für die Stammväter der Slaviſchen Völker, Andere aber für einen Zweig des Germaniſchen Stammes an, oder geradezu für Gothen, noch Andere aber für ein Türkiſches Volk. Soll über die Stammverwandtſchaft entſchieden werden, ſo ſcheinen mir die Gründe für den Slavismus die gültigſten zu ſein. Dieſer Anſicht huldigt auch Schafařik, der dagegen die Sauromaten oder Sarmaten für die Stammväter des Litthauiſchen Volkes hält.*)

---

irren können. Herodot ſagt, daß in dem waldreichſten Theile des Wohngebietes der Budiner ein großer See ſich findet, in welchem die oben genannten Thiere leben. Mannert, der einen ſolchen See nicht kennt, glaubt, der nordweſtlichſte Theil des Kaſpiſchen Meeres müſſe gemeint ſein. Hier aber iſt bis zum Fuße des Kaukaſus die entſchiedenſte Baumloſigkeit!

*) Wie unſicher ſolche Vermuthungen ſind, zeigt ſich überall. Aus der Lebensweiſe der Skythen, die Herodot anſchaulich ſchildert, hat man zuverſichtlich ſchließen zu können geglaubt, daß ſie von Mongoliſchem Stamme waren. Aber die Art des Wohngebietes beſtimmt die Lebensart. Ich habe Gelegenheit gehabt, Schädel aus einem unbezweifelt Skythiſchen Königs-Tumulus zu unterſuchen, und muß erklären, daß alles Charakteriſtiſche von Mongoliſchen Völkern dieſen Schädeln fehlte. Sie ähneln mehr Türkiſchen Köpfen.

Laſſen wir alle dieſe Fragen bei Seite und bleiben wir bei unſerem Herodot. Nach ihm waren jenſeit des Dons im Steppenlande die Sauromaten, durch deren Land man 15 Tagereiſen oder 75 geographiſche Meilen nach Norden oder NNO. reiſte. Nach dieſer Diſtanz-Angabe würde man etwa bis Saratow kommen, wenn man den Don in der Nähe ſeiner Mündung überſchritt. Geſchah der Uebergang höher oben, ſo reicht die Angabe der Diſtanz noch über Saratow hinaus. In der That iſt bei Saratow nur noch in beſonders begünſtigten und beſchränkten Localitäten Baumwuchs zu finden. Dann folgen in einem Lande, das reich an Wäldern iſt, die Budiner. Wie weit dieſe nach Weſten ſich verbreiteten, bleibt unerwähnt, und es ſcheint ganz unpaſſend, aus den Wohnſitzen viel ſpäterer Zeiten auf dieſe frühern zurückſchließen zu wollen. Weder der See noch deſſen Biber nöthigen, bis nach Pinsk zu gehen, denn es bleiben ja Seen genug übrig: der Nowgorodſche, der weiße See (Bjeloſero), der Kubinskiſche See, der Ladoga, Onega und Peipus und eine große Menge anderer Seen in den nördlichen Gouvernements Wologda, Olonez und Archangel. Daß Biber ehemals im ganzen Europäiſchen Rußland vorkamen, von Lappland an, wo ſie ſich bis jetzt noch erhalten haben, bis zum Aſow'ſchen Meere, iſt aus ganz andern hiſtoriſchen Nachrichten erwieſen. Aber, wirft man wohl ein, ſo weit nach Norden dürfen wir bei der Herodotiſchen Nachricht vom Biberfange im Lande der Budiner doch nicht gehen, um den Ladoga und Onega zu erreichen! Vielleicht doch; ich werde ſogleich auf ein noch mehr nordiſches Product hinweiſen, das in Herodot's Berichte vorkommt.*)

Vorher will ich aber noch bemerken, daß Herodot keineswegs behauptet, der Handelsweg, den er beſchreibt, führe zu

*) Siehe weiter unten über den Genuß der Zirbelnüſſe bei den Budinern.

dieſem See, er erwähnt ſeiner nur gelegentlich, als einer Merkwürdigkeit. Es iſt ferner nicht nothwendig, daß der große See mit Bibern, von dem Herodot ſpricht, noch jetzt beſteht. Ich glaube die deutlichen Spuren eines ſehr anſehnlichen Waſſerbeckens bei Niſhne-Nowgorod erkannt zu haben. Ich bin auf dieſe Gegend aufmerkſam geworden, nicht indem ich nach dem alten Biberſee ſuchte, ſondern durch ganz andere Umſtände. Es war mir auffallend, daß von Niſhne-Nowgorod an ununterbrochen ein hohes Ufer auf der rechten Seite der Wolga bis über Aſtrachan ſich hinzieht, ſelbſt da, wo der jetzige Flußlauf ſich auf eine Werſt und mehr von dieſer Uferhöhe entfernt, daß aber oberhalb Niſhne-Nowgorod kein ſo continuirliches hohes Ufer auf der rechten Seite zu bemerken iſt. Sollte nicht eine große Waſſermaſſe ſich einſt nach Süden ergoſſen haben? mußte ich mich fragen. Je größer und gewaltſamer das fließende Waſſer iſt, das ſich bewegt, deſto ſtärker wird das Ufer der rechten Seite angegriffen. Nun iſt weſtnordweſtlich von der Stadt Niſhne-Nowgorod ein ausgedehntes Sumpfland, in welchem ſelbſt die Specialkarte von Schubert kein Dorf und keine andere Anſiedelung als eine Einſiedelei (Puſtino) angiebt. Mit einem verſchmälerten Ende, 100 Werſt WNW. von Niſhne-Nowgorod beginnend und eine Breite von 20—30 Werſt bald erreichend, zieht ſich dieſes Sumpfland bis an die Wolga, ganz nahe an die genannte Stadt, die ſelbſt ſehr hoch auf einem Hügel von Mergel liegt. Ganz nahe an der Station Wjäsniki fand ich eine ſteil abgeriſſene Wand. Mitten im Schuttlande kann ich mir eine ſolche faſt ſenkrechte Wand nur als Wirkung des Waſſers denken. In dem Sumpflande fließt der Fluß Kljäsma, aber dieſer iſt jetzt zu weit, als daß ich ihm den Uferabriß zuſchreiben könnte; ich halte alſo dieſes hohe Ufer, das ich leider nicht weit verfolgen konnte, für einen Abſchnitt des ehemaligen Seeufers. Eine ähnliche jetzt ganz verſumpfte Gegend iſt ſüd-

weſtlich von Niſhne-Nowgorod und hat geringeren Umfang. Sie wird von dem hohen rechten Ufer der Oka begränzt, geht aber auf der andern Seite in jenes größere Sumpfland über. Auch hier ſcheint mir alter Seeboden, ſo daß der ehemalige See, der an einigen Stellen in Sumpf und Röhrig übergegangen ſein muß, an andern aber hohe Ufer hatte, aus zwei Abtheilungen beſtanden zu haben ſcheint, welche eine verhältnißmäßig enge Verbindung hatten. Herodot's Angabe, daß der von ihm beſprochene See in der waldreichſten Gegend des Budinerlandes lag, paßt auf dieſes alte Seebett ganz beſonders, denn die Muromſchen Wälder, die noch in den Sagen des Mittelalters ihrer Ausdehnung wegen berühmt waren, ſind hier ganz nahe. War hier der Biberſee, ſo war er wohl nicht gar weit von der hölzernen Stadt Gelonos. Dieſe muß man ohne Zweifel für eine Factorei des Pelzhandels halten und deshalb darf man ſie nicht am Rande des Waldlandes erwarten, ſondern in der Mitte deſſelben. Ganz ſo haben die Engländer in den Hudſonsbai-Ländern Factoreien für den Pelzhandel tief im Lande errichtet, ebenſo ſind von Kanada aus und von den Vereinigten Staaten von Amerika ſolche Factoreien im Innern der Pelzländer angelegt. Von dieſen Factoreien aus ziehen die Diener der Compagnie mit einem kleinen Handſchlitten, auf dem ſie einigen Proviant und einige Tauſchwaaren haben, bei den Wilden umher, um Felle einzutauſchen, die dann auf den Schlitten verladen werden. Mancher Handelsdiener ſoll 1000 Engliſche Meilen (über 200 Deutſche) auf dieſe Weiſe zu Fuße zurücklegen. Sie kehren natürlich gern in den Hütten von befreundeten Wilden ein, machen ſich aber hier nicht ſelten mit den Weibern noch vertrauter, ſo daß es jetzt in den mehr beſuchten Gegenden ſchwierig iſt, Rothhäute von ganz reinem Blute zu treffen. Solche Baſtarde mag denn der Vater auch wohl in den Dienſt der Compagnie, der er ſelbſt dient, zu ziehen ſuchen. Von

den Agenten Engliſcher Nationalität weiß ich zwar nicht, daß ſich ein Miſchvolk dadurch erzeugt habe; allein es iſt bekannt, daß um das Felſengebirge jetzt ein eigenes Völkchen herumzieht und ſich beſonders mit Biberfang beſchäftigt, das ſich von franzöſiſchen Vätern (Kanadiſchen Pelzhändlern) und Amerikaniſchen Müttern und deren Baſtarden herſchreibt und deſſen Sprache dieſem Gemiſche entſpricht. Ihrer Lebensart nach paſſen ſie nicht für Europäiſche Cultur, und ſo werden ſie ſich wohl unter den Rothhäuten verlieren. Iſt das nicht ein belehrendes Seitenſtück zu den Gelonen?

Von den Budinern ſagt Herodot noch, ſie ſeien die einzigen Phtheirophagen dieſer Gegend.*) Seiner Zuſammenſetzung nach bedeutet dieſes Wort allerdings „Läuſefreſſer", und ſo wird es gewöhnlich auch überſetzt. Allein der Geograph Ritter hat bewieſen, daß die alten Griechen mit dieſem Ausdrucke ſpöttiſch nur das Verzehren der Früchte von Fichten-Arten bezeichneten, und er beruft ſich dabei auf zwei alte Erklärer (Scholiaſten), die dieſe Erläuterung geben.**) Nun ſind die Früchte der meiſten Fichten-Arten für die Menſchen nicht genießbar, allein einige tragen große Früchte, die den Geſchmack von Nüſſen haben. Dahin gehört die bekannte Italieniſche Pinie, deren Früchte, Piniolen genannt, gegen einen halben Zoll lang werden, und Pinus Cembra, die Zirbel-Fichte, auch Sibiriſche Ceder genannt, deren Nüſſe noch jetzt ein ſehr beliebtes Naſchwerk bei dem Ruſſiſchen Volke ſind.

*) Herodot IV, c. 109.

**) Ritter: Die Vorhalle Europäiſcher Völkergeſchichten, S. 154 und beſonders S. 459. 460. Ritter hat aber Unrecht zu erklären, daß man „junge Fichtenzapfen" gegeſſen habe. Der angeführte Scholiaſt, den ich zu vergleichen nicht Gelegenheit habe, ſagt ja nach Ritter's Anführungen: die φθεῖρες ſeien οἱ καρποὶ τῶν πιτύων, d. h. die Früchte von Pinus-Arten. Dieſe Früchte ſitzen zwiſchen den Schuppen der Zapfen; eben deshalb fiel man auf den ekelhaften Vergleich, da man dieſe Nüſſe zwiſchen den Schuppen hervorſuchen muß.

Bei jedem Volksfeste in St. Petersburg stehen große Massen davon zum Verkaufe ausgestellt. In feinere Cirkel kommen sie hier nicht leicht, aber mehr wohl wegen der Wohlfeilheit, als weil sie unschmackhaft wären; aber weiter im Innern — in Kasan z. B. — soll nicht leicht eine Gesellschaft sich versammeln, in der man nicht diese Ceder- oder Zirbelnüsse herumreichte. — Nur von dieser Art Pinus können die Budiner die Früchte genossen haben. Sie kommt im mittleren Europa nur auf ansehnlichen Gebirgen vor, in Sibirien aber in der Ebene und zwar bis in den äußersten Norden (bis 68½ Grad n. Br. nach Middendorff). Diesseit des Urals aber ist ihr Vorkommen beschränkt. Sie zieht sich zwar auf diesem Gebirge vom höhern Norden, etwa von der Breite von Obdorsk bis in das Gouvernement Orenburg herab, in dessen nördlichen Theilen sie jedoch nur noch vereinzelt vorkommt. Nach Westen überschreitet sie den Ural aber nur im Wologdaschen Gouvernement in etwas bedeutendem Umfange, erreicht aber den Wologdaschen Kreis nicht, sondern bleibt im Ust-Syssolskischen Kreise des genannten Gouvernements, ist in den westlichen Theilen dieses Kreises nur vereinzelt und nicht mehr kräftig; in den östlichen Theilen aber, jenseit der Petschora, gedeiht sie gut.*) Die Budiner müssen daher mit diesem hohen Norden (63—64 Gr. n. Breite) oder mit Sibirien in lebhaftem Verkehre gewesen sein, um Zirbelnüsse zu beziehen, wenn man nicht annehmen will, daß die Zirbelfichte früher auch auf der Europäischen Seite bedeutend mehr nach Süden verbreitet war, aber ausgerottet ist.**) — Die Verbindung mit Sibirien ist leicht

*) Dr. E. R. v. Trautvetter, Die pflanzengeographischen Verhältnisse des Europäischen Rußlands, S. 22.

**) Eine Vertilgung der Zirbelfichte in den mehr bewohnten Bezirken wird man nicht für unwahrscheinlich halten, wenn man hört, daß es noch jetzt in Sibirien Sitte ist, um die Früchte der Zirbelfichte zu erhalten, den ganzen Baum zu fällen.

durch die große Einſenkung des Urals bei Katharinenburg. Weiter nach Norden giebt es noch andere tiefe Einſenkungen, ſo daß der Ural niemals eine Völkerſcheide gebildet zu haben ſcheint.

Bevor ich dieſe Bemerkungen über die Nüſſe der Zirbelfichte und andere eßbare Früchte von Fichten-Arten verlaſſe, will ich nicht unbemerkt laſſen, daß einige Philologen doch noch nicht mit der Ritter'ſchen Erklärung des Wortes Phthirophagen ſich zufrieden zeigen, obgleich ſie von einem alten Scholiaſten ausgeht, ſondern das Verzehren des ekelhaften Ungeziefers darunter verſtanden wiſſen wollen.*) Grade die Stelle im Herodot, welche wir vor uns haben, zeigt deutlich, daß nur jene Erklärung die richtige iſt, da hier von entgegengeſetzter Nahrungsweiſe die Rede iſt. „Die Budiner, heißt es, ſind die urſprünglichen Bewohner des Landes, ſie leben als Nomaden und ſind die einzigen Phthirophagen dieſer Gegend. Die Gelonen hingegen treiben Feldbau, nähren ſich von Korn, haben Gärten u. ſ. w."

Den ferneren Bericht Herodots wollen wir in nicht unterbrochenem Zuſammenhange geben, weil nur darnach der Endpunkt und alſo auch der Verlauf dieſes Handelszuges erkannt werden kann.

---

*) So z. B. Prof. Bähr noch in der zweiten Ausgabe ſeines Herodot (1857). Bd. II, S. 509. Er beruft ſich darauf, daß wirklich einige rohe Völker das ekelhafte Ungeziefer verzehren, und führt die Hottentotten und einige Eingeborene Südamerika's an. Dieſe Liſte könnte ſehr vermehrt werden, denn viele rohe und ſchmutzige Völker haben die Gewohnheit, das erhaſchte Ungeziefer zu zerbeißen. Es ſcheint dieſes ein Ausdruck der Rache. Aber nähren kann man ſich doch von ſeinem Ungeziefer nicht, das leuchtet ein, ſchon aus dem Nahrungs-Quantum, deſſen der Menſch bedarf. Uebrigens wird das Wort von den Griechen oft gebraucht, ohne damit etwas Widriges und Verächtliches auszudrücken. — Bei Strabo, XI. p. 499, kommen Phthirophagen vor, die er als ſchmutzig bezeichnet. Aber auch dieſe werden die Früchte einer Fichtenart gegeſſen haben, da ſie in engen Gebirgsſchluchten wohnten.

„Jenſeit der Budiner nach Norden zu iſt eine Wüſte von ſieben Tagereiſen. Hinter dieſer Wüſte, wenn man ſich nach Oſten wendet, folgen die Thyſſageten, ein großes und eigenthümliches Volk, das von der Jagd lebt. Ihnen benachbart, in denſelben Gegenden, wohnt ein anderes Volk, die Iyrken, das ebenfalls von der Jagd lebt. Der Iyrke ſteigt für die Jagd zur Lauer auf einen Baum, wovon es eine Menge in dem Lande giebt, um das Wild auszuſpähen. Jeder hat ein Pferd bei ſich, das abgerichtet iſt, ſich auf den Bauch zu legen, um weniger bemerklich zu ſein, auch ein Hund ſteht bereit. Erblickt er vom Baume herab ein Wild, ſo giebt er ihm einen Pfeilſchuß, beſteigt dann das Pferd und jagt dem Wilde mit dem Hunde nach. — Ueber dieſe Völker hinaus nach Oſten wohnen noch andere Skythen, die von den Königlichen Skythen ſich abgeſondert und hier angeſiedelt haben.*) Die ganze Gegend, von der ich bisher geſprochen habe, bis zu dieſen letztern Skythen, iſt eben und hat einen tiefen Boden. Weiterhin aber iſt ſie ſteinig und rauh. Hat man von dieſer letztern eine weite Strecke zurückgelegt, ſo kommt man zu einem Volke, das am Fuße hoher Gebirge lebt, und bei dem beide Geſchlechter von der Geburt an kahle Köpfe, platte Naſen und ein langes Kinn

*) Es iſt mir viel wahrſcheinlicher, daß wir hier an einem Stammſitze der Skythen uns befinden, als daß ſie von den mehr weſtlichen ſich abgetrennt hätten und hierher gewandert ſeien. Im ganzen Alterthum und im Mittelalter iſt es ſehr gewöhnlich, daß ein Volksſtamm, den man eben kennen lernt, ſich für den Hauptſtamm erklärt und andere für Abtrünnige, Abkömmlinge oder für einen Nebenzweig. Die Pontiſchen Skythen ſelbſt ſind in Europa von Oſten eingewandert in einer Zeit, welche die Sage erreicht. Da iſt es denn doch wohl wahrſcheinlicher, daß Skythen, die wir weiter nach Oſten antreffen, nicht erſt von Weſten dahin gekommen ſind. — Die Akademie d. W. zu St. Petersburg hat aus Süd-Sibirien aus alten Gräbern Schädel erhalten, die denen der Europäiſchen Skythen vollkommen gleichen. Deswegen hat man unter dieſen öſtlichen Skythen des Herodot wohl ächte Skythen anzunehmen.

haben. Sie ſprechen eine eigene Sprache, tragen aber Skythiſche Kleidung. Sie leben von der Frucht eines Baumes, welcher Pontikon heißt, ungefähr die Größe eines Feigenbaumes hat, und eine Frucht trägt, die einer Bohne ähnlich iſt, jedoch einen feſten Kern (Stein) enthält. Wenn dieſe Früchte reif ſind, preſſen ſie dieſelbe durch Säcke von Zeug, und den ausfließenden ſchwarzen und dicken Saft, den ſie Aſchy nennen, lecken ſie theils auf, theils trinken ſie ihn mit Milch vermiſcht. Aus dem dicken Reſte machen ſie (kleine) Kuchen, die ſie eſſen. Vieh haben ſie nämlich nicht viel, weil ſie nicht viel gute Weide haben. Jeder wohnt unter einem ſolchen Baume, den ſie im Winter mit einer weißen wollenen Decke überziehen, im Sommer aber unbedeckt laſſen. Niemand thut dieſen Leuten etwas zu Leide, denn ſie werden für heilig gehalten; auch haben ſie gar keine Waffen zum Kriege. Vielmehr ſchlichten ſie die Streitigkeiten ihrer Nachbarn, und wenn ein Flüchtling zu ihnen ſich flüchtet, ſo wird er von niemand weiter beläſtigt. Der Name dieſes Volkes iſt Argippäer."

„Bis zu dieſen Kahlköpfen kennt man das Land ganz gut, wie auch die Völker, die bis zu ihnen wohnen. Es reiſen nämlich manche Skythen zu ihnen, von denen man leicht Nachrichten erhalten kann, aber auch einige Griechen aus dem Emporium der Boryſtheniten (Olbia) und andern Griechiſchen Handelsſtädten am Pontus. Die Skythen, die in jene Gegenden reiſen, brauchen zu ihren Geſchäften ſieben Dolmetſcher und ſieben Sprachen."

„Alſo bis zu jener kahlköpfigen Nation kennt man das Land, was aber jenſeit derſelben iſt, das weiß Niemand mit Beſtimmtheit zu ſagen, denn ſehr hohe und unüberſteigliche Berge verſperren den Weg. Nach dem Vorgeben der Kahlköpfe ſollen die Berge von Menſchen mit Ziegenfüßen bewohnt ſein, was mir aber nicht glaublich ſcheint; und weiter hinaus ſollen

Menſchen leben, die ſechs Monate lang ſchlafen, was ich noch weniger glauben kann.“*)

Obgleich nun weiter berichtet wird, daß nach Oſten von den Argippäern die Iſſedonen leben, ſo werden von dieſen doch Dinge erzählt, die faſt eben ſo wenig glaubwürdig ſind, wie die ziegenfüßigen Menſchen und die ſechsmonatlichen Schläfer. Man ſieht, mit dem Gebirge, an deſſen Fuß die Argippäer wohnen, hört die beſtimmte Kenntniß auf, und jenſeit herrſcht nur zügelloſe Sage, vielleicht abſichtliche Entſtellung. Auch ſind Sagen vom hohen Norden und vom Oſten wohl von Herodot zuſammen geworfen, denn die ſechs Monate Schlafenden ſind ohne Zweifel die äußerſten Nordbewohner, wogegen die Iſſedonen wohl nach Oſten zu ſuchen ſind.

Bis zu den Argippäern geht aber ein zuſammenhängender Bericht, an den wir uns halten wollen. Bis dahin reiſen die Skythen, zuweilen auch Griechen.

Es wird Niemand beſtreiten wollen, daß dieſer Bericht einen Handelsweg beſchreibt und nur nach dieſem die Gegenden ſchildert. Es ſind offenbar die Skythen, die dieſen Weg aufgefunden und, ſozuſagen, ſich eingerichtet haben, indem ſie mit dem alten Stammlande Verbindungen unterhielten. Ein Verkehr mit ſo vielen Völkern, von denen einige ganz roh geweſen ſein mögen, kann nur langſam ausgebildet werden und kann nur dann längere Zeit beſtehen, wenn er allen Völkern, die er berührt, vortheilhaft iſt. Es kann aber auch nicht bezweifelt werden, daß die Griechen dieſen Weg benutzten, was Herodot ſchon mit der Verſicherung anzudeuten ſcheint, daß auch den Griechen das Land bis zu den Argippäern völlig bekannt ſei. Die Griechen konnten die Fabrikate Europäiſcher Induſtrie dem inneren Aſien zuführen. — Da man mit ſehr verſchiedenen Völkern in Verkehr kam und dazu 7 Dolmetſcher brauchte, ſo

*) Herodot, IV. c. 22—25.

iſt es wahrſcheinlich, daß man nicht in geringer Anzahl dieſe Züge unternahm, ſondern eine Karawane bildete, und ohne Zweifel eine, die unterwegs mit allen Völkern Tauſchhandel trieb; denn das letzte Ziel allein, die Argippäer am Fuße unbeſteiglicher Berge, konnten wohl für ſich allein die Beſchwerden eines ſolchen Zuges in ſo früher Zeit nicht erſetzen. Daß der Zug nicht einen graden Weg nahm, ſondern zuerſt nach Norden ſich wendete, dann aber, wie es ſcheint, nach Süden, deutet an, daß man dort im Waldlande etwas zu ſuchen hatte, und das konnte wohl nichts anderes ſein als Felle von Pelzthieren. Ein Theil der Karawane, einzelne oder ſelbſtändige Karawanen werden wohl überhaupt nicht weiter gegangen, ſondern von hier nach den Nordgeſtaden des Pontus zurückgekehrt ſein, wo man auch Pelzwerk brauchte und von wo man es in andere Gegenden verhandelt haben wird. Daß aber die Karawane, welche zu den Argippäern zog, über Gelonos und die Waldregion ging, läßt vermuthen, daß bei den Argippäern ein Hauptabſatz für Pelzwerk war.

Was waren nun die Argippäer für ein Volk und wo ſaßen ſie? Sie werden mit kurzen Worten durch die flachen Naſen und das lange, das heißt wohl verſchmälerte Kinn, wodurch es mehr hervortritt, als ein Volk von Mongoliſchem Stamme charakteriſirt. Kahlköpfig iſt freilich kein Volk von Natur, alſo war es auch dieſes nicht, und Herodot's Angabe muß auf einem Mißverſtändniſſe beruhen. Die Prieſter aber ſind bei den Mongolen und Kalmücken vollſtändig geſchoren über dem ganzen Kopfe. Sie thaten keinem Menſchen etwas zu Leide und galten für heilig. Es ſcheint, daß hier eine Prieſtergemeinſchaft, ein Kloſter, wie man nach Europäiſchem Sprachgebrauche ſagen würde, oder ein Churul, wie es Kalmückiſch heißt, nach dieſer Seite des Gebirges verſetzt war, um die Handelskarawane zu empfangen und auch den Tauſch gegen die eigenen Landes-Erzeugniſſe zu beſorgen. Daß das übrige

Volk auf der andern Seite des Gebirges lebte, ſcheint mir daraus hervorzugehen, daß von ihm weiter nicht die Rede iſt und daß das geſammte Volk ſich ſchwerlich im Geruche der Heiligkeit würde erhalten haben. War aber eine ſolche Einrichtung getroffen, ſo läßt ſich mit Zuverſicht annehmen, daß der vorgeſchobene Poſten die Mittel hatte, die angekommenen Waaren nicht nur mit andern zu bezahlen, ſondern auch weiter zu ſchaffen.

Wo ſtand dieſer Vorpoſten Mongoliſcher Völker? Am Fuße unüberſteiglicher Gebirge — oder vielmehr von Gebirgen, die man für unüberſteiglich ausgab, obgleich das Volk der andern Seite die Mittel kannte und beſaß, ſie zu überſchreiten. Aus dieſem Grunde ſchon iſt es nicht paſſend, die Argippäer am Ural zu ſuchen. Der Ural hört nicht nur vor Orenburg auf, da zwiſchen ihm und den Mugodſhariſchen Bergen völlige Ebene iſt, ſondern er hat auch in ſeinem Verlaufe von Orenburg bis zum Eismeer einige ſehr markirte Einſenkungen, die man ſehr leicht überſchreitet, und die einem anwohnenden Volke unmöglich unbekannt bleiben konnten.

Um den Sitz der Argippäer und damit das Ende des Zuges der Skythen etwas näher beſtimmen zu können, müſſen wir die naturhiſtoriſchen Momente, die in unſerem Berichte vorkommen, zu verwerthen ſuchen. Dahin gehört vor allen Dingen wohl die Frucht, welche die Argippäer zu ihrer Nahrung gebrauchten, vielleicht nur zu gewiſſen Jahreszeiten. Dieſe Frucht, deren Saft ſie auspreßten und entweder ſo für ſich oder mit Milch genoſſen, erklärt Heeren für den Prunus Padus, die Vogelkirſche, die man in Livland nach einem Provinzialnamen Faulbaum nennt. Dieſe Deutung iſt, ſo viel ich habe ſehen können, jetzt ganz allgemein angenommen. — Allein Herodot ſagt von der Frucht bei den Argippäern, daß ſie einer Bohne ähnlich ſei und einen Stein enthalte. Er gebraucht dabei für Bohne das Wort Kyamos, mit welchem die

Alten insbeſondere die große Bohne, die wir Pferde- oder Saubohne (Vicia Faba) nennen, zu bezeichnen pflegen. Allein die Vogelkirſche (Prunus Padus) hat eine ſehr kleine völlig runde Frucht von der Größe der rothen Johannisbeere. Wie iſt es denkbar, daß Herodot von dieſer Frucht ſagen könnte, ſie ſei von der Geſtalt einer Bohne. Er muß ſie doch gekannt haben, da er ſagt, daß ſie — oder der Baum — in Griechenland Pontikon hieß. Es war alſo wohl eine Frucht, die man vom Schwarzen Meere oder Pontus einführte. Wer wird die herbe Frucht der Vogelkirſche durch den Handel einführen? Nein, man wird ſich nach einer Frucht umſehen müſſen, die mehr Nahrungsſtoff enthält und bedeutend größer iſt als Prunus Padus.

Keine Baumfrucht ſcheint mehr der Schilderung Herodot's zu entſprechen als die Frucht des Oleaſter, ſyſtematiſch Elaeagnus angustifolia genannt, und zwar die im Oriente cultivirte Form derſelben. Die Oleaſter ſind Sträucher oder Bäume mit kleinen Blüthen und ſaftigen Früchten, die einen gefurchten Stein enthalten. Am auffallendſten unterſcheiden ſie ſich von gewöhnlichen Bäumen dadurch, daß die Blätter und auch die jüngern Aeſte mit weißlichen Schüppchen bedeckt ſind, wodurch der ganze Baum einen Silberglanz erhält. Eine Art gedeiht ganz gut in unſern Gärten und wird noch bei St. Petersburg häufig gezogen, Elaeagn. argentea, ſie trägt jedoch bei uns keine reifen Früchte; dieſe hat ovale Blätter und ſtammt aus Amerika. Die Art aber, welche ich hier meine, Elaeagnus angustifolia, hat lange ſchmale zugeſpitzte Blätter und kommt im ſüdöſtlichen Europa, im Orient und Aegypten vor.

Sie gedeiht ganz gut in Steppenländern, an Stellen, wo dieſe mehr Feuchtigkeit als gewöhnlich haben. In der Kirgiſenſteppe werden die Früchte ſchon ſo groß und ſaftig, daß ſie von den Kirgiſen gegeſſen werden. Allein weiter nach Süden, beſonders um Buchara zieht man an den Flüſſen und Kanälen

eine Form, die größere Früchte trägt, welche faſt die Größe von Mandeln erreichen und ſehr ſüß ſein ſollen. Ich habe ſie nur in getrocknetem Zuſtande geſehen, und in ſolchem haben ſie etwas mehliges, d. h. vielen feſten Nahrungsſtoff. Man hat ſie daher häufig mit kleinen Datteln verglichen. Sie ſind deshalb bei den Steppenvölkern beliebt, und werden in Gegenden, wo die Datteln nicht gedeihen, als Proviant auf Reiſen mitgenommen. So war dieſe Frucht, die man in Buchara Dshidda nennt, auch in die kleinere Feſtung Nowo-Petrowsk am Kaſpiſchen Meere gekommen, wo ich ſie zuerſt ſah. Später habe ich dieſelbe Frucht in mehrern Herbarien geſehen, und da fand ich die Kirgiſiſche Frucht von der wilden Pflanze immer viel mehr eingetrocknet als die Frucht von den angebauten, die alſo viel mehr feſte Subſtanz entwickeln muß. Wenn dieſe eintrocknet, wird ſie etwas flach und hat dann einige Aehnlichkeit mit einer Bohne, obgleich ihr die Einbiegung oder der Nabel der Bohne fehlt. Friſch hat ſie die ellipſoidiſche Form einer Olive.

Ob die cultivirte Form eine eigne Art bildet, die man El. orientalis oder El. hortensis genannt hat, darüber ſind die Botaniker verſchiedener Meinung. Es kommt nämlich die cultivirte Pflanze wieder in verſchiedenen Formen vor. Gewöhnlich hat ſie breitere Blätter als die wilde und iſt ohne Dornen, die wilde mit Dornen beſetzt. Dieſer Strauch ſoll aber nach Marſchal von Biberſtein auch wild nicht allein mit ſchmalen, ſondern auch mit breitern Blättern vorkommen. Ob darunter zwei oder nur eine Art anzuerkennen ſind, iſt überhaupt nicht zu entſcheiden, da man die Gränze der Variabilität nicht kennt, und kann uns vollkommen gleichgültig ſein. Wir bemerken lieber nach Lehmann, einem jungen Botaniker, der in den Jahren 1841 und 1842 in Buchara war, daß er dort zwei Sorten von Früchten ſah. 1) Die eine war etwas kleiner und mehliger, mit länglichem ſchwarzgeſtreiftem Steinchen,

2) die andere mit ovalen, ungeſtreiften (? vielleicht nicht ſchwarzgeſtreiften) Steinchen und Früchten, die größer, ſüßer, weniger mehlig und von bräunlicher Farbe ſind. Auf den Bäumen ſah Lehmann nur die erſte Sorte.*) Die Gärtner verſicherten, die andere würde auch im Chanate gezogen und bilde ſich, wenn man Schnittlinge der erſten Sorte in die Erde pflanzt und ſtark bewäſſert. Die Dshidda, auch Dshigda, Perſiſch Sandschik, eben dieſer Elaeagnus hortensis, blüht von der Mitte des April bis zur Mitte des Mai, erfordert gar keine Pflege und man pflanzt die Bäume in Alleen, an Wegen und Kanälen; die Früchte ſammelt man im September ein, und ein Baum giebt ihrer zwei bis drei Pud.**) Als Lehmann von Buchara auf dem Wege nach Samarkand ritt, fand er den ebenen und breiten Weg zu beiden Seiten mit Kanälen von 3 bis 5 Schritt Breite verſehen, welche meiſt mit Elaeagnus oder einigen Weidenarten eingefaßt waren.***) Als Lehmann von Samarkand die Gebirgsthäler hinaufritt (das Suchen nach Gold war die Aufgabe der Reiſe), ſah er oft kleinere, ſtrauchförmige Elaeagnus mit kleineren und runderen Früchten.†) Das wird wohl die wilde Stammraſſe ſein. Die durch Gartenkunſt veredelte wird aber wohl das Klima dieſer höhern Regionen nicht vertragen können, und wie alle veredelten Fruchtbäume, empfindlicher ſein. Ueber die Menge der jährlich in Buchara geſammelten Früchte der Dſhidda findet ſich zwar keine directe Angabe in Lehmann's Reiſebeſchreibung, aber indirect kann man wohl aus dem von ihm angegebenen Preiſe auf große Quantitäten ſchließen. Für den

*) Alexander Lehmann's Reiſe nach Buchara und Samarkand, in Baer und Helmerſen's Beiträgen zur Kenntniß des Ruſſiſchen Reiches Bd. XVII, S. 233.

**) Ebendaſelbſt, S. 233. 2—3 Pud ſind circa 100 Pfund.

***) Ebendaſelbſt, S. 79.

†) Ebendaſelbſt, S. 112.

Batman zahlt man 1 Tilla bis 24 und 30 Tenga, d. h. für 312½ Ruſſ. Pfund zahlt man 4 Rubel 10 Kop. bis 6 Rubel. Schon daß man für die Beſtimmung des Preiſes ein Maaß von 3 Centnern wählt, läßt, wie mir ſcheint, auf die große Menge ſchließen.*) Die angepflanzten nennt Lehmann immer Bäume und nie Sträucher, obgleich ſie wohl ſtark veräſtelt ſein werden. Dieſe veredelten verpflanzten im Mittelalter die Araber häufig nach Spanien. Herr Profeſſor Willkomm, der im ſüdlichen Spanien Alleen von dieſen Bäumen mit ſtarken Stämmen geſehen hat, vergleicht ſie nach Größe und Anſehen mit Aepfelbäumen.

Kehren wir nun zu unſerem Texte zurück, ſo denke ich, wird man zugeben, daß alles, was dort von dem Baume, von deſſen Frucht die Argippäer lebten, geſagt iſt, auf dieſe kultivirte Form des Oleaſters paßt. Der Baum iſt ungefähr von der Größe eines Feigenbaums. Der Feigenbaum erreicht in ſüdlichen Klimaten, wie ich ihn in Perſien ſah, die Höhe eines gewöhnlichen Apfelbaumes. Er wurde im Winter mit einem Filz bedeckt, er war alſo doch nicht ganz geeignet, das dortige Klima zu ertragen, alſo wenigſtens in dieſer Form nicht einheimiſch. Vielleicht war auch dieſe Kolonie von Argippäern nicht ganz am Fuße des Gebirges, ſondern in einiger Höhe angeſiedelt. Daß ſie grade an den obern Zuflüſſen des Säreſſchan, der bei Samarkand und Buchara vorbeifließt, wohnte, will ich nicht behaupten. Vielleicht ſtand ſie an den obern Zuflüſſen des Syr-Darja, des Jaxartes oder Araxes der Alten. Ich habe bisher nicht erfahren können, bis wie weit an dieſem Fluſſe der Elaeagnus hortensis cultivirt wird. Jedoch vermuthe ich, daß die Baumfrüchte, mit denen die Bewohner der Mündungs-Inſeln des Araxes nach Herodot ſich trunken

*) Ebendaſ. S. 233. Später iſt Seite 260 in einem allgemeinen Verzeichniſſe vom Preiſen der der Dſhibda noch niedriger angeſetzt, wonach ein Batman nur 3 Rubel koſten würde.

machten, keine andern ſein werden, als die ſo eben beſprochenen. Herodot wird die Nachricht nur etwas mißverſtanden haben, wenn er berichtet, daß man die Früchte ins Feuer warf und davon trunken wurde, wie die Griechen vom Wein,*) wogegen man ihm erzählt haben mag, daß man mit Hülfe des Feuers aus dieſen Früchten ein berauſchendes Getränk bereitete. Die Bucharen bereiten noch jetzt ein ſehr berauſchendes Getränk aus den Früchten des Elaeagnus.**)

Wahrſcheinlich iſt der Chineſiſche Schadsao, den Timkomsky mit Dattel (Finiki) überſetzt, nichts anders als dieſer cultivirte Elaeagnus; denn die Frucht ſoll gelb ſein (eigentlich röthlichgelb), hat ein weiches ſandartiges Fleiſch, iſt ſüß von Geſchmack und dient zur Bereitung eines berauſchenden Getränkes.***)

Von einem hohen, ſehr breiten und deshalb ſehr ſchwierig zu überſteigenden Gebirge, dem Bolor oder Belur, wie man ihn in neuerer Zeit nennt, kommen ſowohl der Syr-Darja, als der Amu-Darja, und deſſen ehemaliger Zufluß, der Säreſſchan, der ihn aber jetzt nicht mehr erreicht. Der Gebirgs-Stock Pamir, das Dach der Welt nach den Aſiaten, iſt wohl geeignet, die Kenntniß des Hinterlandes abzuſchneiden, ſicher aber nicht der Ural, der ſo viele tiefe Einſenkungen hat, daß er zu keiner Zeit dem Völkerverkehr Hinderniſſe entgegenſetzte, und kaum der Altai. Ich kann daher denen durchaus nicht beiſtimmen, welche die Argippäer am weſtlichen Abhange des Urals ſuchen.†) Man beruft ſich darauf, daß jetzt ein Kalmückenſtamm an der Wolga lebt, der früher wohl am Fuße des Urals gewohnt haben mag. Allein es iſt nur zu gewiß, daß dieſe Kalmücken

*) Herodot I. c. 202.

**) Lehmann in den Anmerkungen zu ſeinem Herbarium.

***) Ritter, Erdkunde, Bd. VII, S. 455.

†) Prof. Bähr in ſeinen Ausgaben des Herodot. Neue Auflage. Bd. II, S. 430.

erſt in ſehr neuer Zeit hier angeſiedelt wurden, und daß, unzufrieden mit dieſer gewaltſamen Verſetzung, ein großer Theil derſelben im 18. Jahrhunderte plötzlich aufbrach und unaufhaltſam dem Chineſiſchen Gebiete zueilte. Die Kalmücken bewohnen immer Steppen und können deshalb nicht freiwillig die Waldregion am weſtlichen Ural ſich zum Aufenthalt gewählt haben. Aus dieſem Grunde glauben wir auch nicht, daß ein ganzes Volk von Argippäern an der Weſtſeite des hohen Gebirges wohnte, ſondern daß das Volk in den Steppen des jetzigen Chineſiſchen Turkeſtan nomadiſirte und nur des Handels wegen ein Churul oder eine Anzahl Lamas vorgeſchoben war; denn daß der Handel hier völlig aufhörte, iſt durchaus nicht wahrſcheinlich. Man unternimmt nicht einen Handelszug, um nur wenige Hütten mit ihren Bedürfniſſen zu verſorgen. Dazu kommt, daß dieſer Karawanenzug einen großen Umweg durch Waldregionen gemacht hat, doch wohl um Pelzwerk zu ſammeln, und daß das Pelzwerk, ſo weit die Geſchichte reicht, ſehr begehrig in den Steppen Mittelaſiens und in China geweſen iſt. Die Mongoliſche Invaſion im Mittelalter brachte die hohe Schätzung des feinern Pelzwerks, namentlich der Zobelfelle, für Europa in Gang. Herodot ſagt uns freilich nicht, welche Waaren ausgetauſcht wurden. Aber das iſt leider überall ſeine Gewohnheit, zwar die Wege des Handels zu beſchreiben, aber die Objecte des Handels zu verſchweigen. Man hat deshalb vermuthet, daß er eigentlich ein Kaufmann war, und der Sitte ſeines Standes gemäß, die Objecte des Handels glaubte verſchweigen zu müſſen. Auch war ja mit dem hohen Gebirge, an deſſen Fuß die Argippäer wohnten, nicht wirklich alle Kenntniß abgeſchloſſen. Herodot erzählt ja ſelbſt allerlei von den Iſſedonen, die nach Oſten, auf der andern Seite des Gebirges wohnten.*) Nur die Skythen und die Griechen durften

*) Herodot IV. c. 25, 26.

oder mochten nicht über das ſchwer zu überſchreitende Gebirge. Man kann aber nicht zweifeln, daß die Mongoliſchen Völker ihnen andere Waaren, vielleicht bis aus China, oder aus Kaſchmir und dem nördlichen Indien entgegen brachten, um ihr Pelzwerk zu erſetzen. Es beſtand ja nur Tauſchhandel, folglich mußte Waare gegen Waare kommen. Nun wird man ſich erinnern, daß einige Jahrhunderte ſpäter Ptolemäus eine Station bezeichnet, wo diejenigen, welche mit den Seren handelten, ihre Waaren abgaben. Die geographiſche Poſition, die er für dieſe Station angiebt, fällt grade auf ſein Gebirge Imaus und zwar in die Mitte des ſüdlichen Theiles. Der ſüdliche Theil ſeines Imaus iſt aber unbezweifelt der Belur, der nördliche Abſchnitt iſt bei ihm ganz imaginär. Die Seren dieſer ſpätern Zeit brachten Seide in den Handel und ließen kein Volk über ihre Gränze. Das paßt ja ganz auf unſern Handelspunkt bei den Argippäern, obgleich damals vielleicht noch keine Seide nach Europa kam. Man hält die Seren gewöhnlich für Chineſen, vielleicht war es nur ein Mongoliſches Volk, das den Zwiſchenhandel trieb. Möglich aber auch, daß die Argippäer Herodot's ein vorgeſchobener Poſten von Chineſen war. Ihr Ausſehen iſt von dem der Mongolen nicht ſehr verſchieden.

Wir dürfen die Argippäer nicht verlaſſen, ohne die Gründe zu prüfen, die man anführt, um den von dieſem Volke cultivirten Baum für die Vogelkirſche, Prunus Padus, zu erklären. Heeren beruft ſich auf Nemnich's Polyglotten-Lexikon der Naturgeſchichte, Artikel Prunus Padus, daß die Kalmücken die ſchwarzen Beeren dieſer Frucht in Milch kochen, das Ganze durch ein Sieb drücken und das Durchgelaſſene dann bis zu einer feſten Maſſe einkochen, die ſie Moisun Chat nennen. Ein kleines Stück davon in Waſſer aufgelöſt giebt eine nahrhafte Suppe.*) Dieſe Autorität ſcheint gar ſehr verſtärkt durch

*) Heeren: Ideen, I. 2. S. 283.

Adolph Erman, der in ſeiner Reiſebeſchreibung berichtet, daß die Baſchkiren noch jetzt die Früchte der Traubenkirſche auspreſſen und das Zurückbleibende zu einer Art Kuchen verwenden. Am meiſten Eindruck macht aber wohl, daß noch heute die Baſchkiren jede Säure und insbeſondere jeden Fruchtſaft, den ſie der Milch beimiſchen, Atschy nennen. Nach Herodot nannten die Argippäer den von ihnen ausgepreßten Saft Aschy. Dieſe Uebereinſtimmung iſt unverkennbar und Herr Prof. Erman ſpricht ſeine Ueberzeugung aus, daß die Argippäer Herodot's kein anderes Volk waren als die Baſchkiren.*) Auch höre ich von Perſonen, die an der Oſtgränze Europa's und dem weſtlichen Sibirien heimiſch ſind, von dem berühmten Botaniker Bunge, daß die Früchte der Traubenkirſche in Sibirien größer werden als bei uns.

Man darf ſich alſo nicht wundern, daß nach dieſen Zeugniſſen die Deutung der von Herodot erwähnten Frucht auf die von Prunus Padus für ganz geſichert gilt. Allein die Früchte von Elaeagnus, und zwar von dem wilden Strauche und dem gepflanzten Baume, werden ganz eben ſo benutzt, und zwar auch im Ruſſiſchen Reiche, während Lehman's Zeugniſſe nur für Buchara gelten. Georgi ſagt in ſeiner geographiſch-ſtatiſtiſchen Beſchreibung des Ruſſiſchen Reiches, nachdem er vorher bemerkt hat, daß dieſer Strauch am Dnjepr, in Transkaukaſien, am Terek und an der Kuma vorkommt, theils wild und theils angepflanzt, daß an der wilden Pflanze die Früchte die Größe einer Olive haben, an der cultivirten aber größer ſind. Von Tataren und Armeniern werden die Früchte zerquetſcht, zu einem beliebten Muß, das ſie Tolkun nennen und eine gemeine Speiſe iſt, eingekocht.**)

Welche von den beiden Arten von Bäumen, deren Früchte genoſſen werden, mag nun den Argippäern gedient haben?

*) Erman: Reiſe um die Erde, I. S. 307 u. 427.

**) Georgi: Geogr.-ſtat. Beſchreibung des Ruſſiſchen Reiches, III. S. 742.

Wirklich ernähren kann die Vogelkirſche wohl nicht, denn alle Früchte, die ein ſtarker Baum dieſer Art trägt, können kaum bis 2 Pfund betragen. Ein Elaeagnus-Stamm trägt nach Lehmann 2 bis 3 Pud Früchte. Dieſe Früchte haben ungefähr die Größe einer großen Bohne, die Früchte der Traubenkirſche ſind nicht nur ſehr klein, ſondern nicht einmal länglich. Und welchen Zweck ſollte das Bedecken im Winter haben, da die Vogelkirſche die Kälte in Lappland und Nordſibirien aushält?

Wenn das Wort Atschy jeden Fruchtſaft bezeichnet, ſo paßt es eben ſo gut auf den Elaeagnus, wie auf die Traubenkirſche. — Ob es Türkiſch ſein mag?

Wenn es auf irgend eine Weiſe gezeigt werden könnte, daß der cultivirte Oleaſter (Elaeagnus) in unſerem Berichte nicht gemeint ſein könne, ſo würde Zizyphus vulgaris, der in unſern Steppenländern vorkommt, wohl die nächſten Anſprüche erheben können. Sollte die bezeichnete Frucht dennoch ein Prunus ſein, ſo könnte ſie doch nur ein Prunus mit länglicher Frucht, — eine Pflaume ſein, und nicht eine ganz kleine runde.

Die letzte Entſcheidung über den Endpunkt des von Herodot beſchriebenen Handelsweges muß doch der Geſammtheit des wenn auch kurz geſchilderten Weges zufallen. Iſt dieſe Schilderung von der Art, daß ſie im jetzigen Lande der Baſchkiren endet, oder, wie mir ſcheint, viel weiter ſüdöſtlich am Fuße der mächtigen Gebirgsmaſſe, welche das Turaniſche Tiefland vom mittelaſiatiſchen Hochlande trennt?

Bevor ich die einzelnen Abſchnitte dieſes Weges im Zuſammenhange überblicke, muß ich noch bemerken, daß ich ſämmtliche Erklärungen, Deutungen oder Erläuterungen, welche mir über das Land der Syrken vorgekommen ſind, für völlig verfehlt halten muß. Dieſe Leute ſollen auf Bäume ſteigen, um nach Wild zu ſpähen, einem ſolchen, wenn es in die Nähe

kommt, einen Pfeilſchuß geben, dann von dem Baume ſteigen, ſich auf ein bereit gehaltenes Pferd ſetzen und mit dieſem und einem Hunde das Wild verfolgen. Man erklärt nun das Land der Iyrken für ein Wald-Land. In einem Walde kann man aber auf ſolche Weiſe gewiß kein Wild erbeuten. Bevor man vom Baume herab und auf das Pferd geſtiegen iſt, würde das Wild im Walde verſchwunden ſein, beſonders ein angeſchoſſenes, das natürlich vor Schreck alle Kräfte anſtrengt. Auch wird das Steigen auf einen Baum im Walde nicht leicht die Ausſicht erweitern. Man bleibt daher im Walde lieber unten und ſucht ſich dem Wilde unbemerkt ſo viel als möglich zu nähern, und wenn es angeſchoſſen nicht gleich gefallen iſt, wird man es ſo nahe als möglich verfolgen. Ich ſehe wohl, daß der Text des Herodot ſelbſt Veranlaſſung giebt, das Land der Iyrken für ein wahres Wald-Land zu halten; allein ich muß glauben, daß die Worte, welche andeuten, daß die Bäume dort gedrängt ſtehen oder wenigſtens zahlreich ſind, vielleicht ſpäter von einem überklugen Abſchreiber eingeſchoben ſind, und in der That laſſen ſie ſich ausheben, ohne den Satzbau und das Verſtändniß im geringſten zu ſtören. Daß ein ſo weitgereiſter Mann wie Herodot von den verſchiedenen Formen der Jagd keine Vorſtellung gehabt habe, iſt doch ſchwer zu glauben.

Wenn die Schilderung der Art der Jagd, wie ſie hier den Iyrken beigelegt wird, der Wahrheit getreu iſt, ſo ſcheint mir daraus hervorzugehen, daß ihr Wohngebiet zwiſchen Wald und Steppe in der Mitte lag, und mehr dieſer letztern angehörte als dem erſteren. Ueberall nämlich iſt der Wald nicht durch eine ſcharfe Linie von der Steppe abgegränzt, ſondern, wie ſich von ſelbſt verſteht, gehen einzelne Baumgruppen, wo der Boden für andauernde Feuchtigkeit mehr begünſtigt iſt, tiefer in die Steppe hinein und ſind dort ganz von Steppenboden umgeben. Steigt man auf einen Baum einer ſolchen iſolirten Gruppe, ſo hat man natürlich eine viel weitere Ausſicht, als auf dem

Boden. Man hat aber noch einen andern Vortheil, wenigſtens im Sommer. Die Steppe dörrt in den meiſten Gegenden früh aus; unter den Baumgruppen bleibt aber alles Gras länger friſch. Die Steppenthiere — meiſt Wiederkäuer — ſuchen alſo gern ſolche Stellen auf. Sie ſind aber ſehr ſcheu und laufen außerordentlich ſchnell und andauernd. Das kräftigſte Pferd iſt ſelten im Stande eine Saiga, einen Kulan, eine Antilope subgutturosa einzuholen. Ihre Scheu iſt aber beſonders darauf gerichtet, daß nicht irgend ein Thier oder ein aufrecht gehender Menſch ſich ihnen auf der Steppe nähert. Was ſtill auf dem Boden liegt, ſcheinen ſie dagegen wenig zu beachten oder nicht gut unterſcheiden zu können. So giebt es eine eigene Art, Steppenthiere zu erlegen, die darin beſteht, daß der Jäger ſchon in der Ferne, ohne von den Thieren bemerkt zu werden, ſich auf den Bauch wirft und auf dem Bauche fortkriechend ſich einem Thiere bis auf Schußweite nähert, jedesmal im Fortkriechen anhaltend, wenn das Thier nach dieſer Seite hinblickt.*) Soll aber ein Steppenthier durch Verfolgung mit den Pferden oder Hunden ermüdet werden, ſo kann man viel mehr auf Erfolg rechnen, wenn man ihm vorher eine Verwundung hat beibringen können. Darauf zielt wohl die von den Jyrken erzählte Procedur. Entzündung und Schmerz

*) Ein ſolches Herankriechen, dem ich auf einer Jagd auf Antilope Saiga beigewohnt habe, nimmt mehrere Stunden in Anſpruch und iſt ſehr ermüdend. Auch von der Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen der Steppenthiere könnte ich aus eigener Erfahrung ſprechen, obgleich man vollſtändigere Berichte bei den ſchildernden Reiſenden finden kann. Als ich am Manytſch mit einer Ehren-Eskorte von 12 Kalmücken ritt, zeigten ſich öfter Steppenthiere, Saiga und Dſchiran (Ant. subgutturosa). Die Kalmücken konnten ſich nicht überwinden, ſie ganz unbeachtet zu laſſen. Einer oder zwei von ihnen jagten den Thieren nach. Aber von etwa 10 Thieren wurde nur eins eingeholt, eine ganz junge Ant. subgutturosa, aber auch dieſe nur, weil ſie von 10 Kalmücken verfolgt ſich endlich in eine Waſſerpfütze ſtürzte, die ſie für tief genug halten mochte, um ſich zu verbergen, wo ſie aber umringt und mit Peitſchenhieben getödtet wurde.

der Verwundung vermehren ſich durch das raſche und angeſtrengte Laufen, bis die Kräfte verſagen. Ich muß alſo die Jyrken in die Steppe verſetzen, wenn auch an den Rand derſelben.

In dem Namen der Jyrken Jugrien erkennen zu wollen, ſcheint mir ein etwas verunglückter Gedanke von Heeren, obgleich ſehr erklärlich. Ueber Jugrien, die Benennung einer Gegend, von der bis dahin nur die Kenner der Ruſſiſchen Geſchichte gehört hatten, war kurz vor Heeren's Buch eine gelehrte Abhandlung von dem gründlichen Forſcher Lehrberg erſchienen, und damit war der Name auch dem weſtlichen Europa bekannt geworden. Jugrien iſt der nordweſtlichſte Theil von Sibirien, insbeſondere der waldige Theil, da der waldloſe Küſtenſaum den alten Namen Obdarien führte. Jugrien war und iſt noch jetzt reich an Zobeln*) und Eichhörnchen. Beide ſind Baumkletterer. Man ſchießt ſie von unten und kann ſie nicht zu Pferde verfolgen.

Ich laſſe mich auf Deutung der Völker nicht gern ein, da ihre Namen von den Griechen gar zu ſehr verunſtaltet werden. Iſt doch der Name des zuletzt in unſerm Berichte genannten Volkes, der Argippäer, völlig Griechiſch. So nannte ſich das Volk gewiß nicht, aber wie es ſich nannte, läßt ſich nicht errathen. Wenn man auf die Lautähnlichkeit geographiſcher Namen alter und neuer Zeit Gewicht legen will, ſo iſt für die Jyrken eine größere Aehnlichkeit dieſer Art leicht gefunden. Im Chineſiſchen Turkeſtan heißt die wichtigſte Stadt mit der Umgegend Jarkend, Jarken, Jerken. Damit iſt Jyrka identiſch. In der That kann man ſchon deshalb die Jyrken für ein Türkiſches Volk halten.

---

*) Jedoch nicht die ſchönſten Zobel ſind hier, wie Heeren zu glauben ſcheint. Die ſchönſten, d. h. die ſchwärzeſten, finden ſich viel weiter nach Oſten, im öſtlichen Theile des Jakutskiſchen Gouvernements.

Ueberblicken wir nun in kurzer Ueberſicht dieſen Handelsweg, um ihn, ſo viel möglich, auf einer Landkarte zu verfolgen. Er beginnt im Lande der Skythen, ohne Zweifel mit beſonderer Betheiligung der Griechiſchen Städte in dieſem Lande, und geht bald über den Don durch das waldloſe Land der Sauromaten, 15 Tagereiſen weit nach Norden oder Nordoſten. Eine Tagereiſe beträgt bei Herodot, wie geſagt, 5 Meilen, alſo 75 Meilen geht man in waldloſem Lande. So weit reicht in der That die waldloſe Gegend, wenn man die gut bewaldeten aber ſehr beſchränkten Schigelinskiſchen Berge (innerhalb der großen, Samara gegenüberliegenden Ausbucht der Wolga nach Oſten) abrechnet. Dann geht der Weg in das ſtark bewaldete Land der Budiner, die ein großes und mächtiges Volk ſein ſollen. Die Ausdehnung dieſes Landes wird nicht angegeben. Man darf aber wohl annehmen, daß der Weg bis in das waldreiche Gebiet von Kaſan und Murom reicht. Wenn die hölzerne Stadt Gelonos, wie es uns wahrſcheinlich wurde, eine Factorei zum Sammeln des Pelzwerks war, ſo wird ſie wohl mitten in dieſem Waldbezirke angelegt geweſen ſein. Man kann weiter gehen und vermuthen, daß ſie an der Wolga angelegt war, um den Uebergang über den Fluß durch einen bleibenden Prahm zu ſichern und überhaupt auch Bootfahrten machen zu können. Es iſt ferner wahrſcheinlich, daß ſie unterhalb der Einmündung der Kama angelegt war, um nicht zwei große Flüſſe überſchreiten zu müſſen, wenn man nach Oſten zu gehen hatte. Ueber den Budinern nach Norden, oder wohl mehr nach Nordoſten, geht es ſieben Tage lang durch eine menſchenleere Gegend. Dann hat man nach Oſten das Volk der Thyſſageten, wieder ein zahlreiches Volk, das von der Jagd lebt. Die Nachbaren dieſer Thyſſageten ſind die Jyrken, von denen ich ſo eben gezeigt zu haben glaube, daß ſie am Rande oder vielmehr ſchon innerhalb einer beginnenden Steppe gewohnt haben müſſen. Dann folgt noch ein Stamm Skythen,

ohne Zweifel in der Steppe, nach der Art dieſes Volkes in andern Steppen. Bis hierher iſt tiefer, d. h. wohl fruchtbarer, humusreicher Boden. Dann aber wird der Boden ſteinig und rauh. Wenn man auf dieſem unfruchtbaren Boden eine weite Strecke zurückgelegt hat, kommt man erſt zu den Argippäern, bei denen wegen unüberſteiglicher Gebirge alle weitere geographiſche Kenntniß aufhört.

Wie iſt es nun möglich, in den Baſchkiren unſrer Zeit dieſe Argippäer wiederfinden zu wollen? Wenn man einmal in das Waldland von Süden her vorgedrungen iſt, hat man bis zu den Baſchkiren, welchen Umweg nach Norden man auch nehmen mag, immer tiefen Boden, keine zwiſchenliegende Steppe und keinen Felsboden, wenn man nicht etwa auf dem Kamme des Urals fortgehen will, wo gewiß kein Handelsweg beſtanden hat.

Aus den kurzen Angaben Herodot's ſcheint hervorzugehen, daß man aus der Steppe zuerſt nach Norden in die Waldregion ging, in dieſer einen bedeutenden Weg machte, ſich nach Oſten zu den Thyſſageten wendete, in ihrem Lande ſich nach Süden kehrte und bei den Iyrken wieder in der Steppe ankam. Nun iſt die Entfernung zwiſchen der Wolga und dem Ural groß genug, um den Thyſſageten und den Iyrken Raum zu geben, und man wäre dann bei Orenburg entweder über den Fluß Ural gegangen und hätte auf der linken Seite des obern Uralfluſſes, am Ilek und bei den Mugodſhariſchen Bergen Feldboden genug, und in der übrigen Steppe bis zum Syr- oder Amu-Darja rauhen, unfruchtbaren Boden. Es iſt aber noch wahrſcheinlicher, daß man weiter nach Oſten durch die ſtarke Einſenkung des Ural-Gebirges bei Jekatharinenburg nach der Sibiriſchen Seite hinüberging und hier zuerſt durch das Waldland der Thyſſageten, zu den Quellen des Tobol etwa, hinüberginge. Ich kenne dieſe Gegend nicht durch eigene Anſchauung, doch höre ich, daß in dieſer Gegend noch jetzt

die iſolirten Gehölze innerhalb der Steppe ſich bemerklich machen ſollen. Da die Ebene von Jekatharinenburg nirgends einen bedeutenden Berggipfel zeigt, nicht einmal bedeutende Felsmaſſen*), und auch vorher, auf der eigentlichen Waſſerſcheide, der Fels nur ſpärlich zu Tage tritt**), konnte man zu einer Zeit, als hier noch ungeſtörter Waldwuchs war, es leicht verkennen oder unbeachtet laſſen, daß in einiger Entfernung zu beiden Seiten bedeutende Gebirgsmaſſen ſind, und Herodot konnte alſo ſagen, daß man bis zu den Iyrken und iſolirten Skythen tiefen Boden habe.

Karawanenzüge, wie die beſprochenen, werden, wenn ſie durch Gegenden von veränderlichen Jahreszeiten gehen, immer in ſehr beſtimmten Zeiten begonnen und ausgeführt. Dieſe Zeiten richten ſich nach den klimatiſchen Verhältniſſen der zu durchziehenden Länder. Die Steppen geben dem Zugvieh reichliche Nahrung nur im Frühlinge, bald nach der Schneeſchmelze, und ſpät im Herbſte, wo der Thau, der im Sommer ganz zu fehlen pflegt, ſtark niederfällt und die Steppe ſich neu begrünt und mit dem Eintritte des Winters auch wieder Regen einzutreten pflegt. In dieſen Zeiten iſt auch am leichteſten Waſſer zu finden. Es iſt mir daher wahrſcheinlich, daß man bald nach dem Schmelzen des Schnees, nachdem das Gras reichlich hervorgebrochen war, was raſch vor ſich geht, nach Norden aufbrach, den Sommer in der Waldregion zubrachte, im Spätherbſte wieder die Steppe betrat und die Mitte des Winters, der in dieſem Theile Aſiens zwar nur kurz aber ſtrenger iſt, als man gewöhnlich glaubt***), bei den Argippäern zubrachte und mit

*) Erman's Reiſe um die Erde I, S. 293.

**) Ebendaſ. 280. 288.

***) Lehmann ſchreibt aus Buchara: Den ganzen December und halben Januar hindurch wärmten wir uns in der Sonne und hatten um Mittag (verſteht ſich in der Sonne) faſt immer + 25 und + 27 Gr. Reaumur. Aber in der letzten Hälfte des Januars und bis jetzt, den

dem neuerwachten Frühlinge wieder die öſtliche mit Schnee und Regen getränkte Aſiatiſche Steppe durchzog, um im Herbſte in der Europäiſchen Steppe bei den Skythen anzukommen. Waren die Zeiten für den Karawanenzug ſo gewählt, wie wir ſo eben angegeben haben und wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo reiſte man mit verlängertem Frühlinge, denn man hatte im Norden im Mai und in der erſten Hälfte des Juni die reichlichen Frühlingsregen zu einer Zeit, wenn in der ſüdruſſiſchen Steppe in den meiſten Jahren der Regen ſchon eine Seltenheit iſt. Eben ſo hatte man einen verlängerten Herbſt. Da im höhern Norden, beſonders in waldreichen Gegenden, auch im Sommer der Regen nicht ſelten und zuweilen häufig iſt, wogegen er in Griechenland um dieſe Zeit ſehr ſelten iſt, ſo ſollte man denken, daß auf die Berichte derjenigen, die dieſen Zug mitgemacht haben, Herodot die ſehr übertriebene Schilderung von dem Klima Skythiens entworfen hat. Ich lege auf die arge Schilderung des Winters, den er acht Monate anhalten läßt, wenig Gewicht, denn alle Südländer ſchildern einen nordiſchen Winter mit übertriebenen Farben, und daß man über die gefrorne Meerenge von Kertſch im Winter mit Wagen fahren kann, mochte den Griechen ſehr auffällig ſein, iſt aber auch jetzt nicht ungewöhnlich. Dagegen paßt ſeine Verſicherung, daß es in Skythien in den vier Sommermonaten unabläſſig regne, ſo wenig mit dem jetzigen Klima der ſüdruſſiſchen Steppe, die im Sommer gewöhnlich an Regen Mangel leidet, daß es mir ſcheint, er hat hier wieder, wie es bei den Griechen gewöhnlich

4. Februar 1842, forderte der Winter ſein Recht. Wir haben — 15 Gr. und ſogar — 18 Gr. Reaumur im Schatten und nur + 5 Gr. R. zu Mittag in der Sonne. Lehmann's Reiſe nach Buchara, S. 185. Buchara hat die geographiſche Breite von Valencia und iſt noch etwas ſüdlicher als Conſtantinopel. Es iſt bekannt, daß der General Perovsky auf ſeinem Zuge gegen Chiwa in der Orenburgiſchen Steppe, allerdings nördlicher als Buchara, aber in der geographiſchen Breite von Paris, eine Kälte, die bis — 30 Gr. Reaumur ſtieg, auszuſtehen hatte.

war, den ganzen Norden Skythien genannt und ihn nach den Berichten der Karawane geſchildert.*) Etwas häufigern Regen, als die Steppe jetzt hat, will ich gern für eine frühere Zeit, in der die Krym beſſer bewaldet war, annehmen, aber an einen ſo großen Unterſchied darf man nicht glauben. Die Steppe würde bewaldet geweſen ſein, wenn ſie nicht im Sommer längere Zeit Dürre auszuhalten gehabt hätte. Aber wenn die Karawane mit anbrechendem Frühlinge gegen Nordoſten reiſte, ſo wurde ſie ſehr lange von dem Frühlingsregen begleitet. Man hat nicht nöthig, mit Dr. Neumann anzunehmen, daß die ganze Natur in ihren Gegenſatz umgeſchlagen iſt, weil die Nomaden die Steppe entwaldet haben.

*) Herodot IV, c. 28.

Späterer Zuſatz bei Gelegenheit der Correctur.

Das Manuſcript dieſer Abhandlung war ſchon zum Druck abgeſchickt, bevor ich Herrn v. Middendorff's Schilderung der Barabinskiſchen Steppe (Mémoires de l'Acad. de St. Petersb. VII. Série, Tom. XIV) erhielt. In dieſer Abhandlung iſt eine ſo lebendige Schilderung der genannten Gegend, wo einzelne Bäume, kleine Baumgruppen, Gehölze und Waldſtücke mit offener Steppe wechſeln, daß ſie ganz beſonders für die Art der Jagd, die von den Jyrken erzählt wird, ſich eignet.

4. Wo iſt das Salomoniſche Ophir zu ſuchen?

Bekanntlich hat der König Salomo mit Hülfe des Königs von Tyrus Hiram Schiffe nach Ophir abgeſchickt, welche eine große Menge Gold zurückbrachten, aber auch Edelſteine, Silber, koſtbare Hölzer, Elfenbein, Affen und Pfauen. Unzählig ſind die Verſuche geweſen, dieſes Ophir auf der bekannten Erde nachzuweiſen. Der berühmte Alterthumsforſcher Tychſen ſagte ſchon vor mehr als einem halben Jahrhunderte, daß über keinen Punkt der Hebräiſchen Urkunden ſo viele verſchiedene Hypotheſen aufgeſtellt ſeien, als über dieſen. Seit jener Zeit ſind fortwährend noch neue Vermuthungen oder neue Begründungen der älteren verſucht worden. Es mag daher ſehr überflüſſig ſcheinen, nochmals einen Verſuch dieſer Art zu machen. Indeſſen wage ich es, da es mir ſcheint, daß gewiſſe Verhältniſſe nicht gehörig in's Auge gefaßt ſind, — wenigſtens in den Deutungen nicht, die mir vorgekommen ſind. Auch bringen mich eigene Lebenserfahrungen zu der Ueberzeugung, daß man zu ſklaviſch an der Meinung hängt, die Phönicier hätten nur den Küſten entlang fahren können, und daß man deswegen zu ängſtlich in der Abſchätzung ihrer Fahrten iſt. Indeſſen wollen wir zuvörderſt an die alten Nachrichten ſelbſt uns wenden.

§. 1. Texte in den Hebräiſchen Urkunden.

Wir müſſen vor allen Dingen die Nachrichten, welche die Hebräiſchen Schriften über die Ophirfahrten geben, hier mittheilen. Wir geben ſie nach Luthers Ueberſetzung, nur da

umändernd, wo Luther nach allgemeinem Urtheil der beſten Hebräiſten unſerer Zeit geirrt hat. Die beiden wichtigſten Stellen finden ſich im erſten Buch der Könige und zwar im neunten und zehnten Kapitel; faſt gleichlautende ſind im zweiten Buche der Chronika, Kapitel 8 und 9. Dort heißt es: „Und „Salomo machte auch Schiffe zu Ezeongeber, das bei Eloth „liegt, am Ufer des Schilfmeers, im Lande der Edomiter. Und „Hiram ſandte ſeine Knechte im Schiffe, die gute Schiffleute „und auf dem Meere erfahren waren, mit den Knechten Salo„mo's. Und kamen gen Ophir und holten von da 420 Centner „Goldes, und brachten es dem Könige Salomo." 1. Kön. 9, V. 26—28. Darauf wird in dem folgenden Kapitel zuvörderſt erzählt, daß die Königin von Saba (oder von Reich-Arabien wie Luther überſetzt)*) nach Jeruſalem gekommen ſei und dem König Salomo 120 Centner**) Gold, aber auch Edelſteine und Spezereien zum Geſchenke gebracht habe. So viele Spezereien, heißt es weiter, ſeien nie wieder nach Paläſtina gekommen. Dieſe Nachricht iſt hier eingeſchoben, wahrſcheinlich weil vor der Rückkehr der Schiffe aus Ophir die Königin von Saba eintraf, vielleicht aber auch, um anſchaulich zu machen, wie viel Gold Salomo faſt gleichzeitig mit andern Decorationen zur Ausſtattung des Tempels und ſeiner andern Prachtgebäude erhalten habe; denn von Vers 11 an geht der Bericht wieder über zu der Schilderung der Ausbeute von der Expedition nach Ophir und ſagt: „Dazu die Schiffe Hirams, die Gold aus „Ophir führten, brachten ſehr viel Sandelholz***) (Luthers

*) Saba oder Scheba war eine Gegend im ſüdlichen oder ſogenannten glücklichen Arabien. Das geſammte Arabien iſt aber nie zu Einem Reiche vereinigt geweſen.

**) Das Gewicht, das hier und in den folgenden Stellen mit dem Worte Centner überſetzt iſt, das Hebräiſche Kikkar, iſt bedeutend geringer als unſer Centner.

***) Es heißt im Hebräiſchen Texte Almuggim-Holz. Daß damit das duftende Sandelholz gemeint ſei, wird ſpäter nachgewieſen werden.

„Ueberſetzung „Ebenholz“ iſt unrichtig) und Edelgeſteine. Und „der König ließ machen von Sandelholz Pfeiler (Geländer „überſetzen die Neuern) im Hauſe des Herrn und im Hauſe „des Königs, und Harfen und Pſalter für die Sänger. Es „kam nicht mehr ſolch Sandelholz, ward auch nicht geſehen bis „auf dieſen Tag. Und der König Salomo gab der Königin „von Saba alles, was ſie begehrte und bat, ohne was er ihr „gab von ihm ſelbſt. Und ſie wandte ſich und zog in ihr Land „ſammt ihren Knechten. Das Gold aber, das Salomo in „Einem Jahr bekam, war von Gewicht 666 Centner, ohne das, „was von den Krämern und Kaufleuten und Apothekern und „von allen Königen“ (der zinsbaren Völker?), „und von den „Gewaltigen in den Ländern kam. Und der König Salomo „ließ machen 200 Schilde von geſchlagenem Golde, 600 Sekel „Goldes that er zu einem Schilde. Und 300 Tartſchen von „geſchlagenem Golde, je drei Minen Goldes zu einer Tartſche.*)“ Schilde und Tartſchen waren wohl Goldplatten von verſchiedener Form und Größe. Die eine Art wird vielleicht zu wirklichen Schilden für die Leibwache gedient haben, denn man erfährt bei ſpäterer Gelegenheit, daß Salomo's Leibwache Schilde von Gold hatte, die andere vielleicht, um die Gebäude mit Gold zu verzieren. Denn aus andern Stellen deſſelben Buches iſt erſichtlich, daß der Tempel mit Goldplatten oder Goldblechen bedeckt wurde. 1. Könige 6, V. 21. 22. 28. „Und der König that ſie in das Haus vom Walde Libanon“. — Das Haus vom Walde Libanon wurde wahrſcheinlich ſo benannt, weil es aus Cedern und Cypreſſen, die vom Libanon kamen, erbaut war. Es heißt weiter: „Und der König machte „einen großen Stuhl (Thron) von Elfenbein, und überzog ihn „mit dem edelſten Golde. Und der Stuhl hatte ſechs Stufen,

*) Eine Mine enthält 100 Sekel. Dieſe hier ſogenannten Tartſchen enthielten alſo 300 Sekel und waren halb ſo ſchwer, als die ſogenannten Schilde.

„und das Haupt am Stuhl war hinten rund. Und waren „Lehnen an beiden Seiten um das Geſäße, und zween Löwen „ſtunden an den Lehnen. Und zwölf Löwen ſtunden auf den „ſechs Stufen, auf beiden Seiten. Solches iſt nie gemacht in „keinen Königreichen. Alle Trinkgefäße des Königs Salomo „waren gülden, und alle Gefäße im Hauſe vom Walde Libanon „waren auch lauter Gold; denn das Silber achtete man zu den „Zeiten Salomo's nicht. Denn das Meerſchiff (eigentlich: Tarſis- „Flotte) des Königs, das (die) auf dem Meer mit dem Schiff „(oder mit der Flotte) Hiram's fuhr, kam in dreien Jahren ein „Mal, und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen. „Alſo ward der König Salomo größer mit Reichthum und Weis- „heit, denn alle Könige auf Erden." 1. Kön. 10, V. 11—23.

Entſprechende Stellen finden ſich im zweiten Buch der Chronika: „Alſo ward bereitet alles Geſchäft Salomo's, „von dem Tage an, da des Herrn Haus gegründet ward, „bis er's vollendete, daß des Herrn Haus ganz bereitet „ward. Da zog Salomo gen Ezeon-Geber und gen Eloth, „an dem Ufer des Meeres in dem Lande Edomäa. Und „Hiram (eigentlich wird dieſer Name in der Chronika „Huram" geſchrieben, wir behalten die frühere Schreibart „Hiram" bei) ſandte ihm Schiffe durch ſeine Knechte, die des „Meeres kundig waren; und fuhren mit den Knechten Salomo's „nach Ophir, und holten von dannen 450 Centner (im erſten Buche der Könige waren 420 Centner genannt) Goldes, und „brachten es dem Könige Salomo." 2 Chron. 8, V. 16—18. Darauf wird wieder der Beſuch der Königin von Saba erzählt und berichtet, daß ſie dem Könige Salomo 120 Centner Gold, Spezereien (Weihrauch ꝛc.) und Edelſteine geſchenkt habe. Dann wird wieder zu dem Erfolge übergegangen, welchen die Sendung nach Ophir gehabt hatte, und der Berichterſtatter bemüht ſich zu zeigen, welcher Ueberfluß an Gold bei Salomo geweſen ſei. Wir theilen auch dieſe Stelle hier vollſtändig mit,

weil dieſe Maſſe von Gold für die Beurtheilung der Bedeutung von Ophir wichtig ſcheint: „Dazu die Knechte Hiram's „und die Knechte Salomo's, die Gold aus Ophir brachten, „die brachten auch Sandelholz und Edelgeſteine. Und Salomo „ließ aus dem Sandelholz Treppen (erhobene Gänge überſetzt „Bunſen) im Hauſe des Herrn und im Hauſe des Königs „machen, und Harfen und Pſalter für die Sänger. Es waren „vorhin nie geſehen ſolche Hölzer im Lande Juda. Und der „König Salomo gab der Königin von Reich-Arabien alles, was ſie „begehrte und bat, ohne was ſie zum Könige gebracht hatte." Soll wohl heißen: mehr als ſie gebracht hatte, alſo mehr als ein Gegengeſchenk betragen würde. „Und ſie wandte ſich und „zog in ihr Land mit ihren Knechten. Des Goldes aber, das „Salomo in Einem Jahr gebracht ward, war 666 Centner, „ohne was die Krämer und Kaufleute brachten; und alle Könige „(Häuptlinge) der Araber und die Herren (d. h. die Beamten) „des Landes brachten Gold und Silber zu Salomo. Daher „machte der König Salomo 200 Schilde von geſchlagenem „Golde, daß 600 Sekel Goldes auf Einen Schild kam. Und „300 Tartſchen von geſchlagenem Golde, daß 300 Stück „(Sekel) Goldes zu Einer Tartſche kamen. Und der König „that ſie in's Haus vom Walde Libanon. Und der König machte „einen großen elfenbeinernen Stuhl und überzog ihn mit lau„terem Golde. Und der Stuhl hatte ſechs Stufen und einen „goldenen Fußſchemel am Stuhl, und hatte zwei Lehnen auf „beiden Seiten um das Geſäße und zween Löwen ſtunden neben „den Lehnen, und zwölf Löwen ſtunden daſelbſt auf den ſechs „Stufen zu beiden Seiten. Ein ſolches iſt nicht gemacht in „allen Königreichen. Und alle Trinkgefäße des Königs Salomo „waren gülden; und alle Gefäße des Hauſes vom Walde Libanon „waren lauter Gold. Denn das Silber ward nichts gerechnet „zur Zeit Salomo's. Denn die Schiffe des Königs fuhren „auf dem Meer gen Tarſis mit den Knechten Hirams,

„und ſie kamen in drei Jahren einmal (von Tarſis) und brach„ten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen. Alſo ward „der König Salomo größer, denn alle Könige auf Erden, mit „Reichthum und Weisheit. Und alle Könige auf Erden begehr„ten das Angeſicht Salomos zu ſehen und ſeine Weisheit zu „hören, die ihm Gott in ſein Herz gegeben hatte. Und ſie „brachten ihm ein jeglicher ſein Geſchenk, ſilberne und goldene „Gefäße, Kleider, Harniſche, Würze, Roſſe und Mauleſel jähr„lich.“ 2. Chronika, Cap. 9, V. 10—24.

Es ſpringt in die Augen, daß das 2. Buch der Chronika faſt wörtlich wiederholt, was im 1. Buche der Könige geſagt iſt. Nicht ſo groß iſt die Uebereinſtimmung der Berichte über einen ſpätern Verſuch, die Expeditionen nach Gold zu erneuern. Bekanntlich theilte ſich das Reich gleich nach dem Tode Salomos. Sein Sohn Rehabeam wurde nur von den Stämmen Juda und Benjamin als König anerkannt. Die zehn andern Stämme trennten ſich ab und wählten Jerobeam zu ihrem Könige. Es gab nun lange Zeit Kämpfe zwiſchen beiden getrennten Theilen des ehemaligen Reiches, bei denen an Expeditionen dieſer Art nicht zu denken war, beſonders nicht von dem ſchwächern und mehr bedrängten Staate Juda. Aber ungefähr 80 Jahre nach Salomos Tode bemühte ſich Joſaphat, König von Juda, um den Frieden mit den Königen von Israel, und in dieſer Friedenszeit, während Ahasja König in Israel war, unternahm es Joſaphat wieder, Schiffe in Ezeon-Geber für die Fahrt nach Ophir zu bauen. Darüber giebt das erſte Buch der Könige, Cap. 22, V. 48—50 folgenden Bericht, den ich nach Bunſen's Ueberſetzung mittheile, weil dieſe nicht nur auf den eigenen gründlichen Studien Bunſen's in der Hebräiſchen Sprache, ſondern auch auf Benutzung der geſammten Literatur über die bibliſchen Schriften beruht. „Und es war kein König in Edom, „ſondern ein Statthalter war König (Regent).“ (Der Zuſammenhang nöthigt an einen von Joſaphat eingeſetzten Statt-

halter zu denken. Anmerkung von Bunſen). „Und Joſaphat „ließ Tarſisſchiffe machen, die nach Ophir fahren ſollten, Gold „zu holen. Aber man fuhr nicht, denn die Schiffe wurden „zertrümmert bei Ezeongeber.“ Dieſe Gegend iſt ſehr felſig. Die Schiffe mögen alſo gleich beim Auslaufen zertrümmert ſein. „Damals ſprach Ahasja, der Sohn Ahabs zu Joſaphat: „Laß meine Knechte mit deinen Knechten in den Schiffen fah„ren: Joſaphat aber wollte nicht.“ In Bezug auf dieſen letztern Umſtand iſt der entſprechende Bericht in der Chronika abweichend. Es heißt daſelbſt: „Und darnach verbündete ſich „Joſaphat, der König von Juda mit Ahasja, dem Könige „von Israel, welcher frevelte in ſeinem Thun. Und er ver„bündete ihn mit ſich, um Schiffe zu machen, daß ſie gen „Tarſis führen; und ſie machten Schiffe zu Ezeongeber. Da „weisſagte Elieſar, der Sohn Dodovas von Mareſa, wider „Joſaphat alſo: Weil du dich mit Ahasja verbunden haſt, „reißt der Ewige dein Werk nieder. Und die Schiffe wurden „zertrümmert und vermochten nicht nach Tarſis zu fahren.“ 2. Chronika Cap. 20, V. 35—37.

Von Fahrten nach Ophir iſt ſonſt nirgends die Rede in den Hebräiſchen Schriften. Allein wir dürfen nicht unerwähnt laſſen, daß das Ophir-Gold auch ſonſt in den bibliſchen Schriften erwähnt wird, und immer ein ganz vorzügliches, alſo wohl ſehr reines Gold anzudeuten ſcheint. So in den Pſalmen (45, V. 10), im Hiob (28, V. 16; 22, V. 24); Jeſaias (13, V. 12.)

§. 2. Controverſe über die angeführten Texte.

Es ſpringt in die Augen, daß die angeführten Texte aus dem erſten Buche der Könige und dem zweiten der Chronika nicht nur in den einzelnen Angaben, ſondern auch in der Reihenfolge derſelben im Allgemeinen ſo ſehr mit einander übereinſtimmen, daß man nicht bezweifeln kann, der ſpätere iſt entweder aus dem frühern, dem erſten Buche der Könige entlehnt,

oder es haben wenigſtens beide eine gemeinſchaftliche ältere Quelle benutzt. Daß auch der Text im erſten Buche der Könige nicht gleichzeitig mit den Ereigniſſen, ſondern ſpäter redigirt iſt, ſpringt in die Augen, da es z. B. heißt, daß ſolches Sandelholz ſpäter nicht wieder geſehen iſt. Allein es iſt gar nicht nöthig, ſolche innere Zeichen aufzuſuchen, denn es berufen ſich die Bücher der Könige an ſehr vielen Stellen auf mehr ausführliche Darſtellungen aller einzelnen Regierungen, die in den Jahrbüchern des Königreichs Juda und des Königreichs Israel vorkommen. Die Bücher der Könige ſind alſo nur Auszüge aus vollſtändigeren Annalen beider Reiche nach der Theilung, und daß die Geſchichte von Salomos Regierung ebenfalls früher niedergeſchrieben war, und im erſten Buche der Könige nur excerpirt wird, wird ausdrücklich geſagt. Es leuchtet ferner ein, daß die Auszüge, welche wir die Bücher der Könige nennen, beſonders im theokratiſchen oder religiöſen Intereſſe abgefaßt ſind; denn von manchen Regenten nach der Theilung wird nur berichtet, ob ſie dem Jehovadienſt eifrig ergeben waren oder nicht, und für alle übrigen Thaten und Vorgänge wird auf die allgemeine Regierungsgeſchichte hingewieſen. Die ganze Tendenz iſt alſo wohl eine einſeitige zu nennen; allein die fortgehende Berufung auf die vollſtändige Reichsgeſchichte ſcheint doch eine Bürgſchaft dafür zu geben, daß nicht willkührlich falſche Angaben vorgebracht werden, wenn es an einzelnen Uebertreibungen auch nicht fehlen mag. Ich bemerke dieſes beſonders in Bezug auf die große Maſſe von Gold, welche unter Salomos Regierung zur Ausſchmückung des Tempels ſowohl als der Paläſte und anderer Bauten des Königs verwendet ſein ſoll, die aber wieder eine Art Controlle für die faſt unglaubliche Menge Gold, die aus Ophir gebracht ſein ſoll, abgiebt. Daß der Verfaſſer dieſer Auszüge ſo ungemein ausführlich dieſe Ausſchmückung mit Gold beſpricht, iſt leicht erklärlich durch das ſchmerzliche Gefühl, daß all' dieſe Herrrlichkeit

nur ſehr kurze Zeit beſtanden hat, denn ſchon im 5. Jahre nach Salomos Tode überzog der König von Aegypten Scheſchonk I. (Seſak, Siſak der Bibel) das Königreich Juda mit Krieg, und nahm nach leichtem Siege nicht nur allen Goldſchmuck des Tempels und des königlichen Palaſtes, ſondern auch die goldenen Schilde der Leibwache als Beute mit*), und ſchmückte damit Aegyptiſche Tempel. Nach Bunſen's chronologiſcher Ueberſicht der bibliſchen Geſchichte war der Bau des Tempels beendet um das Jahr 997 vor Chriſti G., die innere Ausſchmückung ging aber noch fort und Bunſen nimmt an, daß die Einweihung drei Jahre ſpäter, alſo im Jahr 994 vor Chr. erfolgte. Die königlichen Bauten wurden erſt im 13. Jahr nach Beendigung des Tempelbaues geſchloſſen, alſo 984 vor Chr. Zwanzig Jahr ſpäter, im Jahr 964 v. Chr. erfolgte die Plünderung durch Siſak (Scheſchonk)**). Es hatte alſo die Herrlichkeit für Salomos Palaſt nur 20, und für den Tempel wenig mehr als 30 Jahr beſtanden.

Die Bücher der Könige reichen bis an die babyloniſche Gefangenſchaft, und ſcheinen während derſelben niedergeſchrieben zu ſein, da der Befreiung durch Cyrus nicht gedacht wird. Die Berufung auf die Reichsgeſchichten reichen bis zur Gefangenſchaft; ſie waren alſo wohl noch vorhanden.

Die Bücher der Chronika ſind ſehr viel ſpäter geſchrieben und ſcheinen für die Zeit der Könige faſt ganz nach den Büchern der Könige abgefaßt. Bei der oft wörtlichen Uebereinſtimmung der einzelnen Stellen im erſten Buche der Könige mit dem ihm entſprechenden zweiten der Chronika, fällt es auf, daß in dem frühern Texte 420 Centner Gold als die Ausbeute der erſten Fahrt nach Ophir angeführt worden, in dem ſpätern aber 450. Herr Profeſſor Keil hat in einer Schrift, die er

*) 1. Könige, 16 V. 25. 26.

**) Bunſens Bibelwerk, I, CCLXIV—CCLXXIV.

über die Ophirfahrten herausgegeben hat, dieſe Differenz ſehr einfach erklärt, indem er darauf aufmerkſam macht, daß die Buchſtaben, mit denen die Zahlen 20 und 50 bei den Hebräern ausgedrückt wurden, einander ſehr ähnlich ſehen*). Wenn das beabſichtigte Zeichen nicht ſehr deutlich in einer Handſchrift ausgedrückt war, ſo konnte es ſehr leicht bei ſpäterer Benutzung für das andere genommen werden.

Welche Zahl nun die richtigere iſt, 420 oder 450, läßt ſich natürlich nicht mehr ausmachen, iſt aber auch ziemlich gleichgültig, denn immer iſt die angegebene Maſſe von Gold ungemein groß, was für die richtige Deutung der Fahrt gar ſehr in's Gewicht fällt. So ſehr auch aus der ganzen Darſtellung eine gewiſſe Bewunderung des Reichthums Salomos und alſo Neigung zur Uebertreibung hervorleuchtet, ſo iſt doch in der Angabe der Zahl und Größe der Goldplatten, der Schilde und Tartſchen ſo viele Beſtimmtheit, daß man eine wirkliche Zählung und Wägung der Einzelſtücke vorausſetzen muß.

Das Hebräiſche Wort „Kikkar" das Luther mit Centner überſetzt hat, wird jetzt gewöhnlich mit dem Worte „Talent" wiedergegeben. Allein die Bedeutung des Talents als Gewicht iſt noch viel mannigfacher, als die von „Centner", weßhalb ich dieſes habe ſtehen laſſen. Ueber die Gewichtsbeſtimmung des Kikkar und beſonders über den Münzwerth dieſes Gewichts in Gold läßt uns Bunſen im Stich**). Ein Kikkar ſagt er, beträgt 3000 heilige Sekel oder 6000 gewöhnliche Sekel; es iſt ein Gewicht von 92 gewöhnlichen (!) Pfunden. Aber was ſind gewöhnliche Pfunde?? Eine Werthbeſtimmung von 2618 Thalern iſt hinzugefügt. Allein dieſer Werth gilt nur für einen Kikkar Silber,

*) Es bedeutet nämlich der Buchſtabe כ die Zahl 20 und der Buchſtabe נ die Zahl 50.

**) Bunſens Bibelwerk I, S. CCCLVIII.

was nicht ausdrücklich bemerkt iſt. Den Kikkar Gold berechnet Bunſen*) ſelbſt an andern Stellen zu 30,000 Thalern nach Thenius. Wir werden das Gewicht des Kikkar und den Werth eines ſolchen Gewichtes an Gold in einem ſpätern Abſchnitte (§. 4) vollſtändiger erörtern müſſen.

Jetzt wollen wir noch andere Diskuſſionen über den Text und deſſen beſſere Deutung in's Auge faſſen.

Beſondere Rückſicht verdient die ſchon erwähnte eigene Schrift des Profeſſor Keil, die er im Jahre 1834 über Ophir herausgegeben hat**). Je mehr wir ſeinen Prinzipien entgegen ſind, daß man weniger auf die vorkommenden Naturprodukte als auf die Ausdrücke der Texte zu ſehen habe, und je weniger wir zu ſeinen Reſultaten uns zu bekennen vermögen, deſto mehr fühlen wir uns verpflichtet zu berückſichtigen, was er in Bezug auf das richtige Verſtändniß der Ausdrücke ſagt, da es das Ergebniß eines gründlichen Studiums der Hebräiſchen und der altklaſſiſchen Literatur iſt. Da in Bezug auf Ophir die Forſchenden größtentheils Philologen oder Bibelkundige waren, ſo glaubten ſie auch wohl auf irgend einen Wink, den ſie in einem Schriftſtücke fanden, mehr Gewicht legen zu müſſen als auf alle Nachweiſe der Naturforſchung. Allerdings waren nicht alle Schriftkundigen von dieſer Art. Der gelehrte und gründliche proteſtantiſche Geiſtliche in Rouen, Samuel Bochart, gab ſchon in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts ausführliche Commentare zu der Bibel heraus, die noch jetzt belehrend ſind, obgleich die geographiſchen und naturhiſtoriſchen Kenntniſſe mehr als zwei Jahrhunderte hindurch ſehr zugenommen haben. Andere aber meinten, man müſſe beſonders auf den Wortlaut

*) A. a. O. II, S. 230 in den Noten zu 1. Könige Cap. 9.

**) Keil: Ueber die Hiram-Salomoniſche Schifffahrt nach Ophir und Tarſis. Dorpat 1834. Auch in den Dorpater theologiſchen Beiträgen, Bd. II.

der Bibeltexte ſich verlaſſen. Klagt doch noch im Jahr 1834 Profeſſor Keil*), damals in Dorpat, in ſeiner Schrift über Ophir, „daß viele gelehrte Bearbeiter dieſes Gegenſtandes we„niger ſorgfältig und unbefangen den einfachen Text der bib„liſchen Berichte erforſchten, als ſich vielmehr durch die Pro„dukte, welche durch dieſe Ophirfahrten bezogen wurden, von „vorn herein für diejenige Gegend beſtimmen ließen, in der ſie „dieſelben nachweiſen zu können glaubten, und dann erſt darnach „die betreffenden Stellen des Alt. Teſt. erklärten. Wenn nun auf „dieſe Weiſe überhaupt leicht Irrthum entſtehen kann" ſagt „Prof. Keil weiter, „ſo waren gerade bei dieſer Unterſuchung „Abwege und Verirrungen noch viel ſchwerer zu vermeiden, weil „die ganze Beweisführung auf eine ſehr einfache Baſis ge„gründet war. Denn da Gold und Silber**), die Hauptprodukte „dieſes Handels (?), in mehreren Ländern gefunden werden, „ſo legte man das meiſte Gewicht auf die drei übrigen Produkte, „welche noch genannt werden, und ſuchte vorzüglich nach dieſen „die Lage von Ophir und Tarſis zu beſtimmen, überſah da„bei aber ganz, daß die Hebräiſchen Worte, welche dieſe bezeich„nen ſollen, als ἅπαξ λεγόμενα (nur einmal geſagte) von unge„wiſſer oder unſicherer Deutung ſind, weil dieſelben nicht ein„mal in einem der verwandten Dialekte vorkommen. Hieraus „erklärt ſich nicht nur die Mannigfaltigkeit der aufgeſtellten „Hypotheſen und Meinungen, ſondern auch der Umſtand, daß „keine derſelben bis jetzt zu allgemeiner Anerkennung hat ge„langen können", u. ſ. w. Eine etwas auffällige Logik! Weil die in den Hebräiſchen Texten für die mitgebrachten Objekte gebrauchten Wörter im Hebräiſchen keinen Sinn haben, d. h. gar nicht Hebräiſch ſind, ſoll man ſich ganz beſonders genau an die

*) Keil a. a. O. S. 2 u. 3.

**) Silber wird nur gelegentlich erwähnt und war offenbar nicht von Wichtigkeit, da die Quantität gar nicht angedeutet wird.

Texte halten! Es ſcheint, auf den Vorderſatz von der Unverſtändlichkeit dieſer Wörter für den Hebräiſten, ſollte der Nachſatz folgen: daß man alſo vor allen Dingen nachzuforſchen habe, welcher Sprache dieſe nicht Hebräiſchen Namen angehören. Wäre Herr Prof. Keil dieſem Principe gefolgt, ſo hätte er Ophir nicht in Arabien ſuchen können, deſſen Sprache keine den Israeliten ganz fremden Wörter hätte geben können. Auch hängt die große Mannigfaltigkeit der Lokalitäten, in denen man Ophir zu finden geſucht hat, und die allerdings nach allen Windroſen um Ezeon-Geber liegen, ſicherlich nicht davon ab, daß man zu viel Rückſicht auf die mitgebrachten Objecte genommen hat, ſondern davon, daß man geglaubt hat, ſie unbeachtet laſſen zu können, zu ſehr an dem Texte gedeutelt hat, der aber, man mag ihn anſehen, wie man will, an ſich keine geographiſchen Winke giebt. Wir halten dafür, wie ſchon im Anfange dieſer kleinen Sammlung von Unterſuchungen geſagt iſt, daß man bei unvollſtändigen oder unſichern hiſtoriſchen Nachrichten, die darin etwa vorkommenden naturhiſtoriſchen oder geographiſchen Notizen, mit einem Worte, bleibende Verhältniſſe beſonders berückſichtigen und als Baſis der Unterſuchung behandeln ſollte. Dieſem Principe gedenken wir treu zu bleiben. Darin werden wir durch den Umſtand beſtärkt, daß die anerkannt gründlichſte Abhandlung, die bisher über Ophir erſchienen iſt, von einem Manne kommt, der in der Geographie den größten Ruf ſich erworben hat, überall aber die Naturverhältniſſe auf das Vollkommenſte beachtet, von dem berühmten Karl Ritter. Das Reſultat ſeiner ausführlichen Erörterung, die Prof. Keil leider noch nicht benutzen konnte — ſie erſchien im Jahr 1848 — iſt jetzt wohl am allgemeinſten angenommen. Wenn ich dennoch ſein Ziel der Fahrt noch weiter hinaus zu ſchieben unternehme, ſoll es, wie ich glaube, nicht ohne gewichtige Gründe geſchehen. In Bezug auf das richtige Verſtändniß des Textes möchte ich gern dem Prof. Keil folgen, da mir in dieſer Beziehung ein

eigenes Urtheil abgeht, ich folge ihm, ſoweit ihm nicht eine andere, ebenſo berechtigte Deutung entgegen ſteht*). Ich thue es um ſo lieber, je weniger ich den Folgerungen, die derſelbe Gelehrte daraus zieht, beiſtimmen kann.

Herr Prof. Keil legt beſonders Gewicht darauf, daß der Text in 1. Könige 9, V. 26—28 nicht etwa ſo zu verſtehen ſei, daß Hiram nur Schiffsleute zu den von Salomo erbauten Schiffen geſendet habe, wie die meiſten Ueberſetzer dieſe Stelle wiedergeben, ſondern Hiram habe ſeine Leute, die der Schifffahrt kundig waren, in Schiffen oder, wie Keil ſich ausdrückt, in einer Flotte nach Ezeongeber geſchickt**). Um zu zeigen, wie das möglich geweſen, giebt er eine ſehr gelehrte Zuſammenſtellung von einer Menge von Fällen, in denen Schiffe im Alterthum über Land transportirt wurden, entweder indem man ſie auseinanderlegte und die einzelnen Theile von Kamelen tragen ließ, und ſie am Endpunkte des Transportes wieder zuſammenſetzte, oder indem man ganz einfach die Fahrzeuge über Land zog***). Von der erſten Art des Transportes erleben wir gerade jetzt ein großartiges Beiſpiel, indem eine Anzahl großer Böte, für Bakers Fahrten auf dem obern Theile des Nils beſtimmt, auseinander genommen, auf einer Menge von Kamelen von Alexandrien abgeſchickt iſt. Allein bei einer ſolchen Art des Transportes kann man doch wohl nicht ſagen, daß die Leute in einer Flotte abgeſchickt ſeien,

*) Für den Hebräiſchen Text brauche ich mich nicht allein auf Ueberſetzungen und Commentare zu verlaſſen, da mir die Belehrung eines Orientaliſten, Prof. Volck zugänglich iſt.

**) Herr Prof. Keil legt auch beſonders Gewicht darauf, daß das Hebräiſche Wort, welches gewöhnlich mit „Schiffe“ überſetzt wird, Singularform, aber collective Bedeutung habe, alſo richtiger mit „Flotte“ zu überſetzen ſei. Dem Sinne nach wird aber zwiſchen Schiffen in der Mehrzahl und Flotte kein weſentlicher Unterſchied ſein. Das deutſche Wort „Flotte“ zeigt nur die Zuſammengehörigkeit von Schiffen an.

***) Keil a. a. O. S. 9—12.

wenn man es mit dem Ausdrucke nur einigermaßen genau nehmen will. Auch wenn die von Tyrus geſchickten Fahrzeuge über die Landenge gezogen ſein ſollten, würde die Mannſchaft wohl nicht in denſelben geſeſſen haben, ſondern gewiß mit noch vielen andern Menſchen zum Ziehen verwendet ſein. Die Worte des Textes können alſo wohl nicht als zwingend für dieſe Art der Auslegung betrachtet werden. Die Möglichkeit, Fahrzeuge über Land zu transportiren, wollen wir keineswegs in Abrede ſtellen. Wir könnten vielmehr für eine beſondere Art des Transportes von Böten und kleinen Schiffen aus der Vergangenheit und Gegenwart Rußlands manche Beiſpiele anführen, nämlich für den Transport auf Rädern. Schon in der erſten Zeit des Ruſſiſchen Staates unternahm im Jahr 906 der Regent Oleg in ächt Normanniſchem Sinne einen Raubzug nach Konſtantinopel, das ſchon gewohnt war, Angriffe der Barbaren nicht mit „Blut und Eiſen", ſondern mit Gold und Silber abzuhalten. Es wurden bei Kiew große Boote gebaut, von welchen jedes vierzig Mann faßte; man fuhr mit ihnen den Dnjepr herab und über das Schwarze Meer nach dem Bosporus, deſſen Umgebungen gebrandſchatzt wurden. Der Hafen von Konſtantinopel war durch eine Kette geſperrt, um den Angriff auf die Hauptſtadt für die Böte unmöglich zu machen. Allein Oleg ließ die Böte (ohne Zweifel nur einen Theil derſelben, da überhaupt 2000 geweſen ſein ſollen), auf Räder ſetzen, erſchien mit ihnen vor den Mauern der Hauptſtadt und erzwang eine Loskaufſumme in Silber. Die Friedensbedingungen und die Feſtſetzungen eines ſpätern Handelstraktats ſind von dem Annaliſten Neſtor aufbewahrt und laſſen an dem Ereigniſſe ſelbſt keinen Zweifel. Es werden freilich Umſtände berichtet, die völlig unglaublich ſind. Es ſollen nämlich dieſe auf Räder geſetzten Fahrzeuge mit aufgeſpannten Segeln durch den Wind fortgetrieben ſein, was auf einer Eiſenbahn möglich ſein kann, aber nicht bei der ſtarken Friction auf einem gewöhnlichen

Wege. Dieſer Umſtand giebt dem berühmten Schlözer, der bekanntlich die Chronik Neſtors in's Deutſche überſetzt und mit einem ſehr reichen und gelehrten Commentar verſehen hat, Veranlaſſung, die ganze Begebenheit in Zweifel zu ziehen und den Bericht zu beſpötteln*). Karamſin bemerkt dagegen, daß Neſtor zu einer Zeit ſchrieb, in der noch die Enkel der Theilnehmer des Zuges lebten und er alſo wohl nicht über ganz unbegründete Umſtände eines Ereigniſſes berichtet haben kann, das noch im Andenken der Menſchen lebendig ſein mußte**). Mir ſcheint die einfachſte Auflöſung des Wunderbaren darin zu beſtehen, daß Oleg vielleicht die Segel der Fahrzeuge aufſpannen ließ, um die Mannſchaft, welche von hinten ſchob, beſſer gegen die Pfeile der Belagerten zu ſchützen. Wenn man aber überhaupt das Setzen von Fahrzeugen, die für das Waſſer beſtimmt ſind, auf Räder bezweifeln wollte, ſo hätte man ſehr Unrecht. Es iſt zwiſchen der Wolga und dem Don, wo beide Flüſſe einander nahe kommen, bis auf den heutigen Tag in Gebrauch und wahrſcheinlich iſt dieſe Sitte ſehr alt. Es berichten nämlich Arabiſche Schriftſteller von zwei Invaſionen, die im 10. Jahrhundert in die Uferlandſchaften des Kaſpiſchen Meeres mit einer großen Anzahl von Böten unternommen wurden, welche die Wolga hinab kamen. Für die erſte Invaſion werden 500 Böte angeführt, jedes mit 100 Mann. Das Volk, das auf dieſen Böten herabkam, nennen ſie Ruſſen. Dieſe Benennung läßt im 10. Jahrhundert Waräg iſche Führer vorausſetzen, und daraus folgt wieder, daß die Angreifenden von Weſten kamen und nicht etwa von den Ufern der Wolga***).

*) S. Schlözers Nestor III. S. 267.

**) Karamſin, Geſchichte des Ruſſiſchen Reiches. Deutſche Ueberſetzung. Bd. I. S. 110.

***) Einen Zug dieſer Art erzählt ausführlich Maſſudi, deſſen Bericht vollſtändig überſetzt iſt in Frähns Ibn Foszlan, S. 244. Dieſer Raubzug, der bald nach dem Jahre 912 n. Chr. ausgeführt wurde, ver-

Man nimmt gewöhnlich an, daß dieſe Fahrzeuge aus dem Don in die Wolga über Land gezogen waren. Ich vermuthe, daß die Ueberführung auf Rädern bewirkt wurde, weil auf dem am meiſten benutzten Verbindungswege, zwiſchen Dubowka an der Wolga und Katſchalinsk am Don, auf einer Diſtanz von 60 Werſt, dieſe Weiſe des Transports noch beſteht, obgleich ſie ſehr wenig beſprochen wird. Der bekannte Reiſende Lerche fuhr im vorigen Jahrhundert mit allen ſeinen Sachen in einem Boot, das auf Räder geſetzt war, aus dem Don über Land an die Wolga. Man transportirt zuweilen auch größere Fahrzeuge auf dieſelbe Weiſe. Im Jahr 1863 ſah ich in Taganrog ein nicht großes, aber doch zweimaſtiges Schiff, das ich zu 70—80 Tonnen Tragkraft taxirte, von dem man verſicherte, daß es an der Kama, wo noch Ueberfluß an Schiffbauholz iſt, gebaut und im vorigen Jahre aus der Wolga in den Don geführt ſei. Die Fuhren werden von Dubowka nach Katſchalinsk oder umgekehrt, immer mit Ochſen ausgeführt. Der Weg beträgt, wie geſagt, 60 Werſt, und iſt im Sommer ſehr feſt und eben. Böte und auch kleine Schiffe mit Hülfe vieler Ochſen auch ohne Räder hinüberzuziehen, würde wohl nicht unmöglich ſein; allein auf dieſem weiten Wege würden die Fahrzeuge gewiß ſehr ſtark abgerieben werden, vielleicht ohne Boden ankommen, zumal man hier in einer völlig waldloſen Gegend keine Balken haben kann, die man gewöhnlich großen Laſten unterlegt, um die Friction zu vermindern. Statt dieſer hat man ſich hier gewöhnt, ſchwere Laſten auf ſtarken Räderpaaren fortzuſchaffen, deren Zahl beliebig vermehrt werden kann.

Daß auch ohne Räder und ſelbſt ohne untergelegte Balken anſehnliche Fahrzeuge über Land geſchleppt werden können und geſchleppt worden ſind, iſt nicht zu bezweifeln. Mit gewöhn-

breitete ſich weit über die Weſtgeſtade des Kaſpiſchen Meeres. Von einem andern, der hier weniger ſich verbreitete, erzählt Ibn Hankal für das Jahr 968. In Frähns Ibn Foszlan S. 63—65.

lichen Flußböten geſchieht es ſehr häufig und es kam in alten Zeiten noch viel öfter vor. Auch größere Fahrzeuge ſind über ebenen, feſten Boden transportirt worden, aber doch wohl nur über kurze Strecken. Einen ſolchen Transport über Land unternahm der Sultan Mahmud II. bei der Eroberung von Konſtantinopel im Jahre 1453, nachdem die Türken vergeblich verſucht hatten, die Kette, mit der der Hafen dieſer Hauptſtadt geſperrt war, zu ſprengen. Es wurde ein zwei Stunden langer Weg vom Bosporus bis hinter Galata gebaut, mit Brettern belegt und auf dieſem wurden, nachdem ſie mit Seife und Talg beſtrichen waren, 70 Galeeren mit Hülfe von Maſchinen, die ein Renegat angegeben hatte — wahrſcheinlich ſtarken Flaſchenzügen — bis in den Hafen gezogen. Dieſer Transport von großen, nicht aus einander genommenen Schiffen wird noch in dem neueſten Berichte von der Einnahme Konſtantinopels als ſicher angenommen.*) Es muß ſich alſo im Laufe der Zeit kein Zweifel erhoben haben. Dagegen wird aus noch neuerer Zeit ein Transport ähnlicher Art erzählt, der doch nicht zur Ausführung gekommen iſt. Peter der Große, heißt es, habe ſeine Galeeren-Flotte über Land transportiren laſſen, um die Schwediſche Flotte bei Hangöud zu zerſtören. Von dieſem Transport als einem ausgeführten ſpricht ſogar Schlözer, obgleich er kurz vorher den Bericht, daß Oleg ſeine Böte auf Räder ſetzen ließ, beſpöttelt hat. Dennoch iſt jener Transport der Galeeren über Land nie ausgeführt worden, wie wir jetzt aus dem ſogenannten „Tagebuch Peter's des Großen", einer Zeitgeſchichte, die zwar nicht von ihm ſelbſt, aber von ſeinen Begleitern und unter ſeiner Reviſion abgefaßt wurde, mit Beſtimmtheit wiſſen. Es war allerdings Peter's Abſicht, über eine Landenge, die etwa $^1/_{20}$ Meile betrug, nicht die ganze Flotte,

*) Prof. J. H. Krauſe, Die Eroberung von Konſtantinopel. 1870. S. 158.

ſondern eine oder zwei Galeeren transportiren zu laſſen, um Schrecken und Verwirrung in der Schwediſchen Flotte zu erzeugen. Allein da dieſe ſelbſt aus ihrem Schlupfwinkel hervorkam, unterblieb jener Transport über Land. Daß man dennoch dieſen Transport der Galeeren als wirklich ausgeführt immer noch erwähnt, ſollte uns ſehr mißtrauiſch gegen ähnliche Berichte aus dem Alterthum machen. — In dieſen beiden documentirten Fällen der Neuzeit waren es unumſchränkte Herrſcher, welche über eine Menge Menſchen verfügen konnten und perſönlich zugegen waren, und nur über geringe Strecken wurden die Fahrzeuge gezogen, oder ſollten ſie gezogen werden. Iſt es aber glaublich, daß Hiram aus bloßer Freundſchaft für Salomo ſeinen Leuten zumuthete, Seefahrzeuge über die Landenge, die das Rothe Meer vom Mittelländiſchen trennt, zu ſchleppen, und daß dieſe Leute, deren Zahl nicht gering geweſen ſein durfte, den erhaltenen Auftrag wirklich ausführten? Keil findet es nämlich am wahrſcheinlichſten, daß die Schiffe unzerlegt transportirt ſind, und — ſcheint — dieſen Transport überhaupt für ziemlich leicht zu halten. Der neue Suezkanal verläuft ziemlich grade und iſt doch über 21 geographiſche Meilen lang. Die Entfernung vom Mittelmeere bis zu dem öſtlichen Buſen des Rothen Meeres muß gegen 30 Meilen betragen und iſt, wenigſtens im öſtlichen Abſchnitte, felſig. Jedenfalls wäre der Transport aus dem rechten Nilarm in das Rothe Meer viel leichter auszuführen geweſen, als über die Landenge von Suez. — Ganz müſſen wir Herrn Prof. Keil beiſtimmen in der Behauptung, daß zu Salomo's Zeit noch keine Kanalverbindung zwiſchen dem Nil und dem Rothen Meere beſtand, obgleich einer Sage nach Seſoſtris, der lange vor Salomo gelebt hat, eine ſolche Verbindung begonnen haben ſoll. Allein Herodot und Strabo ſtimmen darin überein, daß erſt Necho (oder Nechu) ungefähr 600 Jahre vor Chr. dieſe Verbindung hergeſtellt und Darius Hyſtaspis ſie vervollkommnet hat.

Obgleich zu Salomo's Zeit keine Kanalverbindung zwiſchen dem Nil und dem Rothen Meere beſtand, wäre es immer noch viel leichter geweſen Bauholz, entweder rohes, oder ſchon zum Bau von Fahrzeugen zugehauenes, aus dem Nil in das Rothe Meer zu ſchaffen, als ſchon erbaute Fahrzeuge über die waſſerloſe Landenge zu ſchleppen, die nur auf unſeren gewöhnlichen Karten ſchmal erſcheint. Da Salomo am Buſen von Ailath, dem alten Eloth, Holz für den Schiffbau fand und dieſe Schiffe ſicher nur unter Phöniciſcher Leitung gebaut werden konnten, wäre es doch unendlich viel einfacher geweſen, wenn Hiram ſich hier auch neue Schiffe bauen ließ, als Schiffe ſo weit über Land transportiren zu laſſen.

Die Texte ſagen freilich nichts davon, daß Hiram ſich neue Schiffe bei Ezeon-Geber oder Eloth bauen ließ. Sie ſagen aber auch kein Wort davon, daß er Schiffe über Land habe bringen laſſen. Warum ſollen wir denn überhaupt an eine ſo gewaltige Unternehmung glauben, — nicht etwa, um die Hauptſtadt eines mächtigen Reiches zu erobern oder um eine Flotte zu zerſtören, ſondern nur um dem König Salomo gefällig zu ſein? Mir ſcheint die Sache viel einfacher. Die Phönicier hatten den Handel Aegyptens ganz in Händen und wohnten in großer Zahl in der Aegyptiſchen Hauptſtadt Memphis. Sie verſorgten Aegypten mit allen begehrlichen Waaren des Auslandes. Sie werden alſo wohl nicht allein auf dem Nile Schiffe gehabt haben, ſondern auch auf dem Rothen Meere. Wir hören freilich von dieſen Phöniciſchen Anſiedelungen am Rothen Meere ſehr wenig oder nichts in den Schriften des Alterthums, allein das rührt bloß daher, daß faſt alle Nachrichten über die Phönicier uns nur durch die Griechen zugekommen ſind, die von dem Rothen Meere nur ſehr unvollkommene Kenntniß hatten. Movers, der mit bewunderswürdiger Ausdauer alle zerſtreuten Nachrichten über die Phönicier geſammelt hat, ſagt, nachdem er über den Handel nach

Sicilien, Malta, dem alten Etrurien und nach der Weſtküſte von Afrika geſprochen hat: „Noch wichtiger war der Verkehr, „den ſie von den Aegyptiſchen Häfen am Rothen Meere nach „Arabien, Aethiopien und Indien betrieben.*) Daß der Aegyp„tiſche Handel nach dieſen Ländern vorzüglich in den Händen „der Phönicier war, darüber läßt, wenn wir hier auch von „andern Gründen abſehen, die Nachricht Herodots nicht „zweifeln, daß die Phönicier auf Befehl des Pharao Necho „die berühmte Umſchiffung Afrika's ausführten; gewiß waren „es aber Phönicier, welche in den Aegyptiſchen Häfen am „Rothen Meere anſäſſig, durch ihren Verkehr mit dem öſt„lichen Afrika dazu in den Stand geſetzt waren.“**) In derſelben inhaltsreichen Abhandlung ſtellt Movers als allgemeine Regel auf, daß Kolonien, welche ein Phöniciſcher Staat gründete, von ihm abhängig zu bleiben pflegten, Kolonien aber, die eine Partei gründete, nicht. Ohne Zweifel waren unter den Kolonien am Rothen Meere ſolche, die der Staat Tyrus gegründet hatte; über dieſe konnte alſo die Regierung verfügen, und da liegt es wohl viel näher anzunehmen, daß Hiram von hier aus Schiffe und Schiffer kommen ließ, da die Bewohner von Tyrus der Meere, die zu befahren waren, nicht ſo kundig geweſen ſein werden, als die Bewohner der Kolonien am Rothen Meere. Daß die urſprüngliche Heimath der Phönicier am Perſiſchen Meerbuſen geweſen zu ſein ſcheint, braucht hierbei nicht einmal berückſichtigt zu werden.

Manches Eigenthümliche in den Anſichten des Herrn Prof. Keil hat auf die Erkenntniß der Fahrt nach Ophir keinen beſonderen Einfluß und kann von uns ganz bei Seite gelaſſen

---

*) Wir werden weiter unten auch noch Beweiſe vom Verkehre mit Indien erhalten.

**) Erſch und Gruber, Allgemeine Encyclopädie. Artikel Phönicier, S. 354.

werden. Bemerken wollen wir aber doch, daß bei der weſentlichen, oft wörtlichen Uebereinſtimmung der unſern Gegenſtand betreffenden Stellen in dem erſten Buche der Könige und dem zweiten der Chronika, wir die vorkommenden Abweichungen nur unbewußten oder bewußten Umänderungen der Abſchreiber zuzuſchreiben geneigt waren und es uns ſogar zweifelhaft ſchien, ob die urſprünglichen vollſtändigen Annalen noch vorhanden waren, als die Chronika abgefaßt wurde, Herr Prof. Keil dagegen die Ueberzeugung ausſpricht, daß bei Abfaſſung der Chronika unſere Bücher der Könige gar nicht benutzt wurden. Allerdings kommen in den Büchern der Chronika Angaben vor, von denen die Bücher der Könige nichts enthalten, z. B. die Angabe von den ganz ungeheuren Summen, die ſchon David für den Tempelbau geſammelt haben ſoll, und auf die wir ſpäter noch zurückkommen werden. Allein die Berichte über die Ophirfahrt ſind doch ſo übereinſtimmend, namentlich in der Reihenfolge, daß wir nicht umhin können, ſie für weſentlich identiſch anzuſehen. So wenig wir in kritiſche Streitigkeiten einzugehen geſonnen ſind, können wir doch nicht die Bemerkung unterdrücken, daß man im Alterthum überhaupt nicht diejenige Genauigkeit von einer Copie forderte, wie wir ſie zu verlangen gewohnt ſind. Beſonders wenn man die Abſchrift für ſich ſelbſt machte, mochte ehemals die eigene Ueberzeugung umändernd einfließen. Schlözer hat bei ſeiner Ueberſetzung von Neſtor's Chronik der älteſten Geſchichte des Ruſſiſchen Reichs die Texte der verſchiedenen ihm zugänglichen Abſchriften für jeden Abſchnitt zuſammengeſtellt — und man muß über die Abweichungen erſtaunen.*) Wenn die noch vorhandenen Manuſcripte Griechiſcher Autoren weniger von einander abweichen, ſo mag dies daher kommen, daß man in Alexandrien viele Abſchriften für Bezahlung machte und bei ſolchen Copien auf Genauigkeit ſah,

*) Schlözer's Neſtor, alle Bände hindurch.

wogegen Liebhaber, die für ſich ſelbſt copirten, auch nach dieſer Liebhaberei modificirten.

Sehr wichtig und für das Reſultat, zu welchem Prof. Keil ſchließlich gelangt, entſcheidend iſt ſeine Anſicht, daß in den angeführten Bibelſtellen von zweierlei völlig verſchiedenen Fahrten die Rede iſt. In 1. Könige 9, V. 26—28 und der ganz ähnlichen Parallelſtelle in 2. Chronika 8, V. 17 und 18 wird nur geſagt, daß Salomo Schiffe bauen ließ, — der Schiffbau wird in der Chronik nicht einmal beſonders genannt, nur daß Hiram Schifffahrtskundige in Schiffen ſchickte, daß dieſe Schiffe nach Ophir gingen und große Quantitäten Gold brachten. Dann wird in beiden Schriften über den Beſuch der Königin von Saba berichtet, und nachdem von deren Geſchenken an Gold, Spezereien und Edelſteinen erzählt worden iſt, heißt es im 1. Könige 10, V. 11, daß die Schiffe Hiram's, die Gold aus Ophir holten, auch viel Almuggim-Holz und Edelſteine brachten. In 2. Chron. 9, V. 10 wird ganz daſſelbe geſagt, nur daß das mitgebrachte Holz hier Algummim heißt, offenbar eine bei Fremdwörtern ſehr häufig vorkommende Verſetzung der Buchſtaben. Dann heißt es, nachdem von der Verwendung des Goldes und des koſtbaren Algumminholzes ziemlich ausführlich die Rede geweſen iſt, in demſelben Kapitel des 1. Buches der Könige V. 22, der König habe auf dem Meere Tarſis-Schiffe mit den Schiffen Hiram's gehabt; in drei Jahren kamen dieſe Schiffe einmal von Tarſis und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen. Daſſelbe wird in 2. Chron. 9, V. 21 erzählt und dieſelben mitgebrachten Gegenſtände werden genannt, nur wird noch beſtimmter erklärt, daß die Schiffe nach Tarſis gingen und von Tarſis kamen. Von Ophir iſt in dieſen Verſen nicht die Rede. Dieſer Umſtand hat ſchon lange die Aufmerkſamkeit der Erklärer erregt, ihnen viele Schwierigkeiten gemacht und nicht wenig zu der Verſchiedenheit der verſuchten Erklärungen beigetragen.

Prof. Keil ſteht nicht an, zwei ganz verſchiedene Fahrten und zwar nach ganz entgegengeſetzten Gegenden anzunehmen, 1. Fahrten nach Ophir, wozu die Schiffe in Ezeon-Geber, im nordöſtlichen Buſen des Rothen Meeres erbaut wurden, von deren Reiſedauer nichts geſagt wird. Keil nimmt an, daß ſie nur einjährig waren. 2. Fahrten nach Tarſis, welche mit der Rückreiſe drei Jahre brauchten. Da nun im ſüdlichen Spanien, dem Iberien der Alten, eine Gegend am untern Lauf und an der Mündung des Guadalquivir in der That von den Phöniciern Tarſis, ſpäter von den Römern Tarteſſus genannt wurde, ſo ſcheint es Prof. Keil ganz einfach, daß Salomo hierher Schiffe mit den Schiffen Hiram's ſchickte. Affen und Elfenbein konnten ſie leicht aus dem benachbarten Afrika erhalten, entweder indem ſie dieſelben von da holten, oder indem die Iberier ſolche ſchon früher von da ſich verſchafft hatten. Aber Pfauen? Wo ſollten die herkommen, da in ganz Afrika keine Pfauen vorkommen? Keil wirft freilich die Frage auf, ob nicht ein ganz anderes Thier gemeint ſein könne, da das Wort gar nicht Hebräiſch iſt. Aber das Wort gehört, wie auch die Benennung für andere Producte, einer Indiſchen Sprache an, und ſie waren der Hebräiſchen ſo fremd, daß die erſten Ueberſetzer der Hebräiſchen Urkunden ſie gar nicht verſtanden. Dagegen kann die Deutung auf Iberien nicht beſtehen. Noch ſchlimmer iſt es mit der Deutung von Ophir. Weil im erſten Buche Moſis bei Gelegenheit der Geſchlechtsregiſter*) ein Arabiſcher Name Ophir genannt wird, ſo ſoll das Ziel der Ophirfahrten nur Arabien geweſen ſein, und zwar nur ein Theil der Weſtküſte dieſes großen Landes, am Rothen Meere alſo. Aber wie ſollte eine ſo große Maſſe von Gold aus Arabien kommen? und das Algummimholz, von dem man vorher und nachher nichts geſehen hat? Mit Arabien ſtand Paläſtina in

*) 1. Moſ. 10, V. 26.

ununterbrochener Verbindung durch den Karawanenhandel, und was in Arabien zu haben war, mußte auch in Paläſtina bekannt ſein. Um nicht in ermüdende Wiederholungen zu verfallen, werden wir in beſonderen Abſchnitten die Produkte der verſchiedenen Länder feſtzuſtellen ſuchen, auf welche man bei dieſen alten Berichten gedeutet hat. Hier müſſen wir aber hervorheben, daß es von dem ſchon früher erwähnten Verſuche Joſaphat's, die Schifffahrt nach dem Goldlande zu erneuern, 1. Kön. 22, V. 49. 50 heißt: „Joſaphat ließ Tarſisſchiffe „machen, die nach Ophir fahren ſollten, aber man fuhr nicht, „denn die Schiffe wurden zertrümmert bei Ezeon-Geber." In dem entſprechenden Berichte 2. Chron. 20, V. 36 heißt es, daß die Schiffe zu Ezeon-Geber gebaut wurden, um nach Tarſis zu fahren. Das ſcheint denn doch unwiderleglich zu beweiſen, daß das Tarſis, von dem in dieſen Berichten die Rede iſt, nicht in Spanien geſucht werden kann; denn um nach Spanien zu gehen, wird man nicht Schiffe im Rothen Meere bauen. Ophir und dieſes Tarſis müſſen beide vom Rothen Meere aus leichter zu erreichen geweſen ſein, als vom Mittelländiſchen. Es wird ſogar wahrſcheinlich, daß kein Unterſchied darin lag, ob man ſagte, daß nach Ophir, oder daß nach Tarſis gefahren werden ſollte, wie in unſern Tagen Jemand, der nach Kalkutta reiſt, mit vollem Rechte ſagen kann, er reiſe nach Indien, oder wie man vor Eröffnung des Suez-Kanals, auf der Fahrt nach Indien oder zurück nothwendig am Cap der guten Hoffnung anlegte, und von einem in London angekommenen Schiffe eben ſo gut geſagt werden konnte: dieſes Schiff kommt vom Cap, als es kommt von Indien. Mir ſcheint der Umſtand, daß die 2. Chronika die Schiffe Salomo's nach Ophir fahren läßt (8, V. 18), und bald darauf, daß die Schiffe nach Tarſis gingen und von Tarſis die Waaren brachten, beſonders aber, daß in den Berichten über den Verſuch Joſaphat's das 1. Buch der Könige 22, V. 49 ſagt, die gebauten Schiffe ſollten nach Ophir

fahren, die entſprechende Stelle in 2. Chron. 20, V. 32 angiebt, ſie ſollten gen Tarſis (oder Hebräiſch Tarſchiſch) fahren — laſſe nicht zweifeln, daß entweder beide Oertlichkeiten auf demſelben Handelswege lagen, wie das Cap und Indien, oder daß eine Oertlichkeit die andere einſchloß, wie Indien und Kalkutta. Man hat mit Recht bemerkt, daß der Ausdruck Tarſis-Schiffe nicht nothwendig die Beſtimmung nach Tarſis einſchließt, ſondern überhaupt größere Segelſchiffe bedeutet haben kann, wie man auch jetzt auf Handelsplätzen den Ausdruck „Indienfahrer" für große Schiffe braucht, die nicht nothwendig die Fahrten nach Indien unternehmen. Allein, daß für die Unternehmung Joſaphat's die eine Urkunde den Schiffen die Beſtimmung nach Ophir, die andere nach Tarſchiſch giebt, ſollte nicht in Zweifel laſſen, daß nach der Anſicht des Verfaſſers der Chronika beide Ziele auf demſelben Handelswege lagen. Nach welcher Richtung dieſe Oertlichkeiten zu ſuchen ſind, darüber geben uns die Hebräiſchen Texte gar keinen Wink, da nicht einmal die Richtung des benutzten Windes angegeben wird. Nur der Umſtand, daß man aus einem der beiden nördlichen Buſen des Rothen Meeres ausfuhr, und daß auch Joſaphat für den zu erneuernden Verſuch dort ſeine Schiffe bauen ließ, läßt erkennen, daß hier ein natürlicher Ausgangspunkt für dieſe Fahrt war. In den Schriften des klaſſiſchen Alterthums, der Griechen und Römer, kommt Ophir gar nicht vor, auch kein Bericht, den man auf die Ophirfahrt deuten könnte. Dieſer Umſtand begründet ſchon die Vermuthung, daß Ophir nicht in den Umgebungen des Mittelländiſchen und des Schwarzen Meeres belegen geweſen ſei, und der Abfahrtspunkt am Rothen Meere, bei Eloth, Elath oder Ailath, beſtätigt dieſe Vermuthung.

Dagegen kommt der Name Tarſchiſch*) noch an andern

*) Man erlaube uns, dieſe Hebräiſche Form zuweilen zu gebrauchen, um zu erinnern, daß der gewöhnlich gebrauchte Name nur daraus abgeleitet iſt.

Stellen der Hebräiſchen Schriften vor, ohne alle Beziehung zu Ophir, aber in ſolchen Verbindungen und Verhältniſſen, daß für eine Fahrt dahin der Ausgangspunkt am Rothen Meere nicht paßt. So will Jonas, der den Befehl erhalten hat, in Ninive den Untergang dieſer Stadt zu verkündigen, nach Tarſchiſch entfliehen, und da er in Jaffa ein dahin abſegelndes Schiff findet, ſo bezahlt er einen Platz auf demſelben, Jon. 1, V. 2. Wohin wollte er fliehen? Doch wohl nach Weſten, da er nicht gen Oſten nach Ninive wollte. Andere Stellen zeigen an, daß die große Phöniciſche Handelsſtadt Tyrus aus Tarſchiſch Silber, Eiſen, Zinn und Blei bezog. Dieſe Waaren holte man damals aus dem ſüdweſtlichen Spanien, aus der Mündungsgegend des Fluſſes Guadalquivir, nachdem die Phönicier ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten. Der Handel dahin wird als ein ſehr lebhafter, die Fahrt aber auch als eine gefährliche bezeichnet und die dazu gebrauchten Schiffe werden Tarſchiſch-Schiffe genannt, — wie in den früher angeführten Stellen für die Ophirfahrt. Es kann nicht bezweifelt werden, daß dieſes Tarſchiſch der Nach-Salomoniſchen Zeit das ſüdweſtliche Spanien, jenſeits der Säulen des Hercules, iſt, das in andern Semitiſchen Sprachen Tarſis, im Griechiſchen Tarteſſos, im Lateiniſchen Tarteſſus hieß. Vielleicht kommt in den älteſten Hebräiſchen Urkunden noch ein anderes Tarſchiſch vor; denn in der ſogenannten Moſaiſchen Völkertafel wird Tarſchiſch als ein Nachkomme Jawan's, des Sohnes von Japhet, genannt, und zwar unter Völkerſtämmen, welche Kleinaſien und Cypern bewohnten. Es ſcheint, daß hiermit das alte Tarſus in Cilicien gemeint iſt, das in ſehr alter Zeit von Griechen in einer fruchtbaren Gegend gegründet, den Phöniciern und auch wohl den Hebräern nicht unbekannt bleiben konnte. Die Benennung Tarſchiſch ſcheint alſo auf verſchiedene ſehr fruchtbare Gegenden angewendet zu ſein.

Wir haben uns erlaubt, die früher von Herrn Prof. Keil

in einer Jugendſchrift entwickelten Anſichten ausführlich zu beſprechen, um überhaupt gegen Schiffstransporte über Land und ähnliche gewaltſame Annahmen uns zu erklären, dürfen aber, bevor wir weiter gehen, nicht unerwähnt laſſen, daß dieſer berühmte Hebraiſt und Bibelerklärer ſeine Anſichten ſpäter gar ſehr geändert hat. In einem neuern ausführlichen Werke*) hat Herr Prof. Keil die Meinung vom Transport der Schiffe über Land fallen laſſen. Auch vertheidigt er nicht mehr die Anſicht, daß Tarſis und Ophir nach ganz verſchiedenen Gegenden zu ſuchen ſeien, findet aber doch wahrſcheinlich, daß Ophir im ſüdlichen Arabien belegen war. In Bezug auf Arabien werden wir die Gründe für und wider in einem beſonderen Paragraphen (§ 9) erörtern. Bemerken wollen wir nur noch, daß Prof. Keil auch die Phöniciſchen Schiffe im nordöſtlichen Buſen des Rothen Meeres neu bauen läßt. Allein in den Bibeltexten ſteht doch, wie Herr Prof. Keil ſelbſt überſetzt, daß Hiram ſeine Leute in Schiffen dahin ſchickte. Es wird alſo auch hier, weil man keine Phöniciſchen Anſiedelungen am Rothen Meere aus Salomo's Zeit nennen kann, angenommen, daß keine beſtanden. Ferner möchten wir, in Bezug auf die Bemerkung, daß in der angegebenen Localität nur Palmenholz zu haben ſein ſoll, daran erinnern, daß Ritter ſehr ausführlich von der Gummi-Akacie dieſer Gegend ſpricht**) und ausdrücklich ſagt, daß dieſer Baum auf der Oſtſeite der Sinai-Halbinſel größer wird, als auf der Weſtſeite. Ob nicht ehemals doch noch andere Bäume hier vorkamen, welche größer wurden als die Gummi-Akacien, wäre doch noch zu unterſuchen. Doch kann man der Meinung, welche Prof. Keil ausſpricht, daß das Bauholz hierher gebracht ſei, nicht grade widerſprechen. Die Spitze dieſer Bucht war die einzige Gegend des Jüdiſchen

*) Bibliſcher Commentar über das alte Teſtament. Herausgegeben von Karl Friedrich Keil und Franz Delitſch. Zweiter Theil. Bd. 3.

**) Ritter's Erdkunde XIV. S. 334—342.

Reichs, ſowohl zu Salomo's als zu Joſaphat's Zeit, welche an das Rothe Meer gränzte. Es iſt alſo auch ſehr glaublich, daß man hier Schiffe baute, wenn man auch das Material dazu aus der Ferne bringen mußte. Nothwendig iſt dieſe Annahme aber nicht, da es allgemeine Erfahrung iſt, daß trockne Gegenden im Laufe der Zeit immer trockner werden, es alſo ſehr möglich iſt, daß vor drei Jahrtauſenden beſſerer Baumwuchs auf der Sinai-Halbinſel ſich fand.

Wo lag nun aber das Tarſchiſch der Ophirfahrt? Gewiß nicht am Mittelländiſchen Meere, ſonſt wäre man von Tyrus oder Jaffa aus dahin gefahren. Daß die Hebräiſchen Quellen nicht die mindeſte Andeutung von der Lage Ophir's geben, läßt vermuthen, daß die Verfaſſer ſelbſt nichts davon wußten, da die Phönicier ungemein eifrig bemüht waren, über ihre Handelsverbindungen und Handelswege ein tiefes Geheimniß zu bewahren. Es iſt daher auch ſehr möglich, daß, wenn Ophir ſehr weit lag, was ich höchſt wahrſcheinlich machen zu können glaube, Hiram ſich bemühte, ſelbſt vor den mitfahrenden Israeliten das Geheimniß zu bewahren. Und in der That, wenn Phöniciſche Schiffe vorangingen und den Weg in ſehr weite Fernen zeigten, was konnten die Israelitiſchen Schiffer über die ganze Reiſe ausſagen, da die geographiſche Kenntniß der Israeliten auf ihr Land bis an das der Philiſter und die Gränzen Phöniciens, Syriens, die benachbarte Arabiſche Wüſte und Aegypten ſich beſchränkten. Sie mochten unterweges an manchen Handelsplätzen anhalten, ihnen waren ſie alle fremd. Das Geheimhalten der Handelsverbindungen iſt überhaupt bei allen wenig gebildeten Völkern allgemeine Regel und es hat ſelbſt jetzt noch nicht bei allen Europäiſchen Völkern aufgehört. Im Alterthum war dieſe Zurückhaltung noch viel allgemeiner und ſtärker, als in ſpäterer Zeit, aber die Phönicier ſcheinen auch in dieſer Hinſicht alle andern Völker übertroffen zu haben. Es war, wenn auch nicht Staatsgeſetz, doch patriotiſcher Grundſatz,

den Weg nach einem entfernten Handelspunkte, den ſie allein kannten, keinem andern Volke zu zeigen. So weiß man, daß ein Karthagiſcher Schiffer, der in ſpäterer Zeit nach den entlegenen Zinn-Inſeln (Cassiterides) ſegelte, als er bemerkte, daß ein Römiſches Schiff ihm immer folgte, um dieſem nicht den Weg zu zeigen, den es wahrſcheinlich ſuchte, vom Wege ablenkte und ſein Schiff ſtranden ließ, wodurch auch das nachfolgende Römiſche zum Stranden kam. Für dieſe patriotiſche Handlung wurde er nicht nur von der Regierung belobt, ſondern ſein Schade wurde ihm erſetzt. So iſt es auch erklärlich, daß das Griechiſche Alterthum zwar ſehr viel von dem alten und weit verbreiteten Handel und der Kunſtfertigkeit der Phönicier ſpricht, aber doch wenig die Orte nennt, welche ſie beſuchten. Man hat erſt durch den Zug Alexander's des Großen erfahren, daß Phöniciſche Niederlaſſungen zu ſeiner Zeit noch im Perſiſchen Meerbuſen beſtanden. Man hat an vielen anderen Orten ihren längern oder kürzern Aufenthalt erſt ſpät durch die Spuren von Bergwerken, oder zufälliges Auffinden von Inſchriften kennen gelernt — Inſchriften, die theils von Phöniciern, mehr aber noch von ihren Nachkommen, den Karthagern, herſtammen. Wichtig iſt für unſere Betrachtungen, daß nach den Angaben Herodot's,*) die er von den Perſern ſowohl, als von den Phöniciern ſelbſt erhalten hatte, dieſes Volk aus dem Erythräiſchen Meere, d. h. aus dem Perſiſchen Buſen, oder dem angränzenden Meere gekommen ſei und erſt ſpäter an der Syriſchen Küſte ſich angeſiedelt hätte. Daſſelbe wird von alten Erklärern des Homer und von dem kritiſchen Geographen Strabo behauptet. Movers zwar, der ſich ganz beſonders mit der Geſchichte der Phönicier und ihren Kolonien beſchäftigt hat, will dieſen Angaben gar keinen Glauben ſchenken, weil in den bis auf uns erhaltenen Sagen dieſes Volkes nichts auf eine

*) Herodot I, 1, und VII, 89.

Einwanderung deute.*) Die Philiſtäer und andere einzelne Stämme an der Syriſchen Küſte mögen eingewandert, oder von den erobernden Aſſyriern hierher verſetzt ſein, nicht aber die eigentlichen Phönicier. Wir möchten dieſen Widerſpruch nicht anerkennen und können die Bemerkung nicht unterdrücken, daß bei Völkern ohne Literatur die Erinnerung an eine Einwanderung ſich gar leicht verliert. Die meiſten der jetzt lebenden Völker Europa's würden ſich für urſprüngliche Bewohner halten, wenn nicht die Sprache für den größten Theil derſelben die Einwanderung aus Aſien nachwieſe und für andere wahrſcheinlich machte. Der Finniſche Volksſtamm hält ſich ſo ſehr für urſprünglich einheimiſch, daß ein Zweig deſſelben, die Ehſten, gar keinen andern Namen für ſich haben, als „Volk des Landes". Doch hat der gelehrte Sjögren, der gründliche Kenner dieſes Volksſtammes und ſelbſt aus ihm entſproſſen, wiederholt ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen und zu begründen verſucht, daß alle Finniſchen Völker, die jetzt Europa bewohnen, aus Aſien eingewandert ſein müßten.

Da es gewagt ſcheinen möchte, in Bezug auf die Geſchichte der Phönicier anderer Meinung zu ſein als Movers, beſonders wenn dieſer Widerſpruch von einem Laien ausgeht, ſo will ich mich auf eine wohl noch höhere Autorität als Movers, auf Herrn Laſſen, berufen, um zu zeigen, daß Mangel an dokumentirten Nachrichten und ſogar an Sagen nicht gegen die Einwanderung eines Volkes ſpreche, wenn andere Gründe ſich für eine ſolche geltend machen. Laſſen, der eben ſo gründlich als anhaltend die Einwanderung der Inder unterſucht hat, macht folgende Bemerkung in Bezug auf dieſes Volk, die auf unſern Fall faſt wunderbar paßt: „Die Inder

*) Movers, Die Phönicier, Bd. II, 1, und deſſelben Artikel Phönicier, in der Allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften von Erſch und Gruber.

glauben ſich, wie die meiſten Völker der alten Welt, Autochthonen; ihre heilige Sage verſetzt die Schöpfung, die Urväter und ihre Thaten nach Indien ſelbſt, und es findet ſich bei ihnen keine Erinnerung eines Urſprungs aus einem nichtindiſchen Lande."*) Laſſen hatte nicht einmal Zeugniſſe anderer Völker für die Einwanderung, wie Movers ſie in Bezug auf die Phönicier bei Herodot und Strabo fand; ihm war nur die Sprachforſchung eine Führerin. Ich möchte noch hinzufügen, wenn ein Volk in ſeiner neuen Heimath ſich unbedrängt ſieht, kann es noch die Erinnerung an die Einwanderung bewahren; ſobald es ſich aber von einem anderen Volke bedrängt fühlt, ſo wird das Gefühl, daß das Land ihm, ſeiner Sitte und Sprache gehört, ſo mächtig vorherrſchend, daß die Erinnerung an die Einwanderung verloren geht, ſo lange ſie nicht durch ſchriftliche Aufzeichnungen geſichert iſt.**)

In Bezug auf die Ariſchen Völker zweifelt jetzt wohl kein Unterrichteter an den Einwanderungen, obgleich keine ſchriftlichen Zeugniſſe vorliegen. Warum will man ſich gegen die Einwanderung der Phönicier erklären, für welche ſo beſtimmte ſchriftliche Zeugniſſe vorliegen, ſogar mit Angabe der Gegend, aus der ſie eingewandert ſind? Ja, wenn man ſie aus einer Gegend herleitete, wo die Geſchichte den Semitiſchen Stamm gar nicht kennt, ſo müßte man ſehr ernſt zweifeln; allein am unteren Euphrat und am Perſiſchen Meerbuſen ſitzen noch jetzt Semitiſche Völker, und die, welche die Geſchichte uns nennt, waren auch Semitiſch. Die Frage über den urſprünglichen Sitz der Phönicier hängt mit unſerer Aufgabe enger zuſammen, als anfänglich ſcheinen mag. Wir werden daher auf ſie ſpäter

*) Laſſen, Indiſche Alterthümer. I. S. 511.

**) Ich ſpreche ſo ausführlich über dieſe Meinung von Movers, weil außer Prof. Keil auch andere Forſcher der Neuzeit ſich haben beſtimmen laſſen, an den ſehr beſtimmten Angaben der genannten Griechen zu zweifeln. Die Gründe von Movers ſind aber durchaus nicht ſtichhaltig.

noch einmal zurückkommen, und ich denke, es werden ſich dann neue Gründe ſammeln, welche die Anſicht, daß die Phönicier von Oſten eingewandert ſind, befeſtigen ſollen. Wir wollen jedoch nicht unterlaſſen ſchon hier zu bemerken, daß manche Phöniciſche Ortsnamen, wie Tyrus oder Tylus und Aradus, auch im Perſiſchen Buſen vorkommen. Aber auch, wenn dieſe Anſicht ſich nicht ſollte geltend machen können, muß anerkannt werden, daß die Phönicier, ſo weit unſere Nachrichten über ſie zurück gehen, mit den Euphratländern bis an die Mündung dieſes Fluſſes und im Perſiſchen Golf lebhaften Handelsverkehr unterhielten, und daß von dieſem Buſen aus ſehr alte Verbindungen mit Indien beſtanden; daß ferner das Volk, welches dieſen Verkehr unterhielt, ſehr wohl die Bedürfniſſe Aegyptens und anderer Völker am Mittelmeere kannte. Schon aus dieſem Grunde iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Verkehr durch ein Semitiſches Volk unterhalten wurde. Unter den Semitiſchen Völkern war aber das Phöniciſche dasjenige, das ſich überall dem Handel ergab, im Innern der Länder als Trödler wie jetzt die Juden, an den Küſten als Schiffer und Kaufleute mit größern Vorräthen. In Memphis nahmen ſie einen eignen Stadttheil ein und betrieben allen Seehandel des Landes, da die Aegypter lange Zeit hindurch gar nicht zur See gingen. Die Phönicier waren dadurch den Aegyptern ſo unentbehrlich geworden, daß man ſie in allen Häfen fand, auch auf dem Rothen Meere, wie denn auch der König Necho von Aegypten (600 Jahre vor Chr.) Afrika mit Phöniciſchen Schiffen umſegeln ließ, die vom Rothen Meere ausgingen und in den Nil einliefen. So wäre es denn auch zu Salomo's Zeit dem König Hiram, wenn er nicht ſelbſt im nordöſtlichen Buſen des Rothen Meeres ein neues Schiff bauen laſſen wollte, ſehr leicht geweſen, ein Phöniciſches Schiff aus irgend einem Hafen des Rothen Meeres kommen zu laſſen. Möglich iſt es jedoch, daß er in dem erſt neulich eröffneten Hafenplatz im nordöſtlichen

Buſen des Rothen Meeres ein neues oder mehrere bauen ließ, weil er offenbar bemüht war, dieſe Fahrt geheim zu halten.—

Kehren wir zurück zu Ophir!

Bei dem vollſtändigen Mangel aller Nachrichten über Ophir in der Literatur der Griechen und Römer und bei dem Mangel aller geographiſchen Winke in den Hebräiſchen Schriften, da nicht einmal die benutzte Richtung des Windes angegeben wird, war es natürlich, daß die Verſuche der neuern Literatur, Ophir auf der bekannten Erde aufzufinden, außerordentlich verſchieden ausfielen. Zuvörderſt ſuchte man mit Eifer jede kleine Stelle in den Hebräiſchen Schriften zuſammen, in denen das Wort Ophir, oder Ophir-Gold, oder jedes andere Beiwort zum Golde vorkam. Dann wurden die profanen Schriftſteller des Alterthums eifrig um Winke befragt und peinlich verhört. Die naturhiſtoriſchen Winke, die in den Nachrichten enthalten ſind, kamen erſt ſpäter zur Geltung, weil die Kenntniß von den Verbreitungsbezirken der Thiere und Pflanzen ſich viel ſpäter entwickelte, als das Studium der Hebräiſchen und der altklaſſiſchen Literatur. Da die Forſchenden größtentheils Philologen oder Bibelkundige waren, ſo glaubten ſie auch wohl auf irgend einen Wink, den ſie in einem Schriftſtücke fanden, mehr Gewicht legen zu müſſen, als auf alle Nachweiſe der Naturforſchung. Allerdings waren nicht alle Schriftgelehrten von dieſer Art. Der gründlich gelehrte proteſtantiſche Geiſtliche Bochart in Rouen, gab ſchon in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts ausführliche Commentare zu der Bibel heraus, die noch jetzt belehrend ſind, obgleich die geographiſchen und naturhiſtoriſchen Kenntniſſe mehr als zwei Jahrhunderte hindurch ſehr zugenommen haben. Er ſuchte ſchon Ophir in einem entfernten Theile Indiens.

Wir meinen, die unverwerflichſten Zeugniſſe über die Lage Ophir's müſſen die von dort mitgebrachten Gegenſtände und deren Benennungen abgeben, da die Namen einiger dieſer

Naturproducte nicht nur nicht Hebräiſch ſind, ſondern ſich auch nicht aus Wurzeln des Semitiſchen Sprachſtammes ableiten laſſen, dagegen in einer ganz andern Sprache ſich wiederfinden.

Bevor wir aber uns zu der Erörterung der aus Ophir mitgebrachten Gegenſtände wenden, wird es paſſend ſein, einen Blick auf die Mannigfaltigkeit der bisherigen Deutungen zu werfen. Dieſe Mannigfaltigkeit iſt der offenbare Beweis von der Unſicherheit der ſprachlichen Ausleger und berechtigt uns, die naturhiſtoriſchen Winke, die in der Aufzählung der mitgebrachten Naturproducte ſich finden mögen, genau in's Auge zu faſſen. Die Differenzen in den Deutungen ſind durch den Umſtand noch vermehrt, daß in den Büchern des alten Teſtaments außer dem Golde aus Ophir auch Gold aus Uphas und aus Parwaim vorkommt und einige Ausleger darin beſondere Lokalitäten, andere nur abweichende Bezeichnungen für Ophir annehmen. So wird Gold aus Uphas genannt Jerem. 10, V. 9. Uphas erklären gelehrte Hebraiſten für eine andere Benennung von Ophir, ſo der berühmte Orientaliſt Geſenius. Sollte es eine andere Gegend bezeichnen, ſo fehlen wenigſtens alle Winke, wo es zu ſuchen iſt. Noch auffallender iſt, daß nach 2. Chron. 3, V. 6 zur Verzierung des Salomoniſchen Tempels Parwaim-Gold gebraucht ſein ſoll. In der Hebräiſchen Sprache hat man keine Erklärung für dieſe Bezeichnung finden können; allein da im Sanſkrit pûrra vorn oder öſtlich bedeutet, ſo vermuthet man, daß Parwaim-Gold nichts anderes bedeutet, als Gold aus einer Oſtgegend; es fiele alſo mit Ophir-Gold zuſammen, wenn Ophir im Oſten lag.

Faſt unglaublich iſt die Mannigfaltigkeit der Gegenden, in denen man das Ophir der Hebräer wiederzufinden geglaubt hat. Man kann wohl ſagen, daß man es in allen Windrichtungen und allen Entfernungen von Paläſtina geſucht hat, da man einerſeits auf Phrygien und ſogar auf Armenien gerathen hat, die nach Norden liegen, und andererſeits ſogar nach Peru

und Mexiko. Zu dieſer letzten Hypotheſe gab nämlich die oben erwähnte Nennung von Parvaim-Gold die Veranlaſſung, man wollte darin Peru erkennen. Da das Wort in ſeiner Endung einen ſogenannten Dualis, d. h. ein Doppeltes anzudeuten ſcheint, ſo glaubte man ein doppeltes Peru vor ſich zu haben und nahm alſo an, daß die beiden ſpäter berühmten Goldländer Peru und Mexiko gemeint ſein müßten. Das ſind nicht einmal die einzigen Länder Amerika's, welche in der Geſchichte der Deutungen von Ophir vorkommen. Als Columbus nach Hispaniola (S. Domingo) kam und dort ziemlich viel verarbeitetes Gold fand und auch die ausgedehnten Gruben ſah, aus denen die Eingeborenen es genommen hatten, glaubte er allen Ernſtes, das alte Ophir aufgefunden zu haben; wenigſtens berichtete er in dieſem Sinne dem Könige.

Ernſter ſind die Deutungen Ophir's auf die Iberiſche Halbinſel, d. h. auf Spanien und Portugal, auf Oſtafrika, und zwar bald in ſeinem nördlichen, bald im mittleren und neuerdings auch in ſeinem ſüdlichen Theile, auf Arabien und auf Indien, und zwar bei der weiten Ausdehnung dieſes Ländergebietes auf verſchiedene Gegenden Indiens. Für alle dieſe Gegenden laſſen ſich Gründe anführen. Wir werden ſie daher einzeln durchgehen (§. 7—11). Auch haben alle dieſe Anſichten noch einige Anhänger. Dagegen braucht wohl kaum geſagt zu werden, daß jene abenteuerlichen Vermuthungen früheren Zeiten angehören.

Das geographiſche Reſultat würde nicht ſo verſchieden ausgefallen ſein, wenn nicht in den Texten alle geographiſchen Winke fehlten und wenn nicht der übrige Text, auch ſehr kurz, mannigfache Deutung zuließe. Nach unſerer Anſicht müſſen die mitgebrachten Gegenſtände bei der Dürftigkeit der übrigen Nachrichten die Leuchtkugeln für die Richtung und das Ziel der Expedition oder der Expeditionen dienen; denn das iſt nicht einmal deutlich zu erkennen, ob zu Salomo's Zeit die Ex-

pedition nach Ophir wiederholt wurde, oder nicht; daß ſie ſpäter wieder verſucht, aber vereitelt wurde, haben wir oben erzählt.

Von Fahrten nach Ophir berichtet außer den oben angeführten Stellen keine andere in den Schriften des Alten Teſtamentes, ſo oft auch das Ophir-Gold genannt wird. In der ganzen profanen Literatur kommt das Wort Ophir gar nicht vor, auch in der ſehr reichen Griechiſchen nicht, bis auf die Zeit nach Chriſto, wo es dann offenbar aus den Hebräiſchen Quellen genommen iſt. Man ſieht leicht ein, daß dieſer Mangel an anderweitigen Nachrichten den Vermuthungen einen weiten Spielraum ließ.

§. 3. Die von der Ophirfahrt mitgebrachten Naturprodukte und ihre Namen.

Als mitgebracht durch die Expedition nach Ophir werden in den oben angeführten Texten genannt: Gold in großer Menge, Silber, Edelſteine, Elfenbein, Affen, Sandelholz und Pfauen. Für Gold, Silber und Edelſteine, welche den Israeliten ſchon vor dem Auszuge aus Aegypten bekannt waren, ſind natürlich die gangbaren Namen gebraucht. Allein die Wörter, mit denen die beiden letzten Produkte benannt werden, gehören weder der Hebräiſchen, noch der Griechiſchen Sprache an. Man war daher über die Bedeutung derſelben ſehr in Zweifel, als in Alexandrien zur Zeit der Ptolemäer die heiligen Schriften der Israeliten in's Griechiſche überſetzt werden ſollten, da man die fremden Wörter anfänglich nicht verſtand. Von dieſer Ueberſetzung, welche unter dem Namen der Septuaginta oder der 70 Dolmetſcher, weil 72 Ueberſetzer daran gearbeitet haben ſollen, weltbekannt iſt, giebt es nämlich Handſchriften, welche ſtatt Affen, Elfenbein und Pfauen ſetzen: „behauene und ausgeſchnittene Steine“. Der Ueberſetzer dieſer Stelle hat alſo

das ihm Unverſtändliche auf gut Glück zu erſetzen verſucht. So der Codex Vaticanus. Indeſſen muß man doch bald zum richtigen Verſtändniß gekommen ſein, wie auch die Verbindungen mit Indien zur Zeit der Ptolemäer erwarten ließen. Man lieſt daher in andern Manuſcripten der 70 Dolmetſcher, wie im Codex Alexandrinus, richtig in Griechiſchen Worten: Elephantenzähne, Affen und Pfauen. Indeſſen mag man doch wegen Deutung des letzten Wortes „tukijjim“ im Hebräiſchen Texte zweifelhaft geweſen ſein; denn der gelehrte Jude Flavius Joſephus, der im erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt lebte, ſagt, indem er von der Expedition nach Ophir ſpricht: man habe Elfenbein, Affen und Aethiopier heimgebracht. Er hat alſo offenbar das Wort tukijjim nicht zu deuten gewußt und wohl für irgend ein Volk genommen. Auch fehlen die Pfauen ſelbſt in den drei gedruckten Ausgaben der Septuaginta. Indeſſen muß zu Luther's Zeit das Verſtändniß der meiſten dieſer Wörter nicht mehr zweifelhaft geweſen ſein, denn ſie ſind alle richtig überſetzt, mit Ausnahme des mitgebrachten feinen Holzes, das Luther Ebenholz nennt und das Sandelholz bedeutet, wie wir ſchon in §. 1 bemerkt haben.

Alle damals mitgebrachten Naturprodukte ſind in Aſien einheimiſch, und zwar in Indien. Pfauen konnte man vielleicht in Perſien einkaufen, allein ſie ſind dort eben ſo gut eingeführt, wie jetzt in Europa. Affen und Elephanten fehlen aber in Perſien. Affen und Elephanten könnte man aus Afrika gebracht haben, aber Pfauen und Sandelholz fehlt dieſem Welttheile und beide Gegenſtände ſind auch im benachbarten Arabien nicht zu haben.

Salomo hatte nach Gold geſchickt; was man ſonſt mitbrachte, ſcheint mehr als Merkmale von der Beſchaffenheit des beſuchten Landes gedient zu haben; das Elfenbein, die Edelſteine und das Sandelholz konnten allenfalls verwerthet werden, aber Affen und Pfauen doch nicht.

Noch entſchiedener, als die Naturprodukte ſelbſt, weiſen uns deren fremde Namen auf Indien hin, denn dieſe Namen gehören einer Indiſchen Sprache an. Gelehrte Kenner des Sanſkrit pflegen ſie jetzt aus der Sanſkrit-Sprache abzuleiten, nachdem Herr Laſſen, eine der größten Autoritäten in dieſen Forſchungen, vorangegangen iſt. Allein die Sanſkrit-Sprache hat viele Wörter aus andern Indiſchen Sprachen aufgenommen, und da dieſelben Namen noch jetzt in der Tamuliſchen Sprache für dieſelben Gegenſtände im Gebrauche ſind, in den Sanſkrit-Schriften einige Wörter, namentlich für Pfauen, merklich abweichen, ſo darf man ſie wohl für Tamuliſch erklären. Ein ehemaliger Gouverneur von Ceylon, der über dieſe Inſel ein ſehr inhaltreiches Buch geſchrieben hat, von dem ſchon viele Auflagen erſchienen ſind, weil es alle Verhältniſſe dieſer Engliſchen Beſitzung ſchildert, Emmerſon Tennent,*) verſichert, daß man dieſelben Gegenſtände unter denſelben nichthebräiſchen Namen in Ceylon auf den Märkten kaufen kann. In Ceylon wohnen nämlich außer den erſt ſeit Kurzem eingewanderten Europäern und etwas früher gekommenen vereinzelten Muhamedanern, von Alters her zwei Völker, die man Singaleſen und Malabaren nennt. Die Singaleſen ſind die früheſten Bewohner und auch jetzt noch die zahlreichſten. Das Volk, welches man dort Malabaren nennt, hat vorzüglich den nordweſtlichen Theil der Inſel inne. Dieſe Malabaren haben nach dem inländiſchen poetiſchen Geſchichtswerke — Mahawanso — ſchon vor der chriſtlichen Zeitrechnung mehrmals erneuerte Zuzüge von der Südſpitze des Feſtlandes erhalten. Es iſt aber nicht zu bezweifeln, daß ſie ſchon vor der Zeit, mit der die inländiſchen geſchichtlichen Nachrichten beginnen (vom 6. Jahrhundert v. Chr.), ſchon ihre Einwanderung in Ceylon begonnen hatten,

*) Emmerson Tennent: Ceylon an account of the Island, physical, historical and topographical. Vol. II. p. 102. Ich habe die fünfte Auflage (1860) vor mir.

und daß ſie auch damals von dem benachbarten Südende des Feſtlandes kamen; denn ſie ſprechen Tamuliſch, und das iſt die Sprache, die noch jetzt an dieſer Südſpitze geſprochen wird.

Ich muß hier nothwendig Einiges über die Sprachen Indiens einſchalten, damit wir uns ein Urtheil darüber bilden können, ob die fremden Benennungen, welche in die Hebräiſchen Berichte aufgenommen ſind, Tamuliſch oder Sanſkritiſch genannt werden müſſen.

Ich darf wohl annehmen, daß alle meine Leſer erfahren haben, daß durch lange und gründliche Arbeiten der Sprachforſcher erwieſen iſt, daß die Sprachen aller Völker in einige Hauptgruppen oder Familien zerfallen, ſo daß die Mitglieder Einer Familie eine entſchiedene Aehnlichkeit unter einander ſowohl in ihrem grammatiſchen Bau, als auch in einem großen Theile des Wortvorraths haben, obgleich in dieſen letztern nicht ſelten fremde Wörter ſich einmiſchen. So hat man gefunden, daß die meiſten Europäiſchen Sprachen und namentlich der gebildeten Europäer, der Griechen, der Lateiner, die Germaniſchen, Keltiſchen, Romaniſchen, Slawiſchen und Litthauiſchen Sprachen unter einander verwandt ſind, aber auch mit der Perſiſchen und einigen in Vorder-Indien jetzt beſtehenden Sprachen. Da alle dieſe Sprachen aber auch mit einer alten, jetzt ausgeſtorbenen, aber in den heiligen Schriften der Braminen aufbewahrten Sprache, dem Sanſkrit, verwandt ſind, ſo nennt man dieſe ganze Familie die Indo-Europäiſche, oder beſſer noch die Sanſkritiſche. Man zweifelt nämlich nicht, daß alle dieſe Sprachen vor ſehr langer Zeit aus einer gemeinſchaftlichen Grundſprache ſich entwickelt haben. Obgleich ſich nicht behaupten läßt, daß das Sanſkrit dieſe Grundſprache war, ſo iſt doch nicht zu bezweifeln, daß es der Grundſprache viel näher ſteht, als alle lebenden Sprachen. Man nimmt ferner an, daß die Vorfahren aller Völker, welche jetzt Sprachen des Indo-Europäiſchen Stammes ſprechen, in einer entfernten

Vergangenheit zuſammen wohnten, wahrſcheinlich nördlich von Indien, in den Gegenden, welche die Alten Baktrien nennen, d. h. an den obern Zuflüſſen des Amu-Darja (Oxus der Alten), wo faſt unüberſteigliche Gebirge (der Muſtag, die ſchneebedeckte Pamir-Höhe) ſie von der Auswanderung nach Oſten abhielten, daß ſie dagegen nach Nordweſten, Weſten, Südweſten und auch nach Süden ſich ausbreiteten. Gegen Süden liegt Indien, das von Baktrien auch durch hohe Gebirge getrennt iſt, durch welche aber gangbare Päſſe führen. Dieſes Urvolk nennt man jetzt häufig Arier und alle durch Auswanderung aus ihm entſtandenen Völker „Ariſche" Völker. Dieſe Wanderungen werden weniger durch Sagen, die ſich erhalten haben, beſtätigt, als durch Uebereinſtimmung in Sitten und religiöſen Anſchauungen. Solche Auswanderungen aus den Stammſitzen erfolgten ſicherlich nicht gleichzeitig, ſondern allmählich zu verſchiedenen Zeiten und in langen Zwiſchenräumen. Leider laſſen ſich die Zeiten meiſtens nicht einmal annähernd beſtimmen, weil überall, wo die Schreibkunſt fehlt, auch keine hiſtoriſchen Documente ſein können, und die Sagen die verſchiedenen Zeiten faſt unglaublich durch einander werfen. In Europa waren beim erſten Aufdämmern der Geſchichte die Keltiſchen Völker ſchon lange anſäſſig in den weſtlichen Ländern, die Germanen waren noch ſtark in Bewegung, die Einwanderung der Slawiſchen Völker ſcheint erſt begonnen zu haben. Für uns wäre es beſonders wichtig, die Zeit der Einwanderung in Indien wenigſtens annähernd beſtimmen zu können. Das iſt aber den Sanſkritiſten noch nicht gelungen. So viel ich finden kann, ſind ſie darin einig, daß ſie mehr als tauſend Jahr vor Chriſto erfolgt war; ob ſie aber um 2000 vor Chriſto oder noch früher am lebhafteſten vor ſich ging, ſcheint nicht beſtimmbar.

Lange nicht alle Sprachen Indiens hängen mit dem Sanſkritiſchen zuſammen. In ganz Hinterindien ſind ganz andere Sprachen; aber auch in Vorderindien finden ſich nicht nur

Reſte von alten einheimiſchen Urſprachen bei kleinen ganz iſolirten Völkerſchaften, ſondern es giebt noch in den ſüdlichen Theilen eine Gruppe, die man Dekkaniſche oder Dravidiſche, auch wohl Tamuliſche im weitern Sinne nennt und die von mehreren Millionen Menſchen in fünf verſchiedenen Sprachen geſprochen wird, und die nicht zu den Ariſchen oder Sanſkritſprachen gehört, ſondern ſchon vor den Einwanderungen aus dem Norden beſtand. Von dieſer Gruppe iſt das Tamul, oder wie die Engländer jetzt gewöhnlich ſagen, Tamil die wichtigſte Sprache, die man in Europa auch die Malabariſche nennt. Sie nimmt die Spitze des Feſtlandes ein, reicht jetzt auf der Oſtküſte weit über Madras hinaus, auf der Weſtſeite aber viel weniger weit. Der Sanſkritiſche Sprachſtamm iſt ſehr viel weiter verbreitet und nimmt nicht nur den nördlichen, ſondern auch den breiten mittleren und die Hälfte vom ſüdlichen Theile Vorderindiens ein. Er iſt jetzt in mehrere Sprachen getheilt, die man Hindu, Bengali u. ſ. w. nennt, wozu die Vermiſchung mit vorgefundenen Urſprachen die Veranlaſſung gegeben zu haben ſcheint. In ſehr alter Zeit mögen die Tamuliſchen Sprachen ſich weiter nach Norden erſtreckt haben als jetzt, aber wie weit — das läßt ſich nicht beſtimmen. In dieſe Tamuliſchen oder Dravidiſchen Sprachen ſollen im Laufe der Zeit viele Sanſkrit-Wörter eingedrungen ſein.

Von den durch die Ophirfahrten mitgebrachten Gegenſtänden ſind Gold, Silber und Edelſteine mit ächt Hebräiſchen Namen bezeichnet, die übrigen aber nicht.

Die übrigen Benennungen leitet Laſſen aus dem Sanſkrit her. Die Einzelheiten ſeiner Ableitungen laſſen wir hier weg, da wir ſpäter noch einmal auf dieſe Nachweiſungen und auf die Frage, ob die Namen nicht doch urſprünglich aus dem Tamuliſchen ſtammen, werden zurückkommen müſſen.

Damit hätten wir der Ophirfahrt ihre Richtung mit Wahrſcheinlichkeit ſchon vorgeſchrieben; allein um eine beſtimmte

Lokalität als ihr Ziel hinzuſtellen, bleibt noch eine große Schwierigkeit zu beachten, die in der außerordentlichen Menge des angeblich mitgebrachten Goldes liegt.

§. 4. Wie viel Gold brachte die Ophirfahrt heim und welchen Werth hatte daſſelbe?

Die meiſten Ausleger ſcheinen in der ungemein großen Maſſe des angeblich aus Ophir gebrachten Goldes keine beſondere Schwierigkeit zu finden, mir dagegen ſcheint dieſe faſt unüberwindlich. So hat Ritter in ſeiner trefflichen Arbeit über die Ophirfahrt auch dieſe Quantität gar nicht berückſichtigt. Er verfolgt freilich nur die geographiſche Aufgabe, die Lage von Ophir wo möglich zu beſtimmen. Aber grade bei Beſtimmung der Oertlichkeit wird man ſich doch fragen müſſen: War es möglich, dort in kurzer Zeit ſo viel Gold auf irgend eine Weiſe zu erhalten? Grade dieſe Frage macht es mir unmöglich, der Laſſenſchen, von Ritter adoptirten und verfochtenen Meinung, daß Ophir in der Gegend der Indus-Mündung oder der benachbarten Bucht Cambay zu ſuchen ſei, beizutreten.

Nach dem 1. Buche der Könige brachte die Hiram-Salomoniſche Expedition 420, nach der Chronika 450 Hebräiſche kikkar Gold zurück. Das Wort kikkar iſt von Luther mit dem Worte Centner überſetzt, da es jedenfalls ein bedeutendes Gewicht anzeigt. In neuern Zeiten pflegt man es mit dem Worte „Talent“ zu überſetzen, mit welchem Worte die Griechen bedeutende Gewichte und anſehnliche Geldſummen bezeichneten. Indeſſen waren die zu verſchiedenen Zeiten und an den verſchiedenen Handelsplätzen gebrauchten Talente ſo verſchieden, daß man mit einem ſolchen Ausdrucke gar kein Maaß erhält. So hat man das Aeginetiſche Talent zu 91 Pfund 3 Unzen, das Syriſche aber zu 13 Pfund 10 Unzen berechnet. In

manchen Gegenden waren auch große und kleine Talente in Gebrauch, ſo daß man mit dem bloßen Worte „Talent“ ohne näheren Zuſatz, wenn man es jetzt braucht, gar kein Maaß hat. Die Griechen konnten das Wort einfach gebrauchen, beſonders um Geldſummen zu beſtimmen, weil man von jedem Orte und jeder Zeit wußte, welche Bedeutung der Gebrauch dem Worte gegeben hatte. In ſpäterer Zeit war immer das Attiſche Talent gemeint, wenn kein beſonderer Zuſatz ein anderes bezeichnete.

Es kommt vielmehr darauf an zu wiſſen, welches Gewicht der Hebräiſche kikkar hatte. Der gelehrte Alterthumsforſcher Böckh hat einen außerordentlichen Fleiß und ungemeinen Scharfſinn aufgewendet, um durch Combination der verſchiedenen Stellen in den noch erhaltenen Schriften der alten Völker ihre Maaß- und Gewichtsſyſteme, ſowie ihre Münzfuße feſter zu beſtimmen, als bis dahin möglich war. Dieſes Werk hat die größte Anerkennung. Leider führt Böckh alle Maaße und Gewichte auf das franzöſiſche Maaßſyſtem, wie es vor der großen Revolution galt, zurück. Da dieſes Maaßſyſtem jetzt ganz außer Gebrauch iſt, ſo muß man die Böckh'ſchen Angaben immer in die jetzt gangbaren Maaßſyſteme übertragen.

Das Wort kikkar bedeutete Scheibe oder Rundes. Man glaubt daher, daß die Hebräer große ſcheibenförmige Gewichte zur Abwägung des kikkar gebrauchten. Das Gewicht eines kikkar hat Böckh zu 822000 altfranzöſiſche Gran (grains) beſtimmt. Dieſe 822000 Gran betragen $89^1/_5$ altfranzöſiſche Pfunde, $87^1/_4$ Zollpfunde, d. h. Pfunde des Zollvereins, und 106 Ruſſiſche Pfunde. Ein kikkar iſt hiernach allerdings nicht ſo groß, als die im Handel gebräuchlichen Centner. Er iſt nur ein kleinerer Centner, allein er iſt denn doch in einer Ueberſetzung mehr bezeichnend, als das Wort „Talent“, das ohne nähere Bezeichnung, welcher Art Talent gemeint ſei, wie wir ſchon bemerkt haben, gar keinen Sinn hat.

Daß in der einen Quelle 420, in der andern 450 kikkar als Ausbeute genannt werden, iſt von geringer Bedeutung für die Beurtheilung des Ganzen, da die ſpätere Angabe nur $^1/_{14}$ mehr beträgt, als die frühere, und dieſe an ſich ſchon eine ſehr hohe iſt. Nehmen wir mit Keil an, daß die Differenz nur auf einem Schreib- oder Leſefehler beruht, ſo haben wir noch mehr Grund, nur an die Zahl 420 uns zu halten, die, weil ſie geringer iſt, mehr Wahrſcheinlichkeit hat. — 420 kleine Centner Gold bilden ſchon eine außerordentliche Quantität, da es die Eigenthümlichkeit des Goldes iſt, daß es faſt immer nur in ſehr kleinen Maſſen vertheilt vorkommt, weshalb neben ſeinem glänzenden Anſehen ſein Preis ſich ſo hoch geſtellt hat.

Setzen wir die 420 kikkar in Pfunde neuerer Gewichtsſyſteme um, ſo erhalten wir:

36645 Zollpfund,
oder 44730 Ruſſiſche Pfund.

Nun iſt allerdings einleuchtend, daß es nicht chemiſch reines Gold war, was man heim brachte; allein, da das Ophir-Gold überall in den Hebräiſchen Schriften als ein ganz vorzügliches, das heißt doch, als ein ſehr wenig gemiſchtes, hervorgehoben wird, ſo dürfen wir wohl kaum $^1/_{10}$ als Beimiſchung von Silber und andern Metallen annehmen. Gutes Waſchgold*) iſt gewöhnlich reiner, und warum wir auf dieſes beſonders Rückſicht nehmen, wird ſich bald ergeben. Eine ſtarke Beimiſchung von Silber verändert auffällig die Farbe des Goldes, und ein ſolches hieß im Alterthum weißes Gold. Ziehen

*) Ich verdanke der Gefälligkeit des Herrn Prof. Karl Schmidt in Dorpat eine lange Liſte chemiſcher Analyſen von Waſchgold aus allen Welttheilen. Die größere Hälfte derſelben hat über 90 Procent reines Gold ergeben, einige Proben ſogar 99 Procent. Eine geringere Zahl von Proben hat 80—90 Procent. Wenige haben weniger als 80, eine ſogar nur $60^1/_2$ Procent Gold ergeben, allein ſolche Proben wird kein Menſch für vorzügliches Gold erklären.

wir das Zehntheil als Beimiſchung ab, ſo haben wir in runden Summen

33000 Zollpfund, oder
40300 Ruſſiſche Pfund

reines Gold für die Ausbeute aus Ophir.

Nach dem Ruſſiſchen Münzfuße ſoll ein Ruſſiſches Pfund $341^{8}/_{10}$ Goldrubel geben.*) Darnach enthalten 40300 Ruſſiſche Pfund 13,774,540 Goldrubel, und da ein Goldrubel um 3 Procent werthvoller iſt, als der im Handel gangbare Silberrubel, ſo iſt der Geldwerth des aus Ophir gebrachten Goldes in Ruſſiſchem Gelde ausgedrückt 14,187,776 Silberrubel und 20 Kopeken, wobei das im Golde enthaltene Silber gar nicht in Anſchlag gebracht iſt. Berechnen wir den Werth nach dem Preußiſchen Münzfuße, ſo müſſen wir davon ausgehen, daß aus einem Zollpfund reinen Goldes 82 und $^{89}/_{100}$ Friedrichsdore geprägt werden, und dieſe $5^{2}/_{3}$ Thaler werth ſein ſollen. Nach dieſem Münzfuße würden 33000 Zollpfund Gold 2,735,370 Friedrichsdore ergeben, die einen Werth von 15,500,430, oder faſt genau $15^{1}/_{2}$ Millionen Thaler hätten, gleichfalls ohne Rückſicht auf das im Golde enthaltene Silber.

Im Falle das Gold nicht ſchon im gegoſſenen Zuſtande, ſondern als Goldſtaub, wenn auch gemiſcht mit einzelnen Körnern und kleinen Klumpen, aus Ophir gebracht ſein ſollte, was ſehr möglich, ja wahrſcheinlich iſt, ſo wäre noch eine Reduction vorzunehmen. Es hängen nämlich an dem Goldſtaube, ſo ſorgfältig man ihn auch waſchen mag, immer noch kleine Theilchen von Quarz oder anderem Muttergeſtein an, die ſich erſt bei dem Schmelzen des Goldes von ihm ablöſen und entfernt werden können. In Sibirien rechnet man, daß ein Pud Goldſtaub den Werth von 10,000 Rubeln hat, ein Pud

*) Ein halber Imperial (5 Rubel Gold) ſoll 135 Doli Gold enthalten; ein Ruſſiſches Pfund enthält 9216 Doli, giebt alſo Gold für $68_{,36}$ Halbimperiale oder $341^{8}/_{10}$ Rubel.

durch Schmelzen gereinigten Goldes aber 12,000 Rubel. Wenden wir daſſelbe Verhältniß von 5:6 auf unſern Fall an, ſo reduciren ſich die 33,000 Zollpfund auf 27,500 und die 40,300 Ruſſiſche Pfund auf 33,583, und der Münzwerth wäre nach derſelben Reduction ſtatt mehr als $15^1/_2$ Millionen Thaler etwas mehr als 12 Millionen und 900,000 Thaler.

Auch dieſe Summen ſind erſchreckend groß. Ich wüßte nicht, welche Handelsunternehmung in Einer Expedition ſo viel Gold ſchaffen könnte. Große Finanzgeſchäfte, die einen immenſen Gewinn geben können, ſind eine Erfindung ganz neuer Zeit. In jener ganz alten Zeit dürfen wir nur an Handel, Plünderung oder eigne Ausbeute des Goldes denken.

Die geſammte Goldausbeute in ganz Sibirien, ſowohl auf den Krons-, als auf den privaten Goldwäſchen, belief ſich in der Zeit des guten Ertrages

im Jahre	1846	auf	1677	Pud	21 Pfund,
„ „	1847	„	1825	„	38 „
„ „	1848	„	1768	„	19 „
		in Summa	5271	Pud	38 Pfund,

im jährlichen Durchſchnitte 1757 Pud $12^2/_3$ Pfund oder $70{,}292^2/_3$ Ruſſiſche Pfund. Die Ophirfahrt ſoll aber gebracht haben 33,583 Ruſſiſche Pfund, alſo faſt die Hälfte der geſammten Sibiriſchen Ausbeute in günſtigen Jahren. Neuſüdwales producirte von 1850 bis 1860 jährlich 20,410 Zollpfund, alſo nicht ganz $^2/_3$ des Ertrages der Ophirfahrt. Die Kolonie Victoria allerdings 162,748 Zollpfund jährlich, und Californien zur Zeit der Blüthe ſeiner Goldproduktion ſogar nahe an 200,000 Zollpfund jährlich. Aber das ſind ganze Länder, in denen viele, zum Theil Hunderte von Gruben beſtehen, mit vielen Tauſenden von Arbeitern.

Die meiſten Erklärer der Ophirfahrt ſcheinen in der Angabe der mitgebrachten Quantität Gold keine beſondere Schwierigkeit zu finden. Mir ſchien es aber nothwendig, nachdem die

Quantität nach unſeren Gewichtsſyſtemen und dem jetzigen Werth in Münze feſtgeſtellt war, nochmals mich umzuſehen, ob nicht eine Mißdeutung, ein Irrthum oder eine Fälſchung ſich eingeſchlichen habe.

Wir fragen zuvörderſt, welche Zuverläſſigkeit hat die Angabe von der Quantität des mitgebrachten Goldes? In den Nachrichten aus ſehr frühen Zeiten kommen ſo häufig ganz unwahrſcheinlich große Angaben über die Stärke eines Heeres, die Zahl von Gefangenen oder Getödteten, die Größe der gemachten Beute, die Menge der zuſammengebrachten Schiffe ꝛc. vor, daß kritiſche Geſchichtsforſcher gewohnt ſind, wenig Werth darauf zu legen. Auch iſt die Uebertreibung in den meiſten Fällen eine ganz natürliche Folge davon, daß keine genauen Regiſter über alle dieſe Dinge geführt wurden, und die bloßen Abſchätzungen bei der mündlichen Mittheilung ſich vergrößerten, je nachdem Eitelkeit und Patriotismus es verlangten. Wer hat das Heer des Xerxes durchgezählt, oder die Todten auf einem Schlachtfelde? Alle ſolche Angaben beruhen auf Gerüchten, die unvermeidlich wuchſen, indem ſie von Mund zu Mund gingen. Aber in unſerem Falle ſieht es doch etwas anders aus. Das mitgebrachte Gold mußte nothwendig in irgend eine Schatzkammer abgegeben ſein. Man kann nicht zweifeln, daß es dabei gewogen wurde, da man hohen Werth darauf legen mußte, auch ſpäter, bei der Anfertigung der Einzelheiten, z. B. der Schilde und Tartſchen, das Gewicht genau angegeben wird, wie ſchon viel früher, bei der Ausſchmückung der Bundeslade.*) Für den Ueberſchlag der zu machenden Arbeit war es nothwendig, die Maſſe des vorräthigen Goldes zu kennen.

So ſehr nun auch das Buch der Könige im prieſterlichen Intereſſe abgefaßt iſt, ſo bleibt es doch kaum glaublich, daß der Verfaſſer dieſer Schrift, der ja auf vollſtändigere Chroniken

*) 2. Moſis, 1. Kap., 25 u. folg.

der Geſchichte Salomo's verweiſt, die alſo wohl noch vorhanden waren, die Quantität des heimgebrachten Goldes gefliſſentlich vergrößert habe. Einſchiebungen anderer Art, beſonders von Erklärungen des Zornes Jehova's, ſind dagegen wohl natürlich. Ehe ich eine bewußte und urſprüngliche Vergrößerung der Ophirausbeute annehme, würde ich es wahrſcheinlicher finden, daß ſchon in ſehr früher Zeit eifrige oder unwiſſende Abſchreiber die Zahlen vergrößert haben. Aber dieſe Annahme wäre doch ſehr willkürlich, da alle Beweiſe fehlen, und wie ich glaube, auch überflüſſig, da auf einer ganz andern Seite ſich eine Wahrſcheinlichkeit eröffnet, welche die Maſſe des mitgebrachten Goldes auf die Hälfte der ſo eben berechneten reduciren würde.

Es kommt im 1. Buche der Könige noch eine andere große Maſſe Goldes vor, welche Bedenken erregen muß — das Geſchenk der Königin von Saba oder Scheba von 120 Centner Gold, die aber nach unſerer, ſogleich zu entwickelnder Conjectur ebenfalls auf die Hälfte ſich reduciren würde.

In dem erſten Buche der Chronica werden Quantitäten von edlen Metallen genannt, die vollkommen märchenhaft ſind. David ſoll vom eignen Vermögen 3000 Centner Gold und 7000 Centner Silber für den Tempel beſtimmt haben und auf ſeine Aufforderung ſollen die Häuptlinge des Israelitiſchen Volkes noch 5000 Centner Gold und 10,000 Centner Silber beigeſteuert haben (1. Chron. 30, V. 3—7). An einer anderen Stelle wird ſogar geſagt, daß David hunderttauſend Centner Gold zur Erbauung des Tempels geſammelt hatte (1. Chron. 23, 14). Dieſe letztere Angabe iſt ganz unſinnig. Nie iſt ſo viel Gold früher vorhanden geweſen, denn man würde aus ihr 3664 Millionen Thaler prägen können. Allein ſolche Abenteuerlichkeiten fehlen im Buche der Könige ganz und ſind ohne Zweifel in die Chronik nach ſpätern Legenden eingeſchoben.

Fragen wir nämlich, worauf denn das bis jetzt allgemein

angenommene Gewicht des Hebräiſchen kikkar beruht, ſo ſagt man allgemein: auf den Unterſuchungen des gelehrten Böckh. Wir müſſen alſo von der berühmten Arbeit deſſelben über die Maaße des Alterthums das, was er für die Beſtimmung des kikkar anführt, mit einiger Umſtändlichkeit hervorheben, um uns zu überzeugen, ob keine andere Deutung möglich iſt.

Der berühmte Alterthumsforſcher Böckh hat, wie geſagt, ſämmtliche Maaße und Gewichte der Völker des Alterthums einer ſehr gründlichen Unterſuchung unterworfen und verſucht ihren Werth nach den jetzt gebräuchlichen Maaßen zu beſtimmen.*) Er iſt dabei zu dem merkwürdigen Reſultate gelangt, daß die Maaßſyſteme aller Völker, die in der Culturgeſchichte eine Rolle geſpielt haben, von einander abgeleitet ſcheinen, ſo daß in einer Gegend die Maaße genau beſtimmt wurden, und man in der andern die getroffenen Beſtimmungen annahm, oder in beſtimmten Verhältniſſen modificirte. Babylonien ſcheint ihm der Ausgangspunkt dieſer Maaßbeſtimmungen. Er findet die Veranlaſſung dazu in den ſehr frühen aſtronomiſchen Beobachtungen, welche eine genaue Beſtimmung des Raumes, der Größen und der Zeiteintheilung nöthig machten, aber auch die Mittel dazu boten. Das Bedürfniß einer genauen Beſtimmung der Gewichte mußte bei einem ſich entwickelnden Volke auch wohl fühlbar werden, aber mehr noch bei den Phöniciern, die in der Dämmerungszeit der Geſchichte und ſchon vor ihrem Erſcheinen im Mittelländiſchen Meere, am Perſiſchen Meerbuſen anſäſſig waren und mit den benachbarten Ländern, namentlich auch mit Babylonien, einen lebhaften Handelsverkehr unterhielten.

Von den weitſchichtigen Unterſuchungen Böckh's laſſen wir die über die Babyloniſchen, Aegyptiſchen, Griechiſchen und

*) Metrologiſche Unterſuchungen über die Gewichte, Münzfuße und Maaße des Alterthums von Auguſt Böckh. Berlin 1818.

Römiſchen Maaße, Münzen und Gewichte ganz bei Seite und faſſen nur in's Auge, was Böckh über die Hebräiſchen Gewichte ſagt, und fragen wir vor allen Dingen: Wie viel betrug das Hebräiſche kikkar? Böckh ſagt darüber: Daß der kikkar 3000 heilige Sekel enthielt, geht ſchon beſtimmt aus dem 2. Buche Moſis, K. 38, V. 25—27 hervor; denn es wird dort geſagt, daß zur Ausrüſtung der Stiftshütte jeder Hebräer, der das zwanzigſte Jahr erreicht oder überſchritten hatte, einen halben Sekel des Heiligthums hergeben mußte, daß die Muſterung des Volkes 603,550 Individuen ergab, welche das zwanzigſte Jahr erreicht oder überſchritten hatten, und daß das Silber, welches zuſammen kam, 100 kikkar und 1775 Sekel des Heiligthums betrug. Da nun die 603,550 Männer 301,775 Sekel zuſammen getragen haben müſſen, ſo ſpringt in die Augen, daß in der Angabe die Summe von 300,000 Sekel als 100 kikkar berechnet werden, oder was daſſelbe iſt, ein kikkar 3000 heilige Sekel enthielt. Dagegen kann nichts eingewendet werden, und es kommt nur darauf an zu wiſſen, wie ſchwer ein heiliger Sekel war.

Sekel, als ein beſtimmtes Gewicht von Gold und Silber, kommt ſchon ſehr früh in der Hebräiſchen Geſchichte vor. Abraham erhält von Abimelech ein Geſchenk, das zu 1000 Sekel Silber geſchätzt wird.*) Abraham zahlte dem Ephron für ein Stück Land, auf dem er die Leiche ſeines Weibes Sarah beiſetzte, 400 Sekel Silber, wie ſie im Handel gäng und gäbe waren.**) Abraham's Knecht Elieſer, der für Iſaak ein Weib ſuchen ſollte, gab der Rebekka einen goldenen Ring, einen halben Sekel ſchwer.***) Joſeph wird von ſeinen Brüdern für 20 Sekel Silber an durchziehende Kaufleute ver-

*) 1. Moſis 20, 16.
**) 1. Moſis 23, 13—16.
***) 1. Moſis 24, 22.

kauft.*) So wird der Sekel ſehr häufig als ein beſtimmtes Gewicht edlen Metalles in den Schriften des alten Teſtaments erwähnt. An ausgemünztes Geld iſt noch lange nicht zu denken, die edlen Metalle wurden gewogen, wenn ſie als Zahlung gelten ſollten, die Gewichte, gewöhnlich von Stein, ſpäter auch wohl von unedlem Metall, trug man in einem Sacke am Gürtel. Wir können aber aus allen ſolchen Angaben nicht erſehen, wie viel ein Sekel nach unſerem Gewichte betragen haben möge. Indeſſen iſt es bekannt, daß in ſpäterer Zeit Sekel geprägt wurden. Münzen ſind ja überhaupt nichts anderes, als beſtimmte Quantitäten von Metall, die von einer Regierung einen Stempel erhalten, welcher bezeugt, daß die angegebene Quantität von zahlungsfähigem Metall in ihnen enthalten ſei. Der Stempel hat den Zweck, das Wägen unnöthig zu machen. Daß vor den Makkabäern in Judäa gemünzt worden iſt, läßt ſich nicht erweiſen. Allein, daß zur Zeit der Makkabäer im 2. Jahrhunderte v. Chr. die Könige der Juden von ihren Syriſchen Oberherren die Erlaubniß erhielten, Münzen mit Hebräiſcher Inſchrift zu prägen, iſt gewiß, und es iſt eine Anzahl ſolcher Sekel in den verſchiedenen größeren Münzſammlungen vorhanden. Böckh hat ſich natürlich bemüht, ſolche zu wägen und die Abwägungen Anderer zu vergleichen. Das Gewicht derſelben war nicht ganz gleich und wechſelte von 256 bis 271$^3/_4$ Pariſer Gran. Böckh glaubt nun annehmen zu können, daß eigentlich ein Gewicht von 274 Pariſer Gran beabſichtigt war, weil es in andern Münzſyſtemen unter verſchiedenen Namen bei den älteſten Völkern vorkommt, namentlich bei den Babyloniern. Daß ſämmtliche gewogene Sekel um einige Gran, einzelne ſogar bedeutend von dieſer Norm abweichen, kann dem langen Curſiren derſelben zugeſchrieben werden, wenn ſie nicht etwa urſprünglich zu leicht

*) 1. Moſis 37, 28.

ausgeprägt ſind. 274 Pariſer Gran Silber iſt alſo wohl der Werth dieſes Sekels. An vielen Stellen der bibliſchen Schriften, wo von der Ausſchmückung des Tempels die Rede iſt, werden aber ausdrücklich Sekel des Heiligthums oder heilige Sekel genannt. Böckh hat durch ſcharfſinnige Zuſammenſtellung von Stellen aus den Hebräiſchen Schriften, von ſpäteren Rabbinern u. ſ. w. erwieſen, daß dieſe heiligen Sekel gerade zweimal ſo groß waren, als andere gemeine Sekel, wie ſie im gewöhnlichen Verkehr galten, und die auch bekah hießen. Der ſpäter geprägte Sekel iſt aber von gleichem Gewichte mit dem heiligen.

Da nun nach der oben angeführten Stelle im 2. Buche Moſis erwieſen iſt, daß bei Gelegenheit der Zählung der erwachſenen Israeliten, um die Steuer für die Ausrüſtung der Bundeslade zu erheben, ganz beſtimmt 3000 Sekel auf einen kikkar gerechnet ſind, ſo ergiebt ſich daraus, daß der kikkar 3000×274 oder 822,000 Pariſer Gran ſchwer war. So hat ihn Böckh beſtimmt, der leider alle Gewichte auf das frühere franzöſiſche, nicht auf das jetzt in allen wiſſenſchaftlichen Arbeiten gebräuchliche neue Maaß zurückführt. Nach dieſer Grundbeſtimmung des kikkar auf 822,000 Gran des früheren Pariſer Maaßſyſtems ſind denn die obigen Angaben nach Zollpfunden und Ruſſiſchen Pfunden berechnet, die, in Münze umgeſetzt, ſo ungeheure Summen als Ausbeute der Ophirfahrt ergaben.

Nun ſcheint aber wegen dieſer gewaltigen Summen die Frage unvermeidlich, ob nicht auch zweierlei kikkar im Gebrauche waren, heilige und gewöhnliche, die ſich eben ſo verhielten, wie die beiden Sekel. Böckh hat ſich dieſe Frage vielleicht gar nicht geſtellt, weil er dazu keine Veranlaſſung hatte. Sie iſt aber ſehr naheliegend, da auch in andern Staaten zweierlei Talente im Gebrauche waren, die oft ſehr ungleich, zuweilen in der That wie 2 zu 1 ſich verhielten.

Jene Berechnung der den ausgewanderten Israeliten auferlegten Schätzung für die Bundeslade wäre dann nach heiligem kikkar gerechnet, da die Beiträge für das Heiligthum ſummirt wurden. Wenn die in Paläſtina ſo mächtige Prieſterſchaft es erlangt hatte, daß für das Heiligthum ein gangbarer Sekel nur für einen halben galt, warum ſollte ſie dieſe Halbirung nicht auch auf den kikkar ausgedehnt haben? Daß für das gewöhnliche Leben auch ein viel kleinerer kikkar im Gebrauche war, ſcheint wenigſtens Eine Stelle im alten Teſtamente nachzuweiſen. David nahm nach Ueberwindung der Ammoniter dem Könige derſelben die Krone, die einen kikkar ſchwer war.*) Es iſt doch völlig unglaublich, daß der König eine Krone von 87¼ Zollpfund oder 106 Ruſſiſche Pfund getragen habe. Die Hälfte davon wäre ſchon ein ſehr bedeutendes Gewicht für eine Krone. Da nun die häufig vorkommenden Angaben von Sekeln ohne näheren Zuſatz immer am beſten paſſen, wenn man gewöhnliche oder die Hälfte von heiligen Sekeln annimmt, ſo glaube ich, daß man für den kikkar ohne Zuſatz auch die Hälfte des heiligen zu rechnen haben wird. So ſoll der Ring, den Elieſer der Rebekka gab, einen halben, die Armringe 10 Sekel gewogen haben.**) Goliaths Panzer ſoll 5000 Sekel gewogen haben und die eiſerne Spitze ſeines Spießes 600 Sekel.***) Alle dieſe Angaben haben nur dann Wahrſcheinlichkeit, wenn man für den Sekel die Hälfte des heiligen Sekels, d. h. 137 Gran, rechnet.

Muß aber ſo der kikkar, wenn nicht von heiligem Geräth die Rede iſt, auf die Hälfte des heiligen reducirt werden, ſo ſinken auch alle obigen Berechnungen des Münzwerthes von dem aus Ophir gebrachten Golde auf die Hälfte herab und gewinnen ſehr an Wahrſcheinlichkeit, obgleich ſie immer noch

*) 2. Samuelis 12, 30.
**) 1. Moſis 24, 22.
***) 1. Samuelis 17, 5 und 7.

hoch bleiben, und die Königin von Saba hätte dem Könige Salomo nicht 120 multiplicirt mit 87¼ Zollpfund Gold, ſondern nur die Hälfte davon, d. h. 5235 Zollpfund Gold gegeben, was immer noch ein ungemein großes Geſchenk wäre. Das Gold aus Ophir würde ſich auf 16,500 Zollpfund und auf den Geldwerth von 6½ Millionen Thalern berechnen.

Das Obige war ſchon vor Jahren ſo niedergeſchrieben, wie es ſich hier findet. Es ſpricht nur die Vermuthung aus, daß bei den Israeliten, wie nachweisbar zweierlei Sekel im Gebrauche geweſen ſind, ein Gewicht für den gewöhnlichen Verkehr, aber für den Tempel und die Heiligthümer das doppelte Gewicht mit demſelben Namen belegt wurde, ebenſo das Talent oder der kikkar einen doppelten Werth haben konnte, je nachdem er für Gegenſtände des religiöſen Cultus oder des gewöhnlichen Verkehrs gebraucht wurde. Böckh hatte den Werth nur nach ſeiner Anwendung auf den religiöſen Cultus berechnen können. Ich warf alſo die Frage auf, ob er nicht im gewöhnlichen Gebrauche nur den halben Werth gehabt habe. Die Krone des Ammoniter-Königs ſprach dafür, einen ſichern Beweis wußte ich aber nicht zu finden. — Da las ich dann ſpäter in einer Zeitſchrift, in den Ruinen von Niniveh habe man die Beweiſe von doppeltem Gewichtsſyſtem gefunden. Weder das große Kupferwerk von Layard, noch das kleinere Buch, das er „Niniveh und Babylon“ benannt hat, konnten mir die Sache zum Verſtändniß bringen, bis ich an das Werk von Brandis über „Das Münz-, Maaß- und Gewichtsweſen in Vorderaſien bis auf Alexander den Großen“ kam und darin den rechten Leuchtthurm für mein Fahrwaſſer erkannte. Ich kann aus dieſem inhaltsreichen Buche nur wenig mittheilen. Insbeſondere geht die Ableitung des Münzweſens von Vorderaſien und Griechenland aus dem alten Gewichtsſyſteme Meſo-

potamiens weit über unſere Aufgabe hinaus. Wir haben ohnehin genug für unſern Zweck zu notiren. Zuvörderſt iſt es intereſſant, daß Brandis das allgemeine Reſultat von Böckh beſtätigt, daß die Gewichte, welche in ganz Aſien und Griechenland im Gebrauche waren,*) aus Babylon ſtammen, oder wie man jetzt vielleicht noch richtiger ſagen würde, aus Babylon und Aſſyrien, überhaupt alſo aus der Gegend, welche die Griechen Meſopotamien nannten. Layard hat in den Ruinen von Niniveh 28 Gewichte gefunden, die jetzt im Britiſchen Muſeum ſich befinden. Von dieſen Gewichten ſind 15 von Erz und 13 von Stein; die Gewichte von Erz haben ſämmtlich die Form eines liegenden Löwen, meiſtens mit einem Henkel, ohne Zweifel zum bequemeren Aufſetzen auf eine Wage, und ſie ſind ſehr genau gearbeitet. Die Gewichte von Stein haben die Form von etwas roh gearbeiteten Enten.

Daß dieſe ehernen Löwen und ſteinernen Enten Gewichte waren, iſt nicht zu bezweifeln; denn die Löwen haben Inſchriften, welche ihr Gewicht angeben, und zwar in Aramäiſcher, alſo in einer Semitiſchen Schrift, manche auch Inſchriften in Keilſchrift, welche die Zahl der Minen, die das Gewichtsſtück enthält, zuweilen auch den Namen des Königs, unter deſſen Autorität und in deſſen Palaſt das Gewicht angefertigt iſt. Ueberdies wird die Zahl der Minen, die ein Gewichtsſtück enthält, durch eine gleiche Anzahl von Strichen, gewöhnlich am Rande angezeigt, vielleicht für diejenigen, welche weder die Keilſchrift, noch die Aramäiſche leſen konnten. Man hat natürlich dieſe Gewichte gewogen, die Keilſchrift iſt möglichſt von Herrn Oppert und die Aramäiſche von einem Hebraiſten entziffert. Das Gewicht für die Mine fällt nach dieſen Wägungen nicht ganz gleich aus; da aber die kleineren Stücke auf eine etwas kleinere Mine führen, als die größeren, ſo ſchließt

*) Die Gewichte von Aegypten und dem alten Rom haben einen geſonderten Urſprung.

Brandis wohl mit Recht, daß die kleineren im Laufe der Zeit verhältnißmäßig mehr an ihrer Subſtanz verloren haben, als die größeren, und da ein großer Löwe aus Erz, den man in den Ruinen von Chorſabad gefunden hat, ein Talent oder 60 Minen enthält, von denen jede 1000/6 Grammen beträgt, die kleineren Gewichte aus Niniveh ſich dieſem Gewichte mehr oder weniger nähern, ſo ſchließt Brandis daraus, man würde nicht ſehr irren können, wenn man die Mine dieſes Syſtems zu 1010 Grammen und das Talent zu 60,600 Grammen berechnet. In der That kann der Irrthum nicht ſehr bedeutend ſein, da einzelne der Löwen von Niniveh auf ein Gewicht von mehr als 1000 Grammen führen.

Aber das iſt nun das Syſtem der ſchweren Mine. Die Enten und die Löwen ohne Henkel führen auf eine Mine von 505 Grammen, alſo genau auf das halbe Gewicht der ſchweren Mine. Sie haben niemals eine Semitiſche Inſchrift, einige aber Keilſchrift. Da eine dieſer Enten in ihrer Keilſchrift den Palaſt eines Königs von Babylon als ihre Geburtsſtätte anzeigt, die mit einem Henkel verſehenen Löwen aber häufig die Namen von Aſſyriſchen Königen tragen, ſo hat man vermuthet, daß dieſes Gewichtsſyſtem vorzüglich in Babylon in Gebrauch war. Babylon iſt überhaupt wohl als die erſte Urſprungsſtätte der normirten Gewichte zu betrachten, da ihr die Zahl 60 zu Grunde liegt und dieſe Zahl (sossos) in ihrem metriſchen Syſtem als einfache Zahl zur Bezeichnung einer Menge gebraucht wurde. Unſere Eintheilung der Stunden und des Bogengrades in 60 Minuten und des Kreiſes in 6×60 Grade rühren noch von den Babyloniern her. Sie rechneten nach Schocken, ſagt Brandis, und erſt in zweiter Reihe kommen bei ihnen die Zehner.

Aber mit dieſem doppelten Gewichtsſyſtem, von denen das eine das Zweifache des andern war, jedoch mit demſelben Namen belegt wurde, war es noch nicht genug. Es gab noch

ein anderes Gewichtsſyſtem für Silber und ein drittes für Gold, für die beiden Metalle alſo, die man beim Kauf und Verkauf als Werthmeſſer gegen andere Waaren abwog. Münzen gab es im innern Aſien vor Darius Hyſtaspis nicht. Nur in wenigen kleinaſiatiſchen Städten, wie in Sardes und Phokäa, hatte man vor Darius gemünzt, und es iſt intereſſant, daß auf dieſen älteſten Münzen auch der liegende Löwe ſich zeigt, als Symbol, daß ein beſtimmtes Gewicht garantirt wird.

Mit eben ſo viel Scharfſinn als Gelehrſamkeit ſucht nun Herr Brandis nachzuweiſen, wie die abweichenden Gewichtsſyſteme für Silber und Gold entſtanden ſind. Beide edlen Metalle ſeien als Zahlmittel im Gebrauch, aber wie immer, von ſehr ungleichem Werthe geweſen. Man habe nun ſolche Eintheilungen des Gewichts geſucht, daß ein Silberwerth in ganz einfachem Zahlenverhältniß in einen Goldwerth übertragen werden konnte, und da man keine Benennung für Münzen hatte, weil die Münzen ſelbſt fehlten, ſo half man ſich mit verſchiedenen Gewichtsſyſtemen. Wir können dieſe ſcharfſinnige Demonſtration hier nicht weiter durchführen, ſondern ſchließen mit dem Reſultat, daß nach Brandis in Babylonien ein dreifaches Gewichtsſyſtem beſtand, eins für gewöhnliche Abwägungen, ein eignes für Silber und ein drittes für Gold. Das Merkwürdigſte iſt, daß für jedes einzelne dieſer Syſteme eine leichte und eine doppelt ſo ſchwere Mine zu Grunde gelegt wurde, wobei dann, da 60 Minen immer zu einem Talent gerechnet wurden, überall auch ein doppeltes Talent, ein leichtes und ein zweimal ſo ſchweres in Gebrauch war. In welchen Fällen die leichte Mine und das leichte Talent in Anwendung kam und in welchen Fällen dagegen die gleichnamigen ſchweren Gewichte, ob etwa die letzteren nur für den religiöſen Cultus da waren, wie in Judäa, erfahren wir nicht. Es iſt aber doch für unſere Frage ſehr wichtig zu erfahren, daß in Babylon ein ſchweres und ein leichtes Goldtalent beſtand, daß ſchon

jenes kleiner war, als das allgemeine Gewichtstalent, und zwar $^5/_6$ deſſelben betrug. Das ſchwere Gewichtstalent hat 60 und $^6/_{10}$ Kilogrammen Gewicht, das ſchwere Goldtalent $50^1/_2$ Kilogrammen, das leichte Goldtalent aber nur $25^1/_4$ Kilogr. oder $50^1/_2$ Zollpfund. Dieſes leichte Babyloniſche Talent würde unſere obige Berechnung der Ausbeute auf circa $^3/_5$ reduciren.

Wenn aber Böckh's Berechnung des ſchweren Talents in Judäa richtig wäre, dort aber neben dem ſchweren kikkar auch ein leichter, etwa, wie in Babylon, nur halb ſo ſchwer, im Gebrauch geweſen ſein ſollte für Wägungen, die nicht auf das Heiligthum ſich bezogen, ſo würde unſere obige Berechnung des Goldwerthes der Ausbeute aus Ophir ſich auf die Hälfte reduciren. Allein Böckh's ganze Berechnung für das Gewicht des kikkar gründet ſich, wie wir oben angeführt haben, darauf, daß nach Moſes 6000 halbe Sekel einen kikkar ausmachten. Aber jene halbe Sekel für das zuſammengeſchoſſene Silber geben uns nur den Werth eines Silberkikkar an. Wenn nun in Judäa auch für das Gold eine ganz andere Währung beſtand, als für Silber, wie in Babylon, d. h. wenn bei der Wägung von Gold ein geringeres Gewicht ebenſo benannt wurde, wie für Silber ein größeres, ſo würde die Ophirausbeute noch niedriger zu berechnen ſein. Feſtſtellen läßt ſich die Verſchiedenheit der Gold- und Silberwährung vielleicht nicht, aber unwahrſcheinlich wird man ſie nicht nennen dürfen, da ohne Zweifel die Phönicier die Babyloniſchen Maaße und Gewichte unter allen handelnden Völkern verbreiteten und die Israeliten ihre nächſten Nachbarn waren.

Unter dieſen Umſtänden hat man wohl kein Recht, die Angabe von 420 kikkar Gold, die aus Ophir gebracht ſein ſollten, für völlig unglaublich zu erklären, wie Brandis zu thun ſcheint.*) Gelegentlich wollen wir auch nicht unbemerkt

*) Münz- und Gewichtsweſen in Vorderaſien, S. 97.

laſſen, daß Brandis einen Beweis für die willkürliche Abrundung der Summen in den Hebräiſchen Schriften darin findet, daß Salomo jährlich eine Einnahme von 666 kikkar Gold ohne die Zollgebühren gehabt haben ſoll;*) allein alle Kenner des Hebräiſchen finden hier die Angabe nur für ein beſonderes Jahr — alſo wohl das der Rückkehr von der Ophirfahrt. Mir ſcheint die auffallende Unterbrechung des Berichts über den Zug nach Ophir durch den Beſuch der Königin von Saba eine Vorbereitung zu dieſer Schlußrechnung. Auch ſcheint mir darin ein Beweis zu liegen, daß die Ophirfahrt nur einmal unternommen wurde.

§. 5. Es iſt im höchſten Grade unwahrſcheinlich, daß das aus Ophir heimgebrachte Gold durch gewöhnlichen Handel erworben wurde.

Auch wenn wir annehmen, daß außer dem heiligen kikkar, der 3000 heilige Sekel enthielt, noch ein gewöhnlicher, etwa halb ſo großer im gewöhnlichen Verkehr in Gebrauch war, bleibt immer noch die angegebene Maſſe von 420 kikkar Gold eine ungemein große. Gewöhnlich nimmt man an, daß dieſe Maſſe durch gewöhnlichen Tauſchhandel erworben wurde. Mir ſcheint dieſe Art der Erwerbung durch eine einzige Expedition im höchſten Grade unwahrſcheinlich — um nicht zu ſagen, ganz unmöglich. Sollte ein ſolcher Erwerb nicht im Allgemeinen als unmöglich gelten können, ſo war er es doch für die Israeliten.

Was für Waaren hatten denn die Israeliten zu bieten? Alle Tauſchwaaren, welche die Hebräiſchen Bücher uns nennen, ſind Producte des Ackerbaus und der Viehzucht, alſo überhaupt Producte der Landwirthſchaft, Korn in großen Quantitäten, Oel, Wein, Wolle, Schafe und Rinder, Honig, Roſinen,

*) Münz- und Gewichtsweſen in Vorderaſien, S. 97 und 98.

Feigen, wozu noch einige kleine Handelsobjecte verwandter Art kommen mochten. Für dieſe Producte hatten ſie willige Abnehmer in Phönicien, wo eine dichte Bevölkerung theils von der Induſtrie in Metallarbeiten, Webereien und Färbereien lebte, theils aber auf weite Handelsreiſen zur See ging und ſich vorher reichlich verproviantiren mußte. Gerade wegen des lebhaften Bedarfs dieſer Conſumtionsartikel bei den Phöniciern mögen die Israeliten ſich vorzüglich auf die Production derſelben gelegt haben. Auch das benachbarte, wenig fruchtbare Arabien, durch welches häufig Karawanen mit Kameelen zogen, mag guten Abſatz für Nahrungsmittel geboten haben, aber ſicher nicht ein Volk, das bisher vom Weltverkehr iſolirt geblieben war. An ein ſolches möchte man nämlich zuerſt denken, da bei ihm der Werth des Goldes ſich noch nicht entwickelt haben konnte, wie die Bewohner von Amerika ſowohl in Weſtindien, als in Mexiko und Peru ihr verarbeitetes Gold für gar geringe Tauſchobjecte hingaben, oder wie die Bewohner der Iberiſchen Halbinſel ihr verarbeitetes Silber in ſolchen Maſſen hingaben, daß die erſten Schiffe es kaum fortſchaffen konnten. Bei einem ſolchen Volke, das die edlen Metalle zu Utenſilien oder zu Schmuckſachen verarbeitet und davon einigen Vorrath beſitzt, ohne aber den Handelswerth darnach zu beſtimmen, kann man auch in kurzer Zeit ſehr bedeutenden Gewinn machen, wenn man das eingetauſchte edle Metall dann auf einen Markt bringt, wo es Münzwerth hat. Auf dieſe Art haben unter den Spaniſchen Eroberern auch gemeine Soldaten bedeutende Schätze nach Hauſe gebracht. Aber bei einem ſolchen bisher vom Weltverkehr abgeſchloſſenen Volke eröffnet man keinen Handel mit Lebensmitteln, überhaupt nicht mit Producten des Landbaues. Glänzende Schmuckſachen, lebhaft gefärbte Zeuge, bunte Glaswaaren und Perlen aller Art waren zu allen Zeiten bei wilden und halbwilden Völkern die vortheilhafteſten Handelsobjecte, weil auch das roheſte Weib ſich

gern ſchmückt; ferner künſtliche Metallarbeiten, Spiegelchen, überhaupt der reizende Plunder aller Art — niemals aber Nahrungsmittel; dieſe gelten nur bei Völkern alter Cultur.

Man könnte nun freilich denken, die Israeliten konnten ja künſtliche Arbeiten in Metall und Glas, bunt und glänzend gefärbte Zeuge bei den Phöniciern eintauſchen. Das konnten ſie allerdings, aber ſie mußten dieſelben dann vorher bezahlen, und verloren alſo einen Theil des Gewinnes; denn dieſe Gegenſtände, da ſie Erzeugniſſe menſchlicher Arbeit waren, konnten ſie von einem ſo kaufmänniſch geſinnten Volke unmöglich erhalten, ohne die Arbeit zu vergüten. Mußte doch Salomo für Cedern und Cypreſſen, die er auf dem Libanon fällen ließ, welche die Phönicier nicht gepflegt hatten, ſondern die Natur erzeugte, ſehr bedeutenden Erſatz geben. Er zahlte jährlich 20,000 Kor Weizen und 20,000 Bath Olivenöl.*) Wenn die Angabe richtig iſt, daß ein Kor $10143,_9$ Pariſer Kubikzoll enthält, ſo beträgt jenes Korn 73,220 Scheffel Preußiſch. Nach der Chronik käme zu dem Weizen eben ſo viel Gerſte hinzu und ſo viel Wein als Oel.**) Konnte Hiram die Producte der Natur nicht ohne ſchwere Zahlung geben, dann die Producte der Arbeit gewiß noch weniger. Ritter hat ſehr gut erkannt, wie ſchwierig die Frage zu beantworten iſt: Was konnte Paläſtina als begehrte Waare im Tauſchhandel gegen eine ſo große Maſſe Gold bieten? Ja er verzweifelte, dieſelbe genügend beantworten zu können. „Es bleibt dies", ſagte er, „in der ganzen „Ophirfahrt ein von allen früheren Erklärern unaufgelöſtes „Räthſel, auf das wir auch nur hinzudeuten im Stande ſind." Er ſetzt dann freilich in einer Art von Verzweiflung hinzu: „Vielleicht dürfte man an die Goldperiode ſpäterer Zeit er„innern, wo die Spanier in Weſtindien ſich bei dem Ueber-

*) 1. Könige 5, V. 11.
**) 2. Chronika 2, V. 10.

„fluſſe und geringen Werth dieſes Metalls unter den dort Ein„heimiſchen ſchon durch Kleinigkeiten einen reichen Vorrath „deſſelben zu verſchaffen wußten und ein analoges Verhältniß „bei den Ophiriten in Abhira und ihren Culturanfängen im „Hirtenſtande vorausſetzen" u. ſ. w.*) Dieſer Zuſatz paßt aber für Ritter gar nicht, da er ſich ſchon früher entſchloſſen hat, Ophir bei dem ehemaligen Volke der Abhiren in der Gegend der Mündung des Indus oder am Cambay-Buſen zu ſuchen, wohin die ſüdlichen Producte, wie das Sandelholz, durch lebhaften Handel mit der Südſpitze Indiens gebracht ſein ſollen. Ueberhaupt iſt der Cambay-Buſen herbeigezogen, weil er Spuren eines alten Handels zeigt. Wir werden ſpäter darauf zurückkommen. Hier wollen wir nur bemerken, daß wo ein lebhafter Handel beſteht, das Gold gewiß ſchon ſeinen merkantilen Werth hat.

Die erwähnte Schwierigkeit mit den Tauſchmitteln muß anders gelöſt werden, oder es muß der Gedanke an einen Erwerb durch Tauſch ganz aufgegeben werden.

Tauſch und Kauf ſind ja auch nicht die einzigen Mittel, ſich Gold zu verſchaffen. Im Alterthum und im Mittelalter war ein oft geübtes Mittel die Plünderung, oder mit einer ſchöneren Benennung, die Eroberung, und die Israeliten hatten dieſes Mittel unter ihrem König David ſehr gut kennen gelernt. Wenn auch die Schätze, die er nach der Chronika für den Tempelbau aufgeſpart haben ſoll, gar ſehr übertrieben ſind, ſo iſt doch nach beſſern Zeugniſſen nicht zweifelhaft, daß er auf ſeinen Zügen gegen Damaskus, gegen die Moabiter und auf andern Kriegszügen viel Gold erbeutete. Die Menge Goldes, die Alexander der Große im Perſiſchen Reichsſchatze erbeutete, wie von den Schriftſtellern des Alterthums angegeben wird, iſt außerordentlich groß. Allein zu ſolchen Erbeutungen

*) Ritter's Erdkunde XIV, S. 399.

gehören Heere, weil die Geplünderten ſich zu vertheidigen pflegen; auch bin ich gar nicht geneigt, die Ophirfahrt für einen Plünderungszug zu halten, weil ſie unter Leitung der Phönicier ſtand. Die Phönicier ſollen zwar im früheſten Alterthume auch wohl Seeräuberei getrieben haben, aber zur Zeit Salomo's wußten ſie ſehr gut, daß der friedliche Gewinn durch den Erwerb viel ſicherer iſt, als der gewaltſame durch den Krieg, wenn ſie auch auf ihren Entdeckungsreiſen nicht eben human gegen Schwächere verfahren haben mögen. Krieg mit ſtreitbaren Völkern vermieden ſie gern, obgleich ſie, wenn ſie angegriffen wurden, ſich tapfer zu vertheidigen pflegten. Daß König Hiram ſeine Leute zu einem gefährlichen Zuge abgeſendet haben ſollte, um dem Könige der Israeliten Schätze zu holen, iſt ja ohnehin nicht glaublich, und ein Volk, das reich an aufgeſammeltem Golde iſt, wird ſicher auch ſchon wehrhaft ſein. Aber ſollten die Ophirfahrer nicht ſelbſt das Gold an ſeiner natürlichen Lagerſtätte geſammelt haben? Alles Gold, das irgend einmal im Gebrauche der Menſchen geweſen iſt, ſei es als Werthmeſſer, d. h. als Münze, oder verarbeitet zum Schmuck und zu Utenſilien, muß doch einmal aus ſeiner natürlichen Lagerſtätte gebracht ſein. Nun iſt zwar die aus Ophir heimgebrachte Quantität, auch wenn wir nur nach kleinen Kikkaren rechnen, für Eine Expedition ungemein hoch, aber noch viel mehr für eine durch den Tauſch erworbene, möge das Gold ſchon als Repräſentant des Handelswerthes gegolten, oder nur noch als Verſchönerungsmittel gedient haben. In letzterem Falle handelt man es zwar ſehr wohlfeil ein, aber es ſammelt ſich dann nicht in ſo großer Menge an, als man gewöhnlich glaubt, eben weil es nur geringen Werth hat. Es läßt ſich für dieſe Behauptung ein ſehr ſchlagendes Beiſpiel anführen.

Man weiß, daß die Spanier bei der Eroberung von Peru erſtaunt waren über die Menge des verarbeiteten Goldes, die ſie daſelbſt vorfanden, und daß ihre Phantaſie bei dem ſehr

mäßigen Werthe, welchen ſie die Eingeborenen dieſem Metalle beilegen ſahen, ſich ſo ſehr erhitzte, daß ſie ſich bald in den Kopf ſetzten, es müſſe in Amerika eine Gegend geben, wo alles, auch die Steine nur aus Gold beſtehen, und daß ganze Expeditionen auszogen, um dieſes ſogenannte El Dorado aufzuſuchen. Nun, wir haben zwar nicht von dieſem El Dorado, das in der Wirklichkeit nicht exiſtirt, aber von dem Goldvorrathe im damaligen Peru maaßgebendes Zeugniß durch folgende Umſtände. Als der letzte unglückliche Inka von Peru, Atahualpa, den Pizarro gefangen hielt, die außerordentliche Begierde der Spanier nach Gold erkannte, erbot er ſich, ihnen das ganze Zimmer, in dem er ſich befand, ſo hoch er reichen könne, voll von goldenen Gefäßen zu verſchaffen, wenn man ihm dafür die Freiheit geben wollte. Pizarro nahm den Vorſchlag an, und man zog über alle vier Wände des 22 Fuß langen und 16 Fuß breiten Zimmers einen Strich, um die verabredete Höhe bleibend zu bezeichnen. Der Inka ſchickte nun in alle Schlöſſer und alle Tempel, um Sachen von Gold herbeizuſchaffen. Der Raum füllte ſich, aber die verabredete Höhe war noch nicht erreicht und allerdings noch nicht alles Beſtellte eingegangen, als die Spanier, begierig nach Beute, die Theilung verlangten. Pizarro ließ einen Scheinproceß veranſtalten, der den Inka auf die unſinnigſten Anklagen, unter andern, weil er ein Götzendiener, Polygamiſt und Aufruhrſtifter gegen die Autorität des Königs von Spanien ſei, zum Tode verurtheilte. Noch vor der Execution erfolgte die Theilung. Die Geſchichte ſtellt kein Beiſpiel einer ſo großen und plötzlichen Bereicherung auf, ſagt ein Hiſtoriker.*) Es fielen auf den Reiter 8000 Peſos, auf den Fußgänger die Hälfte, auf den Hauptmann etwa 20,000 Peſos an Gold, — das Silber ungerechnet. Der Peſo beträgt $1\frac{1}{3}$ Thaler.**) Aber um den

*) Becker's Weltgeſchichte VII, S. 72.

**) Genauer 1 Thaler $12\frac{1}{2}$ Sgr.

ganzen Werth dieſer Summen zu erkennen, muß man bedenken, daß bevor das Amerikaniſche Gold ſich in Europa vertheilte, das Gold in dieſem Welttheile einen viel höheren Werth hatte als jetzt, d. h. daß man für eine viel kleinere Summe eben ſo viel kaufen konnte, als ſpäter mit einer großen. Robertſon, der Geſchichtſchreiber der Entdeckung von Amerika, meint, daß ein Peſo zu damaliger Zeit denſelben merkantiliſchen Werth gehabt haben möge, wie zu ſeiner Zeit (im 18. Jahrhundert) ein Pfund Sterling. Man hätte alſo, um den jetzigen Werth der vertheilten Summen in Thalern zu finden, jede Summe zuerſt um ihr Drittheil zu erhöhen und dann noch mit 7 zu multipliciren. Darnach würden die 4000 Peſos, die jeder Fußgänger erhielt, ungefähr den Werth gehabt haben, den jetzt 37,300 Thaler beſitzen. Robertſon giebt uns auch Nachrichten über die Theilung, nach welcher man den ganzen Betrag der Beute abſchätzen kann.*) Zuerſt wurden einige beſonders kunſtvoll gearbeitete Gegenſtände als Geſchenk für den König von Spanien abgeſondert, dann $^1/_5$ des Vorraths für den Staat bei Seite gelegt. Darauf wurden 100,000 Peſos für ein neu angekommenes Hülfscorps abgewogen, das zwar bisher noch nicht geholfen hatte, aber doch gekommen war, um an der Beute Theil zu nehmen, und das man befriedigen mußte, um es willig zu erhalten. Nun blieben noch 1 Million 528,500 Peſos zur Vertheilung an Pizarro und ſeine Gefährten. Hiernach läßt ſich der ganze Vorrath ziemlich genau abſchätzen. Unmittelbar vertheilt wurden 1,628,500 Peſos an Pizarro mit ſeinem Haufen und den neuen Ankömmlingen. Abgelegt für die Regierung $^1/_5$ des Ganzen oder $^1/_4$ des Vertheilten, alſo ungefähr 407,125 Peſos, was mit dem Vertheilten die Summe von 2,035,625 Peſos ausmacht. Rechnen wir nun

*) Robertson: History of America III, pag. 635. 636. (Wiener Ausgabe.)

noch die Kunſtwerke für den König hinzu, deren Gewicht nicht angegeben wird, ſo können wir doch kaum mehr als 2 Millionen und 100,000 oder höchſtens 2,200,000 Peſos als das Geſammtgewicht der Beute berechnen. Der Peſo iſt jetzt 1 Thaler $12^1/_2$ Silbergroſchen werth und ſoll früher noch etwas mehr betragen haben. Darnach können wir die ganze vertheilte Goldmenge auf etwa 3 Millionen Thaler berechnen, eine Summe, die für ein großes und goldreiches Land, — beſonders nach unſerm jetzigen Maaßſtabe, nicht eben hoch zu nennen iſt. Daß der Gewinn der Einzelnen ſich dennoch ſehr hoch ſtellte, iſt damit zu erklären, daß Pizarro mit einer geringen Zahl Abenteurer eingerückt war. Als er die Küſte verließ, um in Peru einzurücken, beſtand ſein Trupp nur aus 62 Reitern und 102 Fußgängern, von denen einer oder der andere an den Anſtrengungen des Marſches und in den Kämpfen erlegen ſein mag. Daß aber die ganze Beute im Verhältniß zu dem Goldreichthum des Landes doch nicht ſehr groß zu nennen iſt, hängt lediglich davon ab, daß das Gold noch nicht Repräſentant aller Werthe, d. h. daß es noch nicht Münze war. Wäre es gemünzt worden, ſo hätte man es mit noch mehr Eifer aus ſeinen Lagerſtätten gewonnen. In der alten Welt, wo das Gold ſchon ſehr früh als Zahlmittel gebraucht wurde, finden wir ſchon im Alterthum in großen Reichen anſehnliche Goldmaſſen angehäuft. Im Perſiſchen Reiche zahlte die Satrapie Indien, d. h. der nordöſtliche Winkel von Indien (das Pendſchab und einige angrenzende Provinzen) jährlich eine Steuer von 360 Talenten Goldſtaub, die man nach der gewöhnlichen Berechnung des (Attiſchen) Talentes zu 1500 Thaler, auf 480,000 Thaler berechnet, die aber in der That viel über eine halbe Million Thaler betrug, da man in Perſien nach Euböiſchen Talenten rechnete, die über 2000 Thaler werth waren. Die übrigen Satrapien zahlten ihren Tribut in Silber. Herodot führt den Betrag der Tribute aller einzelnen Satrapien auf, woraus

man den Geſammtbetrag des Tributes unter dem erſten Darius zu 30 Millionen berechnen kann.*) Es ſammelten ſich durch dieſe Tribute ungeheure Vorräthe von Gold und Silber im Reichsſchatze und in den verſchiedenen größeren Städten des Reiches an. „Die Griechen berechnen die Schätze, welche Alexander „d. Gr. nach Beſiegung des letzten Darius und nach langem „Hinſiechen des Perſerreichs in Suſa, Perſepolis, Egbatana „und Paſargadae vorfand, auf 180,000 Talente, d. h. 270 „Millionen Thaler, und daneben waren noch andere Caſſen „der Könige, jener Gold- und Silberſchmuck der Burg Egbatana „und noch viel anderes Gold und Silber vorhanden".**) Jene Summe von 270 Millionen Thalern beſtand alſo wohl allein, oder doch vorherrſchend in gemünztem Gelde und in Barren, Gold und Silber. In Suſa allein fand man 50,000, nach Andern 40,000 Talente (75 oder 60 Millionen Thaler) gemünzten Goldes vor. In manchen Schatzkammern waren außer dem gemünzten Gelde noch ſo viele Kunſtwerke aus edlen Metallen, koſtbare Steine, auch Prachtgewänder und andere Koſtbarkeiten vorhanden, daß Alexander zur Ausräumung der Schatzkammer von Perſepolis 10,000 Paar Maulthiere und 8000 Kameele gebraucht haben ſoll.***)

Auch Kyros (Cyrus) ſoll ſchon 200 Jahre vor Alexander, als er die weſtaſiatiſchen Reiche ſich unterwarf und damit das Perſiſche Reich gründete, ſehr große Summen von ge-

*) Duncker's Geſchichte des Alterthums, 3. Aufl. Bd. II. S. 919, ſetzt 14,560 Euböiſche Talente umgeſetzt gegen 22 Millionen Thaler, wobei er offenbar das Talent (als Attiſches), wie gewöhnlich, zu 1500 Thaler rechnet. Er hat aber ſelbſt 18 Seiten früher (S. 901) nachgewieſen, daß das Talent, welches in Perſien galt, das Euböiſche war, das über 2000 Thaler (nicht 20,000, wie ein Druckfehler ſagt) werth war. Jene Summirung des Perſiſchen Tributs mag aus der früheren Auflage ſtehen geblieben ſein.

**) Duncker a. a. O. S. 746.

***) Weber's Allgem. Weltgeſchichte III. S. 183.

münztem Gelde und große Maſſen von verarbeitetem Golde vorgefunden haben. Nach Plinius ſoll Kyros außer vielem verarbeiteten Golde 34,000 Pfund unverarbeitetes Gold (wohl als Münze, Barren und vielleicht Goldſtaub) erbeutet haben.*) Ob aber Plinius Römiſche Pfunde meinte, und ob er überhaupt die Mittel beſaß, die Aſiatiſchen Gewichte in das Römiſche Gewichtsſyſtem umzuſetzen, muß unentſchieden bleiben, iſt uns aber auch ziemlich gleichgültig.**)

Uns kam es nur darauf an zu zeigen, daß in Staaten, in welchen Gold ſchon der Werthmeſſer der Dinge und der Arbeit geworden iſt, möge es nun nach Gewicht oder auch gemünzt courſiren, ſehr viel größere Mengen ſich anſammeln als in Ländern, in welchen es nur zur Ausſchmückung dient. Da nun die Menge Gold, welche aus Ophir gebracht wurde, nach allen Berechnungen viel mehr betrug, als alles Gold, das der Inka Atahualpa zuſammenbrachte, um Freiheit und Leben zu erkaufen, ſo ſcheint es unmöglich anzunehmen, daß die Hiram-Salomoniſche Expedition in einem Lande, in welchem das Gold noch nicht Werthmeſſer war, eine viel größere Quantität zuſammenbringen konnte, entweder gewaltſam, oder durch friedlichen Tauſch. War aber in Ophir das Gold ſchon Werthmeſſer, dann wollen wir gern an die Anhäufung deſſelben glauben, — wir können ja gar nicht abmeſſen, wie alt die Culturzuſtände in Aſien, beſonders in den öſtlichen Ländern ſind; — dann war es aber ſicher den Israeliten unmöglich, ſo viel durch Tauſch zu erwerben, und eben ſo gewiß waren ſie zu ſchwach, um einen aufgehäuften Staatsſchatz zu erbeuten, wie Alexander d. Gr.

*) Plin. hist. nat. XXXIII. c. 15.

**) Das Gold, welches Alexander vorfand, theils als Münze, theils in gegoſſenem Zuſtande, mag nach Attiſchen Talenten abgewogen ſein. Aber über die Beute von Cyrus konnte man nur Aſiatiſche Nachrichten haben, und es kam darauf an, wie der Perſiſche Münzfuß umzuſetzen war.

Es bleibt kein anderer Weg der Erwerbung übrig, als die eigne Gewinnung des Goldes aus ſeinen Lagerſtätten. Auch für die Selbſtgewinnung iſt das angegebene Quantum ungemein hoch und ſetzt ſehr günſtige Verhältniſſe voraus. Es ſoll die Aufgabe des nächſten Paragraphen ſein, die Verhältniſſe, unter denen das Gold in der Natur vorkommt, zu beſprechen und diejenigen aufzuſuchen, unter denen das Ergebniß der Ausbeute am günſtigſten ausfällt.

Hier wollen wir aber noch aus dem Geſagten uns anſchaulich machen, daß ſchon im Alterthum eine große Quantität Gold im Beſitze der Menſchen war, ja ſogar in Zeiten, die viel weiter zurückliegen, als Alexander und Cyrus, ja die uns den Urzeiten anzugehören ſcheinen, weil unſere Geſchichtsquellen nicht weit genug zurückgehen. Die Israeliten, obgleich als unterdrücktes Volk aus Aegypten fliehend, konnten doch zum Bau der Bundeslade bedeutende Goldmaſſen verwenden. Freilich hatten ſie vor der Flucht von den Aegyptern goldene und ſilberne Gefäße geborgt, die ſie mitnahmen. Die Aegypter müſſen denn doch nicht vielen Werth auf dieſe Gefäße gelegt haben, wenn ſie dieſelben ſo leicht ausborgten. Die Lade wird nicht nur mit Gold überzogen, ſondern erhält einen goldenen Kranz und vier große goldene Ringe, an denen man ſie mit eingeſchobenen Stangen tragen kann. Der Deckel (Gnadenſtuhl bei Luther) der $2^1/_2$ Ellen langen Lade ſoll aus reinem Golde beſtehen, zwei Cherubim darauf und ganz aus Golde gemacht. So auch der große ſehr complicirte Leuchter. Aus Gold ſollen ferner angefertigt werden Schüſſeln, Schalen, Becher, Kannen als Opfergeräthe. Zu den Leuchtern gehören noch Lichtſchneuze und Löſchnäpfe, gleichfalls von Gold. Bei der Lade ſoll noch ein Tiſch ſein, der auch mit Goldblechen belegt werden ſoll.*) Wenn ein ſeßhaftes Volk mit mehr oder weniger Handel ſo

*) 2. Moſ. 25, V. 1—38.

viel Gold für ſeine Heiligthümer hergäbe, ſo würde man es nicht viel nennen dürfen, aber für ein auf der Flucht begriffenes, bis dahin geknechtetes Volk ſcheint es doch einen anſehnlichen Vorrath von Gold nachzuweiſen.

§. 6. Verhältniſſe, unter denen das Gold in der Natur vorkommt.

Da wir es durchaus unwahrſcheinlich gefunden haben, daß die Phöniciſch-Israelitiſche Expedition ſich das Gold in Ophir durch den Handel erworben habe, ſelbſt wenn wir die angegebene Summe noch ſehr herabſetzen, und wir es viel glaublicher fanden, daß die Expedition das Gold ſelbſt aus ſeinen Lagerſtätten ſich verſchaffte, ſo ſcheint es nicht überflüſſig, noch vor der Muſterung der einzelnen Länder das Vorkommen des Goldes in der Natur und die Arten der Gewinnung hier zu beſprechen, damit wir nicht nöthig haben, bei den einzelnen Ländern Auseinanderſetzungen dieſer Art vorzunehmen, ſondern uns auf den vorliegenden Paragraphen berufen können.

Das Gold findet ſich ziemlich weit verbreitet über die geſammte Erde. Die geographiſche Lage der Länder nach Süden oder Norden hat auf das Vorkommen deſſelben keinen Einfluß. Seit einigen Jahren wird Gold in Lappland gewonnen, obgleich das meiſte Gold bisher aus ſüdlichen Ländern kam. Entſcheidend ſind die geologiſchen Verhältniſſe. Urſprünglich ſcheint es nur in alten kryſtalliniſchen Gebirgsmaſſen, beſonders in den Quarzgängen, welche dieſe Gebirgsmaſſen durchſetzen, vorzukommen. Man darf es alſo nicht in neuern, durch Niederſchlag aus dem Waſſer gebildeten Gebirgsarten, entfernt von den kryſtalliniſchen ſuchen. Dagegen findet es ſich wieder in Trümmermaſſen, die durch Zertrümmerung und Verwitterung der Urgebirge entſtanden ſind. Hier wird es jetzt vorzüglich geſucht.

Das Gold kommt allerdings nicht allein im gediegenen Zuſtande vor, wie man früher wohl behauptete, ſondern auch wirklichen Erzen beigemiſcht, wie dem Arſenikkies, Eiſenkies, Kupferkies, in Tellurerz u. ſ. w. Es iſt aber in dieſen Erzen nicht nur meiſtens in ſehr geringen Verhältniſſen vorhanden, ſondern auch ſo innig mit ihnen verbunden, daß ſelbſt die neuere ſo weit vorgeſchrittene Chemie es meiſtens nicht lohnend findet, das wenige Gold aus dieſen Erzen auszuſcheiden. Es gilt vielmehr die Regel, daß nur dann die Scheidung lohnend iſt, wenn auch das andere vererzte Metall einen ökonomiſchen Werth hat. Dieſe goldhaltigen Erze kommen daher, wenn von Gewinnung des Goldes in früheren Zeiten die Rede iſt, gar nicht in Betracht, wie dieſe auch jetzt noch ganz unbedeutend iſt und nur auf künſtlichen Wegen möglich wird.

Alle Goldgewinnung iſt daher nur auf gediegenes Gold gerichtet, das heißt auf Gold im metalliſchen Zuſtande. Dieſes Gold iſt aber nie ganz rein, denn mit Silber iſt es, ſo viel man bisher beobachtet hat, immer gemiſcht, wiewohl in ſehr verſchiedenen Verhältniſſen. Seltener ſind kleine Mengen anderer Metalle, Platina, Kupfer, Eiſen, Palladium u. ſ. w. beigemiſcht. Das gediegene Gold kommt in den kryſtalliniſchen Geſteinen gewöhnlich ſehr fein vertheilt vor, eingeſprengt, wie man zu ſagen pflegt, als zarte Blättchen, Körnchen oder Reiſerchen; ſelten ſind größere Stückchen, die entweder abgerundet ſind, oder eine unvollkommene kryſtalliniſche Form haben. Sehr ſelten ſind ganz große Stücke. Aus dem deutſchen Boden, der doch in vielen Gegenden Gold enthält, weiß man von keinem größeren Stücke, als von einem, das $3^{7}/_{8}$ Loth wog und 1827 in der Moſelgegend gefunden wurde. Größere Klumpen hat man in Ungarn und Siebenbürgen gefunden. Allein in Sibirien hat man im Jahre 1842 einen Klumpen von 72 Zollpfund Gewicht, in Auſtralien im Jahre 1859 einen von 138 Zollpfund, und in Californien ſogar einen von 160 Zollpfund

angetroffen, der über 50,000 Thaler werth war. Bei Bahia in Braſilien ſoll im Jahre 1784 eine Goldmaſſe von 2560 Pfund (welches?) gefunden worden ſein, die $1^1/_4$ Millionen Gulden werth war.*)

In Bezug auf die Art der Gewinnung unterſcheidet man Berggold und Waſchgold. Berggold iſt dasjenige Gold, das man aus der Felsart, in der es als Einſchluß ſich gebildet hat, durch bergmänniſche Arbeit gewinnt. Waſchgold aber nennt man dasjenige Gold, welches aus dem Trümmergeſtein der urſprünglichen Felsart durch bloßes Schlämmen mit Waſſer gewonnen wird. Wenn nämlich eine Felsart, welche Gold eingeſprengt enthält, entweder durch Einwirkung der Atmoſphäre, oder durch Einwirkung des ſtrömenden Waſſers in kleine Beſtandtheile ſich theilt, ſo laſſen ſich die Goldtheilchen, weil ſie ſchwerer ſind als die zertheilten Felstrümmer, dadurch abſondern, daß man Waſſer über das Gemiſch fließen läßt, die auf dem Boden fortgleitenden Goldſtückchen aber durch Querbrettchen oder andere Vorrichtungen zurückhält. Die alten Völker gebrauchten dazu Schaffelle, zwiſchen deren Haaren die Goldblättchen ſtecken blieben, und einige rohe Völker thun es noch. Dieſe Methode iſt ſehr einfach und wohl auch ſicher. Aber auf einem Schaffelle kann man nur ſehr kleine Quantitäten Goldſand auswaſchen, weshalb jetzt da, wo die Goldgewinnung ein Gewerbe iſt, größere Vorrichtungen, meiſtens Tröge von verſchiedener Art gebraucht werden. Die Sage vom goldenen Vließ, das Jaſon aus Kolchis holte, beruht wahrſcheinlich auf dieſem alten Gebrauche der Widderfelle.

Das Trümmergeſtein, in welchem die Goldpartikelchen liegen, pflegt man Goldſand zu nennen. Die praktiſchen Berg-

*) Von dieſem Stücke findet ſich in Klöden's Phyſikal. Geographie 1. Aufl. S. 323 die Anzeige.

leute haben aber noch eine andere Benennung eingeführt, nämlich „Goldſeifen", und die wiſſenſchaftlichen Geologen haben, wie in andern Fällen, auch dieſe etwas ſonderbare Benennung angenommen.

Da die Goldſeifen nur Umwandlungen früherer Urgebirge ſind, ſo geben ſie einen Wink, wo das noch nicht aus ſeiner urſprünglichen Lagerſtätte gelöſte Gold zu ſuchen iſt. Die Goldſeifen oder Goldſande ſind zum Theil eine neue, ja ſie können eine ganz neue Bildung ſein, welche die Arbeit des fließenden Waſſers noch jetzt fortſetzt; zum Theil liegen ſie aber im ſogenannten Drift, d. h. in Maſſen Trümmergeſteins, die in einer viel früheren Zeit durch ſtarke Bewegung des verſchiebbaren Bodens aufgehäuft ſind, weshalb man ſie Diluvialbildungen nennt. Immer hat man Grund, ſie als von anſtehenden, d. h. von noch feſten Gebirgsmaſſen ſtammend zu betrachten. Es iſt wahrſcheinlich, daß das Waſchgold erſt zur Entdeckung des Berggoldes, d. h. des Goldes im feſten Geſtein geführt hat. Da auch hier das Gold in ſehr feine Maſſen, in dünne Faden, Blättchen und kleine Körnchen vertheilt iſt, ſo iſt nicht nur die Gewinnung des Berggoldes eine ſehr mühſelige Arbeit, ſondern ſehr oft eine gar nicht lohnende. Es iſt nicht viel über 30 Jahre her, daß ein wiſſenſchaftlicher Bergmann Sibiriens nachwies, daß das noch anſtehende Geſtein ſehr viel mehr Gold enthält, als man aus dem benachbarten Trümmergeſtein auswuſch. Er ſchlug daher vor, das Gold aus dem feſten Geſtein auszubeuten, indem man dieſes fein zertheilte (oder poche, wie es in der Kunſtſprache heißt). Dieſer Vorſchlag machte einiges Aufſehen, aber ſehr bald mußte man die Verſuche dieſer Art aufgeben, da das auf dieſe Weiſe gewonnene Gold viel zu viel koſtete. Der Goldinhalt eines Gebirges muß alſo ein großer ſein, um den Bergbau lohnend zu machen. Die großen Stücke ſind aber ſo ſelten, daß Niemand auf die Auffindung derſelben ausgehen kann.

Sehr beachtungswerth für unſere Aufgabe iſt die Erfahrung, daß es für die Goldwäſchen eine Zeit der höchſten Blüthe, der Abnahme und nicht ſelten des völligen Aufhörens giebt. Die höchſte Blüthe ſteht der Zeit der Entdeckung ziemlich nahe, und in der Regel übertrifft die Blüthe nur dadurch den Anfang, daß nach den erſten günſtigen Erfolgen viele Menſchen auf die Goldgewinnung ſich legen, die große Ausbeute alſo eine Folge der vermehrten Arbeit iſt und ſich auf viele Individuen vertheilt. Allmählig wird der Gewinn für die Einzelnen ſo gering, daß viele die Arbeit aufgeben und die Geſammtausbeute noch ſchneller abnimmt als der Gewinn der Einzelnen. Die Gründe dafür ſind ſehr einfach. Es iſt eine Arbeit der Natur das Gold für die Wäſche vorzubereiten, und dieſe Arbeit geht ſehr langſam vor ſich. Der Menſch benutzt immer nur, was Jahrhunderte und Jahrtauſende hindurch von der Natur vorbereitet iſt. Am auffallendſten iſt dieſe raſche Abnahme für das Gold, das ſich an gewiſſen Stellen der Flußbetten anhäuft. Der erſte Entdecker findet das Reſultat der ganzen Vergangenheit vor und kann, da das Gold auch nicht ganz frei daliegt, ſondern von anderm Bodenſatze des Fluſſes geſondert werden muß, in wenigen Jahren einen großen Schatz zuſammenbringen; ſeine Nachfolger können nur die von ihm überſehenen Reſte ausbeuten und das wenige, was die Arbeit des Fluſſes neu hinzugefügt hat. Was die Natur fortwährend von ausgelöſtem Golde hinzufügt, iſt außerordentlich wenig und belohnt die Arbeit der Aufſucher wenig oder gar nicht mehr. Der Paktolus in Phrygien war in alten Zeiten beſonders berühmt wegen ſeines Goldreichthums. Kröſus ſoll aus ihm einen großen Theil ſeines Reichthums gewonnen haben. Er hat die Sage von Midas, bei dem ſich alles in Gold verwandelte, was er berührte, veranlaßt; denn Midas war ein alter Beherrſcher Phrygiens, zu deſſen Lebzeiten wahrſcheinlich das Gold im Fluſſe Paktolus entdeckt wurde. Schon zu Strabo's Zeit,

d. h. ſchon vor Chriſti Geburt, gab er kein Gold mehr.*) So iſt es mit vielen Flüſſen gegangen, die im Alterthum wegen ihres Goldreichthums berühmt waren. Die ſehr alte Sage vom goldenen Vließe, das man in Kolchis fand, beruht ohne Zweifel auf Goldwäſchen. Da in dieſer Sage ein Fluß Hippios (Pferdefluß) genannt wird, hat man in neuerer Zeit öfter den Fluß, der noch jetzt Pferdefluß (Zcheni — Zchali) heißt, unterſucht und auch einiges Gold gefunden, aber in ſo geringer Quantität, daß das Auswaſchen deſſelben immer wieder aufgegeben iſt. Etwas reicher hat ſich in neueſter Zeit ein anderer Fluß gezeigt, der vom Kaukaſus herabkommt, der Ingur. Der Kaukaſus enthält alſo Gold. Die deutſche Sage vom Nibelungenſchatze, der in den Rhein verſenkt iſt, ſcheint anzudeuten, daß auch der Rhein in der früheſten Zeit den Deutſchen viel Gold lieferte, obgleich er jetzt, wo die Goldausbeute im Badiſchen nur bei Mittenweier und Philippsburg fortgeht, eine geringe Ausbeute giebt. In vielen Flüſſen Deutſchlands hat die Goldgewinnung ganz aufgehört, weil ſie die Arbeit nicht lohnt.

Aber auch die Goldſande oder Goldſeifen geben gewöhnlich in der erſten Zeit der Bearbeitung einen viel reicheren Ertrag als ſpäter. Der Grund liegt darin, daß die erſten Goldſucher eifrig nach den Schichten ſuchen, welche am reichſten an Gold ſind. Es giebt keine ganz allgemeine Regel, wo ſich dieſe Schichten finden. Sehr ſelten liegen ſie ganz oben, meiſt tiefer, und nicht ſelten iſt die unterſte Schicht unmittelbar auf dem noch nicht aufgelöſten Geſtein die reichſte. Das ſcheint beſonders von ſolchen Sanden zu gelten, welche ſtark von atmoſphäriſchen Waſſern durchzogen werden, die dem Golde die Gelegenheit bieten, immer tiefer in den Sand zu ſinken. Da nun die reichſten Schichten zuerſt durchſucht werden, ſo tritt, wenn auch langſamer, als bei dem Goldſande in den Fluß-

*) Strabo II. 626.

betten, allmählig eine Zeit ein, in der die Ausbeute abnimmt. In Spanien, das zur Zeit ſeiner Entdeckung außer anderen Metallen, auch reiche Ausbeute an Gold gewährte, wird gar kein Gold mehr gewonnen. Böhmen, das im Mittelalter als ein ſehr goldreiches Land galt, hat dasſelbe Schickſal gehabt. Die Goldausbeute in Sibirien war etwas mehr als 20 Jahre hindurch in Abnahme begriffen, und die Abnahme würde ſehr auffallend ſein, wenn man nicht immer weiter nach Oſten vordränge und neue Goldfelder auffände. Jetzt iſt ſie ſogar höher als jemals, weil das in Angriff genommene öſtlichſte Sibirien die reichſte Ausbeute giebt. Das ſpäter an die Reihe gekommene Kalifornien hat neuerlichſt dasſelbe Schickſal. Jetzt giebt das Brittiſche Columbien die höchſte Ausbeute.

Selbſt das Berggold pflegt nach einer Reihe von Jahren eine geringe Ausbeute zu geben. Mexico liefert nur noch 2000 Zollpfund, zur Zeit der Spaniſchen Herrſchaft gab es viel mehr. Die Abnahme des Berggoldes kann aber ſehr verſchiedene Gründe haben. Sie kann lohnend ſein für Knechts-Arbeit, aber vielleicht die Arbeitslöhne freier Arbeit nicht tragen. Auf ſolchen Verhältniſſen mag es beruhen, daß in dem ehemaligen Spaniſchen Amerika jetzt viel weniger edle Metalle gewonnen werden, als unter der Spaniſchen Herrſchaft.

In Betreff des Waſchgoldes in den Flüſſen iſt gar ſehr zu beachten, daß das Gold ſich in beſtimmten Localitäten mehr anhäuft als in anderen, und daß kein großer Fluß bis an ſeine Mündung Gold führt, wenn auch die oberen Zuflüſſe reichlich damit verſehen ſind. So waren die oberen Zuflüſſe des Indus ſchon im Alterthum wegen ihres Goldreichthums berühmt und ſind es noch immer. Zur Zeit der Blüthe des Perſiſchen Reiches waren die nordweſtlichen Diſtricte Indiens, die damals dem Perſiſchen Reiche unterworfen waren, die einzigen, welche ihren Tribut in Gold, und zwar einen ſehr hohen, zahlen mußten. Der Reichthum eines Fluſſes an Gold hängt ab zu-

vörderſt von dem Goldreichthum des Gebirges, von dem der Fluß entſpringt. Sowohl das Himalaya-Gebirge, als auch der Hindukuh müſſen viel Gold enthalten, denn alle Flüſſe, die von dieſen Gebirgen kommen, ſind reich an Gold, nicht allein die Zuflüſſe des Indus, ſondern auch die des Ganges und auch auf der andern Seite in Tibet und im Gebiete Jarkend ſind reiche Goldwäſchen, wie man durch eine Expedition weiß, welche die Indiſche Regierung vor einigen Jahren zu dieſem Zwecke ausgeſendet hatte. Ein zweites Requiſit für reichliches Flußgold iſt, daß dieſe oberen Zuflüſſe ein ſtarkes Gefälle haben, weil dadurch die Arbeit des Fluſſes eine kräftige wird. Erhöht wird die Wirkung der Flüſſe noch, wenn das Gebirge hoch genug iſt, um bleibenden Schnee zu tragen, weil dann die Flüſſe nicht allein durch den Regen geſpeiſt werden, ſondern mehr noch durch die Wärme, welche im Sommer den Rand der Schneedecke zum Schmelzen bringt. Das Gold ſammelt ſich aber nicht, ſo lange der Fluß noch ſtarke Strömung hat, die allen Bodenſatz und alſo auch das Gold mit ſich fortreißt. Dieſes bleibt erſt liegen, wo die Strömung abnimmt, und zwar die größeren Stücke oder Körner zuerſt, während die kleinen Blättchen noch einige Zeit fortgeführt werden, bis auch ſie liegen bleiben. Daraus folgt aber, daß größere Flüſſe an ihren Mündungen, wo ſie mehr ſchleichen als fließen, kein Gold mehr haben. Daraus folgt ferner, daß je raſcher die ſtarke Strömung in eine langſame übergeht, etwa durch Erweiterung des Flußbettes, um ſo mehr der Raum für den Abſatz des Goldes ſich beſchränkt, um ſo mehr aber auch Gold ſich anſammeln kann. Wenden wir dieſe allgemeinen Sätze auf den Rhein an, ſo finden wir ihn in Baſel noch mächtig ſtrömend, ſo daß ein Handelsverkehr durch Schiffe hier noch nicht beſteht; aber weiter im Norden des Badenſchen Landes, wo der Fluß ruhiger iſt, beſteht die Goldgewinnung aus dem Fluſſe, die noch jetzt 4000 Dukaten jährlich abſetzt. Im untern Theile des

Rheins wird kein Gold mehr gewonnen. Das Gold, welches zwiſchen Mittenweier und Philippsburg aus dem Flußſande gewaſchen wird,*) muß von den Alpen kommen, die nicht nur ſehr hoch, ſondern reichlich mit Schnee bedeckt ſind. Es kann aber nicht von den oberſten Zuflüſſen aus Graubündten kommen, denn was dieſe mit ſich bringen, muß nothwendig im Bodenſee liegen bleiben. Es verlohnte ſich wohl, einige Centner aus dem unterſeeiſchen Delta, das der Ober-Rhein im Bodenſee bilden muß, zu Tage zu fördern, um ſie auf ihren Goldgehalt zu prüfen und zu beſtimmen, ob es ſich verlohnt dieſen Bodenſatz auf Gold zu waſchen. Das Gold, das im Badenſchen gewonnen wird, muß aus ſpäteren Zuflüſſen kommen, dem Thur, der Aar und anderen, vielleicht aus noch ſpätern. Im öſtlichen Theile der Alpen, in Tirol, Salzburg, Kärnthen, Steiermark iſt in vielen Gegenden einiges Gold.

Man erſtaunt oft über die große Menge Gold, die man ſchon bei alten Völkern im Gebrauch findet, und kann ſich der Frage kaum enthalten: Wo iſt all dieſes Gold geblieben, da jährlich große Quantitäten aus Flüſſen, Goldſanden und feſtem Fels gewonnen werden? Dabei iſt zu beachten, daß im Alterthume das gewonnene Gold ſich lange nicht ſo mannigfach und weit verbreitete, als jetzt. Es ſammelte ſich mehr bei einzelnen Völkern, die durch Handel und Induſtrie ſich auszeichneten, wie die Phönizier in früheſter Zeit, oder die das Gold durch Krieg und Raub zuſammenbrachten, wie die Römer nach den Puniſchen Kriegen, und beſonders ſeit Cäſar die Galliſchen und Andere die Aſiatiſchen Provinzen ausgeplündert hatten. Es vertheilte ſich aber auch viel weniger unter die einzelnen Bewohner eines Landes, und um ſo weniger, je mehr despotiſch dieſes regiert wurde. Die Aſiatiſchen Despoten fühlten ſich

*) Es wird hier mit ſo geringem Gewinn gewaſchen, daß viele Unternehmer Verluſte, andere nur ſpärlichen Vortheil haben.

nicht als Repräſentanten und Regenten der Staaten, ſondern als die einzig berechtigten Inhaber derſelben. So ſind die gewaltigen Schätze von edlen Metallen, welche Cyrus und Alexander vorfanden, keineswegs Beweiſe, daß damals viel Gold im Lande courſirte. Das Volk wird eben ſehr wenig Gold gehabt haben, und die Lebensmittel, deren Niemand entbehren konnte, werden nur ſehr geringen Preis gehabt haben und meiſtens umſonſt, oder mit wenig Arbeit zu erlangen geweſen ſein. — Reiſende, welche das Innere von Java durchzogen, erzählen mit lebhaften Farben, wie ſchwer es hält, in den Dörfen, wo mit leichter Mühe hinlängliche Nahrung producirt wird, Träger des Gepäcks für Geld zu miethen. Dieſe Leute ſind ganz erſtaunt, daß man ihnen zumuthen kann, für etwas ſo unnützes, wie das Geld iſt, in der Hitze eine ſchwere Laſt zu tragen. Bietet man ihnen aber Cigarren, ſo begreifen ſie ſehr leicht, daß ſie ſich dieſen Genuß ſogleich verſchaffen können, wenn ſie ihre Körperkräfte anſtrengen wollen. So nehmen die Ruſſiſchen Kaufleute, welche die Landſchaften der Samojeden bereiſen, nicht etwa Geld mit, ſondern Tabak und Brantwein.

Ganz abgeſehen von einer viel geringeren Vertheilung der Münzen und edlen Metalle in alten Zeiten iſt auch eine fortgehende Verringerung der von der Vergangenheit überkommenen oder vererbten Quantität nicht zu bezweifeln, und je nachdem die Quantität des jährlich neu geprägten Geldes größer oder geringer iſt, als der jährliche Abgang, wird der Geſammtvorrath zu- oder abnehmen. Der Abgang wird auf verſchiedene Weiſe hervorgebracht. Eine dieſer Weiſen beſteht in der Verarbeitung der edlen Metalle zu allerlei Utenſilien und Schmuckſachen, wodurch ſie dem Handelsverkehr entzogen werden, mögen nun die gebrauchten Metalle vorher gemünzt geweſen ſein oder nicht. Dieſer Abgang iſt zwar ein ſehr wechſelnder; denn in ſogenannten ſchweren Zeiten, in andauernden Kriegen, in Noth-

jahren geht viel von dem in guten Zeiten anderweitig verwendeten Golde und Silber wieder in die Münze zurück.*) Allein in der neueren Zeit iſt doch der Uebergang der edlen Metalle in Utenſilien, Ornamente und Kunſtwerke ohne Vergleich größer, als der Rückgang in die Münze, da die Zahl der Perſonen, welche jene Gegenſtände ſich anſchaffen, in Europa und Amerika immer zunimmt, in Indien aber ein bedeutender Theil des dahin fließenden Goldes und Silbers zur Ausſchmückung der Tempel und anderer Cultusgegenſtände verbraucht wird. Nach den Berechnungen der Staatswirthe ſind es keineswegs die großen und koſtbaren Kunſtwerke, welche Fürſten und einige reiche Privatperſonen beſitzen, die dem Geldverkehr bedeutende Summen entziehen, da ihre Anzahl eine geringe iſt, wohl aber die kleinen, in großer Zahl gebrauchten Gegenſtände, die goldenen Ringe, die Uhrkapſeln, die ſilbernen Löffel und dergl.

Eine zweite Art des Abganges beſteht im zufälligen Verluſte. Bei jedem Untergange eines Schiffes geht Gold verloren. Aber auch auf dem Lande kommen zufällige Verluſte der verſchiedenſten Art vor. Man muß dahin auch das vergrabene Gold rechnen, das der Eigenthümer nicht wieder ausgraben kann. Im Mittelalter kam das Vergraben häufig vor, in den Zeiten ſchwerer Kriege hat es ſich lange erhalten und wohl noch nicht ganz aufgehört. Davon kommt ſehr weniges wieder zurück in den Verkehr. — Verloren iſt auch alles Gold, das zu Vergoldungen verwendet wird. Je ſtärker die Goldproduction, deſto ſtärker wird auch der Verbrauch. In England allein ſollen wöchentlich 584 Unzen, alſo jährlich gegen 30000 Unzen Blattgold verbraucht werden, wovon faſt nichts wieder in den Verkehr

*) Wenn die Staatswirthe den Geldvorrath verſchiedener Zeiten abſchätzen wollen, bringen ſie immer auch das nicht gemünzte Gold und Silber in Anſchlag, weil man über den Ertrag der Amerikaniſchen und Europäiſchen Gold- und Silberproduction in den letzten drei Jahrhunderten Berichte hat.

kommt.*) Es wird aber auch in andern Gewerben einiges Gold verbraucht, namentlich zum Färben. Die Purpurfarbe in Glaswaaren iſt faſt immer eine Goldverbindung. In neueſter Zeit gebrauchen ſogar die Anatomen dieſes Goldchlorid; ihr Conſum wird aber nicht von Belange ſein.

Die geſammte Quantität von Gold, welche zu Künſten und Gewerben verwendet und alſo gar nicht gemünzt, oder dem Münzverkehr wieder entzogen wird, iſt aber doch ſehr bedeutend, und zwar um ſo größer, je reichlicher neues Gold gewonnen wird. Macculloch, ein engliſcher Staatswirth, der erſt vor einigen Jahren verſtorben iſt und der ſich beſonders gern mit der Abſchätzung allgemeiner Verhältniſſe der Gewerbe und des Handels beſchäftigte, ſchätzte dieſen geſammten Abgang auf 11,200,000 Pfund Sterling jährlich, wobei aber zu beachten iſt, daß zu den Kunſtwerken und Utenſilien von Gold nur zum Theil neues Gold, zum Theil aber ſchon früher verarbeitetes verwendet wird.

Einen anderen Verluſt erleiden die Münzen ſelbſt durch das Abreiben und Abſchleifen während des Gebrauchs. Dieſer Verluſt, ſo gering er auch für einen kurzen Zeitraum ſich erweiſt, darf man durchaus nicht unbeachtet laſſen, wenn man ſich Rechenſchaft darüber geben will, wo die große Menge Gold geblieben iſt, welche im Laufe der Jahrhunderte zu Tage gefördert wurde. Ein anderer Engliſcher Staatswirth, als der ſo eben genannte, Namens Jacob, hat dieſem Gegenſtande und der Unterſuchung, wie viel Gold und Silber in den verſchiedenen Jahrhunderten zu Tage gefördert ſein mag, vor 40 Jahren eine ſehr umſichtige Unterſuchung gewidmet.**) Natürlich konnte er nur aus den letzten drei Jahrhunderten wirkliche Berichte über den Zuwachs zu dem Vorrathe von Edelmetallen erhalten, und aus

*) Stohmann, Encyclop. Handbuch der techn. Chemie, II, S. 1547.

**) Historical inquiry into the production and consumption of the precious metals. By William Jacob. 2 volumes. 1831.

früherer Zeit nur ganz zerſtreute Nachrichten über ungemeine Vorräthe, die an verſchiedenen Orten ſich angeſammelt hatten. Eine beſondere Aufmerkſamkeit widmet er aber der Abnahme des Geldes durch den Gebrauch ſelbſt, und gerade durch dieſen Theil der Unterſuchung iſt ſein Werk beſonders wichtig geworden. Das Material zu dieſem Theile der Erörterungen gaben zwei ſchon früher in England angeſtellte eben ſo gründliche als umfangsreiche Unterſuchungen über das Maaß der Abnutzung der Münzen. Man hatte im Jahre 1826 in der königlichen Münze zu London Engliſche Münzen aus Gold und Silber, die ſchon einige Zeit courſirt hatten, eingetauſcht und gewogen, um den Verluſt zu erkennen, und zwar von jeder Münzart mehrere Hunderte von den einzelnen Jahrgängen, z. B. 350 Souvereigns vom Jahre 1817, 500 vom Jahre 1821 und 500 vom Jahre 1825. Schon im vorigen Jahrhundert waren in derſelben Münze ähnliche Unterſuchungen angeſtellt worden, die beſonders darauf gerichtet waren zu erfahren, welche Beimiſchungen zu dem Golde und dem Silber der Abnutzung am beſten widerſtehen. Dieſe Unterſuchungen ergaben nun, daß das Silbergeld ſehr viel ſtärker abgenutzt wird, als das Goldgeld, dieſes letztere aber verſchieden nach ſeiner Miſchung. Reines, oder faſt reines Gold iſt am weichſten und verliert deshalb am meiſten durch Abſchleifen. Deshalb pflegt man ſeit langer Zeit das Gold entweder mit Silber oder mit Kupfer zu miſchen, weil es dadurch ſehr an Härte gewinnt. Dieſe Beimiſchung wird bei Arbeiten aus Gold in noch viel größerer Menge genommen als bei Münzen. Nur die holländiſchen Ducaten nähern ſich der Reinheit ſehr, da ſie nur $^1/_{48}$ Beimiſchung erhalten ſollen; ſie ſind aber der Abnutzung auch am meiſten ausgeſetzt. Es hat ſich aber auch ergeben, daß Münzen im Kleinhandel mit Hin- und Hergehen mehr abgerieben werden, als weniger lebhaft courſirende. Es verſteht ſich dieſer Umſtand wohl von ſelbſt; doch iſt es nicht ohne Intereſſe zu erfahren, daß die Herren

von der Münze diejenigen Münzen, die ſie aus Kramläden einwechſeln ließen, wirklich leichter fanden als andere. Aus allen dieſen Daten ſucht nun Jacob eine Mittelzahl für Abnutzung der Goldmünzen durch den Gebrauch zu finden, und er ſetzt dafür den Verluſt von $^1/_{10}$ des Gewichts nach Verlauf von 36 Jahren des Courſirens, oder ungefähr $^1/_{360}$ jährlich. Die Taxation wird ſchwerlich zu hoch ſein, da ſie auf Erfahrungen an dem harten Goldgelde und nicht auf Beobachtungen an den weichen Ducaten beruht. Aber ſo gering die jährliche Abnutzung von $^1/_{360}$ erſcheinen mag, ſo iſt doch in der Länge der Zeit die Wirkung einer ſolchen Abnutzung ſehr groß; denn ſie hat die Folge, daß eine Summe Goldes nach 36 Jahren nur noch $^9/_{10}$ des früheren Werthes hat, nach 250 Jahren aber ſchon weniger als die Hälfte, nach 500 Jahren bedeutend weniger als $^1/_4$ und nach 1000 Jahren ungefähr $^1/_{20}$ des gemünzten Geldes vorhanden ſein würde, auch wenn gar keine Münzen verloren gingen. Münzen aber, deren Gepräge ganz unkenntlich geworden iſt, müſſen umgeſchmolzen werden, wobei wieder kleine Verluſte unvermeidlich ſind. Es leuchtet hiernach ein, daß wenn nicht jährlich mehr Geld gemünzt wird, als der jährliche Verluſt des geſammten Vorraths von courſirenden Geldmünzen beträgt, dieſer abnehmen muß.

Dieſe nothwendige Abnahme des courſirenden Geldes macht es verſtändlich, daß auf Zeiten, in denen ein großer Ueberfluß von Gold ſich zeigt, andere folgen können, in denen eine Abnahme und ein fühlbarer Mangel deſſelben in demſelben Kreiſe des Verkehrs ſich zeigen kann. Ja, der Ueberfluß verſtopft ſich ſogar ſelbſt die neue Zufuhr, was beſonders auffallend beim Golde iſt, weniger beim Silber. Von beiden Verhältniſſen finden wir die auffallendſten Wirkungen in der Zeit der Blüthe und des Verfalls des Römiſchen Weltreichs, ſo wie in der nachfolgenden Zeit. Nachdem durch die Ausplünderung aller bekannten Länder der größte Theil des Vorrathes an edlen

Metallen ſich in Rom geſammelt hatte, entwickelte ſich in Rom eine Geldverſchwendung, die zu oft und zu mannigfach beſprochen iſt, als daß ich dabei verweilen dürfte. Es waren vor allen Dingen die Luxus-Gegenſtände, für welche die Reichen die unſinnigſten Preiſe bezahlten; allein bei dem großen Vorrathe von Zahlungsmitteln konnte es nicht fehlen, daß die nothwendigſten Lebensmittel, die Nahrung, die Kleidung, die Wohnungen in Rom im Preiſe ſehr ſtiegen. Mit dem koſtbarer gewordenen Lebensunterhalt mußten auch die Arbeitspreiſe ſteigen. Längere Zeit hielten ſich die Preiſe in den entfernten Provinzen allerdings niedriger, ſo daß ſich das bekannte Mißverhältniß entwickelte, daß die Felder um Rom faſt gar nicht bebaut wurden, weil man das Korn aus entfernten Ländern weit wohlfeiler erhalten, als für bezahlten Tagelohn auf eignen Feldern bauen konnte. Indeſſen verbreiteten ſich die erhöhten Preiſe doch allmählig über die Provinzen, und bei dieſen erhöhten Preiſen nahm die fernere Gewinnung von Gold und Silber ſehr ab und hörte in vielen Ländern, die bis dahin als reich an edlen Metallen in hohem Rufe geſtanden hatten, ganz auf; ſo in Spanien, deſſen Reichthum an edlen Metallen noch um Chriſti Geburt Strabo glänzend zu ſchildern nicht genug Worte finden konnte. Nicht viel beſſer ging es in Sardinien, Dalmatien, Dacien (d h. dem öſtlichen Ungarn mit Siebenbürgen, der Wallachei und Moldau). Es war natürlich, daß man Bergwerke und Goldwäſchen aufgab, ſobald die Gewinnung des Metalls noch mehr koſtete, als es werth war. Die Römiſchen Kaiſer bemühten ſich ſehr, die Production der edlen Metalle nicht ſtocken zu laſſen, aber vergeblich. Man verpachtete gern die Bergwerke. Aber da dieſe weniger Gewinn abwarfen, ſo zogen ſich die Pächter zurück, oder boten weniger. Die Regierung verpflichtete nun die Bewohner einer Bergwerkgegend zu Frohndienſten. Dieſe mußten aber durch ihre Aufſeher zu ſehr angeſtrengter Arbeit gezwungen werden, um dieſelbe lohnend

zu machen. Die Arbeiter entflohen daher bei jeder Gelegenheit, und als die Gothen an die Donau zogen, gingen Arbeiter der Daciſchen Bergwerke haufenweiſe zu ihnen über. Man verurtheilte Staatsverbrecher zur Sklaverei in den Bergwerken. Aber entweder konnte man deren nicht genug haben, oder ihr Unterhalt koſtete zu viel. Die Regierung ergriff wieder ein anderes Syſtem. Jedermann konnte ein Bergwerk, oder eine Goldwäſche ausbeuten, unter der Bedingung, dem Staate eine gewiſſe Abgabe zu zahlen. Dennoch hörte der Betrieb vieler Bergwerke ganz auf, weil er nicht mehr lohnend war, bei anderen nahm er ſehr ab. Als nun die in der Völkerwanderung eingebrochenen Barbaren dem Römiſchen Reiche eine Provinz nach der andern entriſſen, waren ſie gar nicht geneigt, die mühſame Gewinnung der edeln Metalle aus ihren Lagerſtätten zu erneuen, ſie fanden es bequemer, das Gold und Silber von den Reichen und aus den Städten gewaltſam zu nehmen.

So hörte die neue Zufuhr zu dem Vorrathe der gangbaren Münzen faſt ganz auf und der Vorrath ſelbſt mußte durch den Verbrauch ſehr fühlbar abnehmen. Das Gold wurde ſeltener und im Verhältniſſe zu den Waaren werthvoller, d. h. die Preiſe der Arbeit und der Waaren, welche zur Zeit der Blüthe Rom's zu ſchwindelnder Höhe, beſonders für Luxus-Artikel, geſtiegen waren, ſanken. Eben deshalb wurde im Laufe der Jahrhunderte der Betrieb der Bergwerke wieder vortheilhaft, und allmählig fingen denn auch die neuen Beſitzer der ehemaligen Provinzen des Römiſchen Reiches, nachdem ſie ſich an eine größere Mannigfaltigkeit der Bedürfniſſe gewöhnt hatten und Geld brauchten, wieder an, der Gewinnung der edlen Metalle ſich zuzuwenden. Dieſer neue Zuwachs wog aber lange Zeit hindurch den Verbrauch des Geldes durch den Verkehr ſelbſt nicht auf, ſo daß noch bis zur Zeit der Entdeckung von Amerika das Geld ſehr ſelten war, oder was eben ſo viel ſagt, der Preis aller Waaren und aller Arbeit ſehr

niedrig ſtanden. Man kann ſich alſo das Entzücken der Spanier denken, als ſie das Gold in Amerika nur zu allerlei Schmuckſachen verwendet und für geringe Gegengabe eintauſchbar fanden. Dem gemeinen Spaniſchen Soldaten erſchienen ohne Zweifel ſchon deshalb die Amerikaner unbegreiflich dumm und gar nicht werth, Gold in ihrem Lande zu beſitzen; aber auch die Officiere und Columbus an der Spitze, überſchätzten den Werth der gemachten Entdeckung und den Goldreichthum des Landes. Um dieſe Zeit waren aber doch ſchon ſeit Jahrhunderten neue ergiebige Bergwerke im Gange, wie in Ungarn mit Siebenbürgen, in Schweden, wo ſie im 8. und 9. Jahrhundert eröffnet wurden, und im Harze. Aus manchen Flüſſen Deutſchlands, Frankreichs und anderer Länder wurde Gold gewaſchen. Auch hatten die Araber die Aſiatiſchen und vor allen Dingen die Spaniſchen Bergwerke in Gang geſetzt, und ſie brachten auch viel Gold aus Afrika. Aber um die Zeit der Auflöſung des Weſtrömiſchen Reiches und den folgenden Jahrhunderten muß die Geldnoth entſetzlich geweſen ſein, da ein Paar Jahrhunderte vorher der Zuwachs faſt ganz aufgehört hatte und der große Geldvorrath, den Herr Jacob für die Zeit von dem Tode des Kaiſers Auguſtus (14 n. Chr.) für das Römiſche Reich — nach freilich ſehr unſicheren Daten — auf 358 Millionen Pfund Sterling zu berechnen verſucht, bei der gering ſcheinenden Abnahme von $^1/_{360}$ jährlich zur Zeit der Auflöſung dieſes Reiches (J. 476) nur etwas über 90 Millionen betragen konnte, wovon die eingedrungenen Barbaren ſich noch ſo viel als möglich aneigneten. Dieſe Abnahme ging nach Jacob nothwendig bis zum Anfang des 9. Jahrhunderts fort, und der frühere Vorrath mußte auf weniger, als den zehnten Theil ſeines früheren Betrages unter Kaiſer Auguſtus, geſunken ſein. Hierzu iſt allerdings noch der Ertrag der in den erſten Jahrhunderten ſchwach fortgeſetzten Goldgewinne zu zählen. Von dieſer Zeit an, wo neue Gold- und Silberquellen eröffnet

wurden, mag dieſer Zuwachs dem jährlichen Verluſt durch Abſchleifen ziemlich gleich gekommen ſein, und Herr Jacob meint, daß der Vorrath von Gold ohne große Schwankung bis zur Entdeckung von Amerika ſich ziemlich gleich geblieben ſein mag.

Wie niedrig die Preiſe zur Zeit des Geldmangels waren, laſſen einige zufällig erhaltene Nachrichten erkennen. Am Ende des 10. Jahrhunderts nach Chriſto, faſt zur Zeit der größten Noth, als die neu eröffneten Bergwerke nur noch wenig gewirkt haben konnten, kaufte man im Elſaß einen Scheffel Weizen für 7 Kupfer-Pfennige, 250 Jahre ſpäter koſtete der Scheffel Weizen 24 Pfennige. Der Pfennig war $^1/_{120}$ von einem Pfunde Kupfer, hatte alſo ungefähr das Gewicht eines Ruſſiſchen Kopekens; doch mag der Werth, in Silber umgeſetzt, etwas höher geſtanden haben, doch wohl nicht viel, denn was fehlte, waren ja eben edle Metalle. Von dieſen Pfennigen erhielten die Maurer bei der Erbauung des Münſters in Straßburg $1^1/_2$ bis 2 als Tagelohn. Beim Bau der Elbbrücke bei Dresden, im 13. Jahrhundert, erhielten die Arbeiter ebenfalls 2 Pfennige täglich.*) Solche Beiſpiele belehren uns am augenſcheinlichſten über den Mangel an Geld.

Amerika trug aber in den erſten Jahren ſehr wenig zur Vermehrung des allgemeinen Geldvorraths bei, ja dem Könige von Spanien koſtete der geprieſene Goldreichthum des Landes mehr als er ihm einbrachte. Ferdinand der Katholiſche, der die Entdeckung von Amerika 24 Jahre überlebte, ſtarb ſo arm, daß man nicht wußte, wo man das Geld hernehmen ſollte, um die Hofdiener für die Leichenfeierlichkeit anſtändig zu kleiden. Der König war nämlich bei der Ueberſchätzung des Goldreichthums, die auch Columbus verſchuldete, da er die Oſtküſte von Indien und damit Ophir entdeckt zu haben glaubte,

*) Jacob, I, p. 317. 318. Der Bau des Straßburger Münſters begann im Jahre 1015 und wurde einige Jahrhunderte fortgeführt.

zu einer Menge koſtſpieliger Unternehmungen, neuen Expeditionen, Grubenarbeiten, Amalgamirwerken und dergleichen verleitet worden, die durchaus nicht den erwünſchten Erfolg hatten, gegen welche auch Ferdinand und ſeine Miniſter ſich lange Zeit ſträubten, welche aber Iſabella, reicher an Phantaſie als der König, durchzuſetzen wußte. Die Goldwäſchen von Hispaniola (Haiti) wurden ſchon 9 Jahre nach Ferdinand's Tode als erſchöpft betrachtet. Indeß ſoll der jährliche Goldzuwachs aus Amerika von 1492 bis 1500 doch 2000 Mark oder 1000 Pfund betragen haben, was nothwendig auf Erhöhung der Preiſe einwirken mußte. Um ſo mehr mußte der König von Spanien, der fortgehend koſtſpielige Unternehmungen zu machen hatte, darunter leiden. So war denn auch Karl V., Ferdinand's Nachfolger, in der erſten Zeit ſeiner Regierung häufig in Geldverlegenheiten. Erſt die Entdeckung der reichen Silberbergwerke von Potoſi im Jahre 1545 führte der Regierung große Mittel zu. Bis dahin hatte Amerika faſt nur Gold geliefert. Bald aber wurde das Peruaniſche Potoſi von den zahlreichen Silberbergwerken, die man in Mexiko fand, noch überboten.

Zu der reichen Ausbeute an Gold und Silber, welche die Spaniſchen Provinzen Amerika's lieferten, kam nun noch die reiche Ausbeute der Goldſande von Braſilien, vorzüglich aus der Provinz Minas Geraes. Sie waren ſchon längere Zeit bekannt, ſind aber doch erſt ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts regelmäßig und in größerer Ausdehnung ausgebeutet. Ihr Ertrag wuchs raſch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nahm dann aber ſehr raſch ab. Dieſe Abnahme iſt ſo charakteriſtiſch und für unſern Zweck ſo lehrreich, daß ich die Zahlen für die Abgabe, welche die Regierung von dem Waſchgolde als $^1/_5$ des Ertrages bezogen hat, hier herſetzen will.

Dieſe Abgabe betrug im jährlichen Durchſchnitte:

von	1752—1762	104	Arroba's *)
„	1763—1773	90	„
„	1774—1784	69	„
„	1785—1794	45	„
„	1795—1810	28	„
„	1811—1817	21	„
„	1818—1820	6	„

Alles dieſes Braſilianiſche Gold, das die Abgabe zahlt, iſt Waſchgold und vorherrſchend aus Flüſſen. Außerdem giebt es in Braſilien Bergwerke auf Gold, welche die Regierung ſelbſt bearbeiten läßt, die aber nur unbedeutenden Ertrag liefern.

Es iſt leicht einzuſehen, daß die reichliche Zufuhr von Gold und Silber, welche Amerika drei Jahrhunderte hindurch nach Europa ſendete, das courſirende Geld ſehr vermehrte und eben deshalb die Preiſe für Arbeit und für Waaren ſehr ſteigerte. Die Zunahme der Münze (und der in den Banken liegenden Barren, die man als nicht fertige Münze betrachten darf) würde noch bedeutender geweſen ſein und noch auffallender gewirkt haben, wenn nicht ſeit der Entdeckung von Amerika auch der Handel nach Indien ſich entwickelt hätte und immerfort nach Indien und China mehr Edelmetall, beſonders Silber, abflöſſe, als von da zurückkommt. Selbſt in der ſpäteren Römerzeit, als im 1. Jahrhundert n. Chr. der Verkehr mit Indien einige Lebhaftigkeit entwickelte, hatte man aus dieſem an Naturerzeugniſſen reichen Lande, in welchem überdies kunſtfertige Arbeiter in mannigfachen Induſtriezweigen leben, immer viel mehr zu holen, als man dahin verkaufen konnte. Mehr noch als der fortgehende Abfluß nach Indien wirkte die Verwendung von edlen Metallen zu andern Zwecken, als zum Gelde. Bei der relativen Wohlfeilheit dieſer Metalle fing man an, ſie zu Uten-

*) Ein Arroba beträgt 23 Zollpfund oder 24½ Preuß. Pfund.

ſilien zu verwenden. Aus Silber wurden viele Geräthe bei den Reichen angefertigt, ſpäter aber gehörten einige derſelben, wie ſilberne Löffel, ſchon zu den Bedürfniſſen der weniger bemittelten Stände, wodurch große Maſſen von Silber der Münze entzogen wurden. Das Gold fand auch ſeine Abgänge, zuerſt bei den Reichen, wurde aber allmälig in großen Maſſen zu Ringen, Uhrkapſeln, Knöpfen u. ſ. w. verwendet. Die weitere Ausdehnung des Gebrauches von Utenſilien und Schmuckſachen aus Gold und Silber ſcheint beſonders mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts zu beginnen.

Von dem Jahre 1810 an, mit den Unabhängigkeitskriegen in den Spaniſchen Ländern Amerika's, nahm die Gewinnung von Gold und Silber in dieſen Ländern ſehr ab, aber bald darauf, in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts, entdeckte man in den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten reiche Quellen für die Goldgewinnung. Da faſt um dieſelbe Zeit auch die Sibiriſchen Goldwäſchen ſich ſehr entwickelten, ſo wurde die Abnahme der Amerikaniſchen Zufuhr aus den früheren Quellen nicht ſehr bemerkbar.

Aber im Jahre 1848 wurden in Californien ſo reiche Goldlager entdeckt, und ſie wurden auch ſchnell in ſo großem Maaßſtabe ausgebeutet, daß ſie alle Geldverhältniſſe zu erſchüttern drohten, beſonders, da nur drei Jahre ſpäter Neuholland in ſeinem ſüdöſtlichen Theile faſt eben ſo reich ſich erwies. Nach beiden Gegenden ſtrömten aus allen Ländern goldgierige Abenteurer. Jetzt iſt durch den Beitritt dieſer beiden Gebiete die Geſammtausbeute ſehr viel größer als früher, ja um das Jahr 1863 ſchätzte man den jährlichen Ertrag faſt 10 Mal ſo groß, als er ein halbes Jahrhundert früher geweſen war. Da es nun das Gold war, deſſen Vermehrung ſo zugenommen hatte, ſo erhoben ſich lebhafte Streitigkeiten unter den Staatswirthen über die Folgen dieſer Ueberſchwemmung mit Gold, beſonders auch aus der Beſorgniß, daß das

Werthverhältniß zwiſchen Gold und Silber ſich bedeutend ändern müſſe. Bis jetzt iſt von großen Veränderungen nicht viel mehr in Europa zu bemerken, als daß die Preiſe fortwährend ſteigen; indeſſen muß ſich Amerika bedeutend bereichern, da faſt alles Californiſche Gold in Amerika bleiben ſoll. Doch ſind wir wohl noch nicht am Ende aller Wirkungen der ſo raſch vermehrten Goldproduktion.

Wir dürfen uns aber bei dieſen Verhältniſſen nicht länger aufhalten, ſo intereſſant ſie auch an ſich ſein mögen, da es uns vor allen Dingen darauf ankam, einen Blick in die Geſchichte der Goldgewinnung überhaupt und in einzelnen Regionen insbeſondere, zu thun, weil wir hoffen, daraus leitende Geſichtspunkte für die Art der Erlangung des Ophir-Goldes zu gewinnen.

Die Geſchichte der Goldgewinnung in Californien iſt am meiſten öffentlich beſprochen, und da ſie beſonders belehrend iſt, ſo will ich den Bericht über die erſte Entdeckung in aller Vollſtändigkeit, in der ich ihn vorfinde, hier mittheilen. Man muß nur vorausſchicken, daß Neu-Californien oder Ober-Californien, mit Ausſchluß der Halbinſel, unter der Spaniſchen Herrſchaft zu dem Königreiche Mexiko gehörte, in dieſer ganzen Zeit aber von Europäiſchen Anſiedlern faſt gar nicht bewohnt wurde. Das wurde anders, nachdem Mexiko im Jahre 1822 ſeine Unabhängigkeit erreicht hatte. Beſonders ſeit dem Jahre 1830 mehrten ſich die Anſiedler. Angezogen von dem ſchönen Klima kamen ſie ſowohl aus den Vereinigten Staaten, als aus Europa, und viele ſiedelten ſich an dem Fluſſe Sacramento an, ohne Ahnung von dem Goldreichthum des Landes. Zu ihnen gehörte auch der Capitain Sutter, in deſſen Beſitzung nach 18 Jahren das Gold entdeckt werden ſollte.

„Der Capitain Sutter, ein ehemaliger Officier der fran-
„zöſiſchen Schweizergarde, welcher nach der Juliusrevolution
„1830 auswanderte und in Californien bedeutenden Grundbeſitz

„erwarb, iſt der Entdecker des Goldreichthums jenes Landes. „Im Monate Junius 1848, ſo berichtet Sutter, wollte ich „mich eines Tages nach gehaltener Sieſta hinſetzen, um einen „Brief an meine Verwandten in Luzern zu ſchreiben, als ſich „eilig Schritte hören ließen und mein Factotum Marſhall, „der damals gerade den Bau einer Sägemühle beaufſichtigte, „heftig bei mir eintrat. Er ſtand ganz unbeweglich, mit ſtar„rem Blicke, offenem Munde, ohne ein Wort zu ſprechen und „die Arme ausſtreckend vor mir. Endlich flüſterte er mir halb„laut zu: „„Unerhörte Schätze! Berge von Gold! Wollen Sie „„einen unermeßlichen Reichthum beſitzen, Millionen von Dol„„lars, um dieſes Zimmer zu füllen?““ Er war am Ufer des „Mühlfluſſes auf und abgegangen, die Arbeiten beaufſichtigend, „als er in den Schlammſchichten des Bodens etwas Glänzen„des bemerkte. Er hielt es für eine Art Opal, die im Lande „ſehr häufig iſt, und ſetzte ſeinen Weg fort. Zwanzig, dreißig„mal wurden ſeine Blicke von dem Glanze dieſer Gegenſtände „angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte. „Die Häufigkeit ihres Vorkommens ſetzte ihn jedoch in Er„ſtaunen, und mehr als einmal ſtand er ſchon im Begriffe, „an die Ufer hinunterzugehen, um einen dieſer Steine näher „zu beſehen, aber er machte ſich Vorwürfe über dieſe kindiſche „Neugier und ging weiter. Aber auf einmal ſah er unmittel„bar einen dieſer glänzenden Steinchen vor ſich liegen, und „diesmal war der Inſtinkt raſcher als die Ueberlegung. „Er bückte ſich, hob es auf und hatte zu ſeinem größten Er„ſtaunen ein Korn reinſten Goldes in der Hand. Auf der „Stelle kehrte er nun wieder um und ſammelte ſorgfältig alle „Steinchen, die er vorhin verachtet hatte. Anfangs glaubte er, „daß ſein Fund die Sache reinen Zufalls ſei, und daß viel„leicht Indianer hier ihre Schätze vor Jahrhunderten verſteckt „hätten. Allein bald lehrte ihn eine genauere Unterſuchung, „daß der ganze Erdboden goldhaltig ſei und zwar in ſehr hohem

„Grade. Er füllte nun die Taſchen, ſetzte ſich zu Pferde und „ſprengte mit verhängtem Zügel nach Hauſe, um mir die über„raſchende Nachricht zu bringen. Mein erſtes Wort nach voll„endeter Erzählung war, ob er Mitwiſſer habe. Darüber „beruhigt, ſaß ich alsbald im Sattel und ritt nun mit Mar„ſhall zur Mühle zurück. Mit Anbruch der Nacht kamen wir an „und gruben mit unſern Taſchenmeſſern eine ſolche Menge Gold„körner von einer bis zu mehreren Unzen aus dem Boden, daß „wir ganz ſtarr vor Erſtaunen waren. Beherrſcht von der „ganz natürlichen Aufregung über eine ſo wunderbare Ent„deckung, kehrten wir ſtillſchweigend nach der Mühle zurück, „als uns die Arbeiter mit dem Rufe: „„Gold, Gold!““ aus „vollen Hälſen entgegen kamen. Wie wir ſpäter erfuhren, hatte „einer uns während der Nacht beobachtet und war unſerem „Beiſpiele gefolgt, ohne ſein Geheimniß lange bewahren zu „können. Alle verſprachen mir nun zwar das unverbrüchlichſte „Schweigen, aber am nächſten Tage waren ſchon Hunderte „von dem Goldfunde unterrichtet. Nach Verlauf von vier „Wochen waren ſchon mehr als 4000 Goldſucher an Ort und „Stelle.“

Es zeigte ſich bald, daß man allerdings an einer ſehr reichen Stelle ſich befand, nämlich auf einem reich mit Gold erfüllten Gebirgsſchutt. Um das fließende Waſſer, das die Mühle trieb, das hier Mühlenfluß, in andern Berichten aber nur Mühlengraben genannt wird, zu erweitern, war eine größere Menge Waſſer hineingeleitet, das die Ufer einriß, aber zugleich als großartige Goldwäſche wirkte, indem es die Erde wegſpülte und die Goldſtücke liegen ließ. Bald ergab ſich, daß an allen Flußufern und in den Flußbetten ſelbſt eine Menge Goldkörner von der Größe eines Senfkornes an bis zu einer Unze ſich fanden, die letzteren natürlich viel ſeltener; doch kamen zuweilen noch viel größere Stücke vor. Das Gerücht vergrößerte, wie gewöhnlich, die Ergebniſſe und behandelte einzelne Glücksfälle als

gewöhnliche Ergebniſſe. So entwickelte ſich, was man das Goldfieber genannt hat, nicht nur ein Zuſtrömen der Menſchen aus der Nachbarſchaft, wodurch die kleinen Städte Californiens faſt ganz verlaſſen wurden, ſondern ſehr bald auch aus der Ferne. Dabei ſtiegen aber auch die localen Preiſe ſo, daß man ein Pfund Brod mit einem Dollar (1 Thlr. 13 Ngr.) bezahlen mußte, und das Waſchen eines Hemdes mehr koſtete, als in Europa ein Hemd ſelbſt gekoſtet hätte. Man warf es alſo weg, wenn man es nicht mehr tragen mochte, wie Gerſtäcker berichtet.

Das ſtarke Zuſtrömen von Menſchen bewirkte, daß die Goldausbeute gleich Anfangs ſehr bedeutend wurde und bald auf ihren Gipfelpunkt ſtieg. Sie betrug nach einer einheimiſchen (d. h. Amerikaniſchen) Quelle*) ſchon

im Jahre	1848	21,150	Pfund,
„ „	1849	80,600	„
„ „	1850	181,400	„
„ „	1851	262,000	„
„ „	1852	252,000	„
„ „	1853	252,000	„

nahm aber von dieſer Zeit an langſam ab. Sie würde ſeitdem viel bedeutender geſunken ſein, wenn man nicht, nachdem man ſchon früher von den unmittelbaren Flußufern weiter in das Trümmergeſtein übergegangen wäre und dieſes bis auf die tiefen Schichten, die auf dem feſten Geſteine aufliegen und die, wie gewöhnlich, als die reichſten ſich ergeben haben, durchgegraben hätte, in neuerer Zeit aber, wo das Trümmergeſtein ſich ſchon weniger ergiebig zeigte, angefangen hätte, das feſte Geſtein, die Quarzgänge, in denen das Gold urſprünglich ent-

*) Dieſe Angaben finden ſich in dem 63. Band der Allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte, Artikel Gold. Man giebt die Reihenfolge der Ausbeute ſehr verſchieden an; da hier eine Amerikaniſche Quelle genannt wird, glaube ich dieſe wählen zu müſſen.

halten iſt, zu zerſtampfen. Da dieſes Geſtein ſich hier verhältnißmäßig leicht zertrümmern läßt, ſo iſt jetzt ein anſehnlicher Theil des Californiſchen Goldes nicht mehr Waſchgold, ſondern Berggold, und dem Umſtande, daß die Goldwäſchen in die benachbarten Diſtrikte Nevada, Oregon, in Britiſch-Columbia ausgedehnt ſind und der Ertrag zu dem Californiſchen hinzugezählt wird, ſo wie daß in Californien 192 Quarzſtampfwerke arbeiten, muß man es wohl zuſchreiben, daß der Ertrag des Californiſchen Goldes nicht bedeutend abgenommen zu haben ſcheint. Das Zerſtampfen oder ſogenannte Pochen mag außer der leichteren Zerſtörbarkeit auch durch den Umſtand hier lohnend ſein, daß man außer dem, wie gewöhnlich, ganz fein eingeſprengten Golde, auch in kleinen Höhlungen des Geſteins, welche die Arbeiter Taſchen nennen, das Gold mehr angeſammelt findet.

Die Geſchichte der Goldgewinnung in Californien iſt, wie ich glaube, mit einigen Variationen, die Geſchichte der Goldgewinnung überhaupt und jeder localen insbeſondere.

Das Gold wurde zuerſt in einem kleinen, aber klaren Waſſer auf dem Boden deſſelben bemerkt. Es ſcheint mir unzweifelhaft, daß das Menſchengeſchlecht überhaupt auf dieſem Wege zuerſt mit dem Golde bekannt gemacht worden iſt, aber auch, daß, je weiter wir in der Geſchichte zurückgehen, um ſo mehr das im Gebrauche befindliche Gold aus den Flüſſen geſammelt war. Innerhalb des Geſteins iſt das Gold faſt immer ſo fein verſpritzt, daß der einfache, noch nicht nothwendig goldgierige Menſch kaum veranlaßt werden konnte, ſeine Aufmerkſamkeit anhaltend darauf zu richten. Allerdings kommen in ſehr ſeltenen Fällen auch im Geſtein größere Stücke vor, und wenn ein ſolches an der Oberfläche läge, würde es durch ſeinen Glanz wohl die Aufmerkſamkeit feſſeln. Allein an einer ſolchen Stelle würde das umfaſſende Geſtein auch beſonders leicht verwittern und das Goldſtückchen fallen laſſen. Im Ge-

birgsſchutt iſt ſelbſt ein größeres Stück für den, der es nicht kennt, viel weniger bemerklich, weil es durch Regen und Wind faſt ſogleich mit leichteren Erdtheilen bedeckt wird. Im Waſſer aber werden große Stückchen und ſelbſt kleine Körnchen durch ihren Glanz nothwendig die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, wie im Sutter'ſchen Falle in Californien. Wenn nun ein Naturmenſch, an den größeren, leicht greifbaren Stücken ſich erfreuend, auch die kleinen, ſchwer greifbaren Blättchen zuſammenſucht und ein ſolches Pulver entweder abſichtlich oder zufällig einer anſehnlichen Hitze ausſetzt, ſo wird er erkennen, daß es flüſſig wird, beim Erſtarren aber eine feſte Maſſe bildet, welche die Geſtalt des Körpers annimmt, in dem es zum Schmelzen kam, etwa die Aushöhlung eines Geſteins, und der Gebrauch war gefunden. Sehr leicht kam dazu die Entdeckung der Dehnbarkeit unter den Schlägen mit einem Steine. —

Der Gebrauch des Goldes iſt ſehr alt, nicht nur älter, als jede documentirte Geſchichte, ſondern auch ſehr alt in der vorhiſtoriſchen Zeit, für welche man jetzt durch Benutzung von Funden aus dem vorhiſtoriſchen Alterthum einige Blicke zu gewinnen ſucht. Der Gebrauch des Goldes iſt von den Forſchern auf dieſem Felde für viel älter, als der Gebrauch des Silbers anerkannt. Es könnte nun die Frage ſein, ob man am Golde oder am Kupfer, das allerdings in weit größeren Maſſen vorkommt, zuerſt die metalliſche Natur erkennend, vor allen Dingen ihre Formbarkeit erkannt hat. Allein, da man bei den Eingeborenen Amerika's in manchen Gegenden den Gebrauch des Goldes gefunden hat, während das Kupfer, obgleich es vorkommt, nicht benutzt wurde, ſo glaube ich, daß der frühere Gebrauch des Goldes vor anderen Metallen, veranlaßt durch ſeine glänzende Farbe, ungeachtet ſeines geringen Vorraths, auch in der übrigen Welt ziemlich allgemein älter ſein wird, ſolche Gegenden vielleicht ausgenommen, wo große Maſſen

gediegenen Kupfers zu Tage liegen, wie bei den ſogenannten Kupfer-Indianern Nordamerika's.

Ebenſo allgemein wird es ſein, daß man das Gold längere Zeit nur an vereinzelten Stellen, wo es ſich reichlich fand, ſammelte, daß man aber das Sammeln allgemeiner und mit mehr Eifer fortſetzte, nachdem es weiter bekannt geworden war und zu einem werthvollen Tauſchartikel und zuletzt zu einem Werthmeſſer ſich erhoben hatte. Der einfachſte und früheſte Schmuck, den man aus Gold bereitet hat, mag der nicht geſchloſſene Ring geweſen ſein, den man eben ſowohl in die Naſenſcheidewand als in das Ohrläppchen hängen kann, wie ihn die Völker im Innern Afrika's nebſt Goldſtaub jetzt noch häufig in den Handel bringen.

Daß ſehr lange, auch nachdem das Gold allgemein begehrig geworden war, die Flußbetten und nächſt dieſen die benachbarten Goldſande das meiſte Gold lieferten, ſcheint mir nicht nur nach der Natur der Sache ſelbſt, ſondern auch nach hiſtoriſchen Daten ſehr wahrſcheinlich. Noch jetzt iſt, was gewöhnlich überſehen wird, viel mehr als die Hälfte des jährlich gewonnenen Goldes Waſchgold und nur ein kleiner Theil iſt Berggold. Allerdings kommt jetzt von dem Waſchgolde ſehr vieles aus ſogenannten Goldſanden oder Goldſeifen. Vor 20 Jahren war das Verhältniß noch ſtärker, als man in Californien noch nicht angefangen hatte den Fels anzugreifen, und vor 100 und noch mehr Jahren, als das Braſilianiſche Gold einen ſo großen Antheil an dem jährlichen Zuwachs hatte. Aber in einer entfernten Vorzeit mußte es anders ſein, da die Flüſſe, ſobald man anfing nach Golde zu ſuchen, das ganze Ergebniß ihrer vieltauſendjährigen Arbeit finden ließen, jetzt aber, nachdem ſie lange durchſucht ſind, nicht viel mehr, als das Ergebniß eines Jahres. Auch jetzt fangen die Sibiriſchen Goldſucher, d. h. die Leute, welche man ausſchickt, um ergiebige Goldfelder zu ſuchen, immer mit dem Schlick der Flüſſe an.

Zeigt dieſer einen erwünſchten Inhalt an Gold, ſo geht man zu dem Uferſande über. Es iſt gewiß, daß aus ſehr vielen Flüſſen Deutſchlands im Mittelalter Gold gewaſchen wurde, wo eine ſolche Arbeit jetzt nicht mehr lohnend iſt. In unſern Tagen geben nur der Rhein in einem beſchränkten Bezirke zwiſchen Baſel und Mannheim, und die Heſſiſche Edder ſpärliche Ausbeute. Die Sage vom Nibelungenſchatze, der im Rhein liege, man wiſſe nur nicht wo, ſcheint auf ſehr alten Erfahrungen zu beruhen, die vielleicht erſt von den früheſten Germaniſchen Ankömmlingen, vielleicht ſchon vor ihnen von den Keltiſchen Stämmen gemacht waren. Im deutſchen Sagenkreiſe und auch im Nibelungenliede kommen ſehr alte Erinnerungen vor, welche von keiner documentirten Geſchichte erreicht werden, durch die paläontologiſchen Funde aber ſelbſt zu hiſtoriſchen Documenten werden, wie die Nennung zweier jagdbaren Rinder, des Ur und des Wiſent, und zweier großen Hirſche, des Elch und des Schelch.

Ganz abgeſehen von der Sage vom Nibelungenſchatze im Rhein, ſcheint es mir unzweifelhaft, daß die Kelten in Gallien viel früher als die Germanen Gold wuſchen. Die Gallier waren, als Cäſar ſie bekriegte, nach dem gemeinſchaftlichen Zeugniſſe von Cäſar, Plinius und Diodor, reich an Gold. Da ſie es liebten, ſich auszuſchmücken, ſo trugen ſie Halsbänder, Ohrringe, Armringe, Armſpangen, Beinſpangen, ihrem Range gemäß, die Vornehmen von Gold, die Niederen von Bronze. Nach Diodor ſollen ſie ſogar goldene Panzer gehabt haben. Cäſar brachte bei ſeinem Triumphzuge mehrere Millionen in den Staatsſchatz, war aber außerdem ſelbſt ſo unermeßlich reich geworden, daß er das Römiſche Volk an 22,000 Tiſchen ſpeiſen, die glänzendſten Thiergefechte, die Rom bis dahin geſehen hatte (es waren 400 Löwen dabei), und Seeſchlachten in großen künſtlichen Baſſins zur Beluſtigung des Volks produciren und gewaltige Summen an einflußreiche

Männer verwenden konnte, um Stimmen für ſich zu gewinnen. Dieſe von ihm geſammelten Schätze müſſen in Gold beſtanden haben, nicht in Silber, denn das Preisverhältniß vom Golde zum Silber (bei demſelben Gewicht) fiel nach Cäſar auf 1 : 9, nach einigen Angaben ſogar von 1 : $7\frac{1}{2}$,*) wie es zu keiner anderen Zeit beſtanden hat. Jetzt iſt das Verhältniß von Gold zu Silber wie 1 : $15\frac{1}{2}$ oder $15\frac{1}{4}$. Es hat Zeiten gegeben, in denen es wie 1 : 11, ja wie 1 : 10 geſtanden hat, nur nach Cäſar war der Werth des Goldes noch geringer. Nun war freilich das Gold, das Cäſar dem Staate und ſich ſelbſt ſchenkte, allerdings nicht allein aus Gallien, denn er triumphirte auch über Aegypten und einige Gegenden Aſiens; aber ein bedeutender Theil muß aus Gallien gekommen ſein.

Gallien galt auch ſpäter noch unter der Römiſchen Herrſchaft für eine ſehr reiche Provinz. Es iſt uns die Nachricht aufgehoben, daß Conſtantius, der Nachfolger des Kaiſers Conſtantin, eine Kopfſteuer von 25 Goldſtücken (aurei), jedes von dem Werthe von mehr als 25 Schilling Engliſch, der Provinz Gallien auferlegte, welche die Bewohner aber ſo ruinirte und in Verzweiflung brachte, daß der nachfolgende Kaiſer Julianus ſie auf weniger als ein Drittheil, auf 7 nämlich, herabſetzen mußte.**) — Natürlich waren im Laufe der Zeit die Flüſſe, und auch wohl die Goldſande faſt ganz ausgebeutet. Jetzt wird in Frankreich nur noch aus ſehr beſchränkten Flußgebieten Gold gewaſchen, aber alle Flüſſe ſollen Spuren von Gold enthalten und mögen daher in einer Zeit,

*) Dieſe Angabe von dem Verhältniſſe von 1 : $7\frac{1}{2}$ finde ich nur in einer ſonſt lehrreichen Abhandlung über das Gold in Berghaus Allgem. Länder- und Völkerkunde, Bd. III. S. 551.

**) Gibbon's Geſchichte von dem Verfall des Römiſchen Reiches, Cap. XVII. 5. Ich muß aber bemerken, daß nicht jedes Individuum dieſe Steuer von 14 Pfund Sterling zahlen konnte, ſondern daß von Perſonen, die nicht reich waren, mehrere zu einem Haupt (caput) zuſammengezählt wurden. Es kam uns hier nur auf die plötzliche Herabſetzung an.

in der man die vorhergehende Flußarbeit von Jahrtauſenden einſammeln konnte, reiche Ausbeute geliefert haben.

Ueberhaupt möchten ſich die Nachweiſe, welche uns die Geſchichte von auffallendem Ueberfluß an Gold in beſtimmten Zeiten und Gegenden, ja von einzelnen ſehr reichen Perſonen aus ſolchen früheren Zeiten hinterlaſſen hat, in denen der Reichthum nicht mehr aus dem Vieh allein beſtand, ſondern in edlen Metallen repräſentirt war, am häufigſten auf Goldwäſchen zurückführen laſſen, deren Anfang immer in den Flüſſen zu ſuchen ſein wird. Das auffallendſte Beiſpiel von reichen Individuen aus dem Alterthum iſt wohl Pythius, wie ihn Herodot nennt, oder Pythes, wie er bei Andern heißt, der nicht nur den Xerxes mit ſeinem ganzen Heere feſtlich bewirthete, ſondern ihm auch Geld zu dem Kriegszuge gegen Griechenland anbot. Erſtaunt fragte der König ſeine Umgebung, wer denn dieſer Pythius ſei und was er für Reichthümer beſitze, um ein ſolches Anerbieten zu machen. „Es iſt derſelbe Mann", antwortete man ihm, „der Deinem Vater (dem Darius) den Platanenbaum und den Weinſtock von Gold verehrt hat, und der noch gegenwärtig der allerreichſte Menſch iſt. Xerxes fragte nun den Pythius ſelbſt, wie reich er ſei? und erhielt zur Antwort: „Ich will Dir nichts verhehlen und mich nicht ſtellen, als kennte ich meinen Reichthum nicht. Sobald ich von Deinem Zuge nach dem Griechiſchen Meere hörte und mich entſchloſſen hatte, zu Deinem vorbereiteten Kriege das Geld anzubieten, ſtellte ich eine Berechnung an, und da fand ich, daß ich zweitauſend Talente an Silber beſitze und an Gold vier Millionen weniger ſiebentauſend Dariſiſche Staters. Dieſes Geld will ich Dir zum Geſchenk machen, denn von meinen Sklaven und liegenden Gründen habe ich genug, um zu leben."*) Herodot erzählt nun in ziemlicher Breite,

*) Herodot VII. 27—29.

daß Xerxes, ſtatt das Geſchenk anzunehmen, dem Pythius noch die fehlenden 7000 Dariken ſchenkte, damit die 4,000,000 voll würden. Xerxes ſoll ja, als er in den Krieg zog, 1200 Kameele mit Gold und andern Koſtbarkeiten beladen haben. Wir müſſen nun vor allen Dingen fragen: Iſt die ganze Erzählung nicht ein Märchen, dergleichen bei Herodot viele vorkommen? Wenn ſie das nicht iſt, wie viel betrug das Vermögen des Pythius? und wie mag er es gewonnen haben. Herodot erzählt dieſe Geſchichte bei Gelegenheit des Kriegszuges des Xerxes, über den er ſehr ausführlich berichtet und berichten konnte, da der Feldzug in die Zeit ſeiner Kindheit fiel. Er war zwar noch zu jung, etwa vier- bis fünfjährig, um zur Zeit des Krieges ernſtlich an ihm Theil zu nehmen; allein er hatte Gelegenheit genug, in ſpäteren Jahren Theilnehmer am Kriege häufig zu ſprechen, weshalb ſeine Angaben für zuverläſſig gelten, wenn auch einige Griechiſche Ruhmredigkeit und Mißachtung der Perſer unvermeidlich in ſeine Berichte übergegangen war. Was aber insbeſondere die Geſchichte des Pythius anlangt, ſo war ſie in Lydien vorgefallen, als Xerxes noch entfernt von Griechenland war. Man könnte deshalb zweifelhaft werden, allein ſie wird auch von einigen andern Schriftſtellern beſtätigt. Nicht nur wird der früher von Pythius geſchenkte Weinſtock von einigen Schriftſtellern beſchrieben, die Ranken und Blätter waren von Gold, die Traube aber aus Edelſteinen gebildet. Das Ganze hatte Darius ſo an ſeinem Thronſeſſel anbringen laſſen, daß, wenn er auf demſelben ſaß, die Traube über ſeinem Haupte ſchwebte. Die Platane ſoll in die Kleinodien der Perſiſchen Könige übergegangen ſein und ſich lange erhalten haben.*) Von Pythius ſprechen viele Schriftſteller des Alterthums, am ausführlichſten der berühmte Plutarch. Er erzählt umſtändlich, wie die Frau des

*) Herodot, ed. Bach. III. p. 490 nota.

Pythes, wie er hier heißt, ihn von ſeiner Goldgier geheilt habe. Er habe in ſeiner kleinen Beſitzung in Lydien reiche Goldminen entdeckt, und dieſe auszubeuten war er ſo begierig, daß er ſeine ſämmtlichen Untergebenen dazu verwendete. Dieſe ſtellten nun der Frau in einer Deputation ihr Unglück vor, daß man ihnen nicht vergönne, durch den Feldbau für ihre Nahrung zu ſorgen. Die Frau verſpricht ihnen Abhülfe, und läßt nun, während der Mann auf einer Reiſe abweſend iſt, eine Menge Speiſen aus Gold formen, und als er von der Reiſe hungrig zurück kommt, ſetzt ſie ihm dieſe aus Gold geformten Speiſen vor, verſichernd, nur Gold ſei im Hauſe vorräthig, aber keine Eßwaaren u. ſ. w., mit den gehörigen Vorſtellungen. Von dieſem Augenblick an ſoll Pythes nur $^1/_5$ ſeiner Unterthanen auf das Goldſammeln verwendet und am Ende ſeines Lebens ſehr lebensüberdrüſſig ſich ganz iſolirt haben, was ausführlich hier zu wiederholen überflüſſig wäre. Mit dieſer etwas märchenhaft ausgeſchmückten Erzählung ſtimmt es doch ſehr gut, daß Pythius, ſeines Reichthums überdrüſſig, ihn habe verwenden wollen, um die Freundſchaft des Xerxes zu gewinnen, was ihm freilich nicht gelang, da Xerxes ihm alle ſeine Kinder nahm. Was hier Goldminen genannt wird, waren ohne Zweifel Goldſande am Fluß oder im Fluſſe, wahrſcheinlich ein noch nicht benutzter Zufluß des Paktolus, aus dem ja auch die Reichthümer des Kröſus ſtammten. Einige Philologen unſerer Tage meinen, Pythius ſei ein Enkel des Kröſus geweſen, in welchem Falle man annehmen könnte, daß ein Theil ſeines Vermögens ererbt war. Mir ſcheint, daß Herodot wohl eine ſolche Abſtammung von Kröſus erwähnt haben würde, da er bei dieſem oft und umſtändlich in ſeinen Geſchichten verweilt; er iſt ihm, wenn man ſo ſagen darf, eine Lieblingsperſon; dagegen nennt er den Pythius einfach einen Lydiſchen Mann. Auch wird der Pythius von einigen Schriftſtellern als aus Bithynien, von andern als aus Myſien ſtammend

bezeichnet, er war alſo wohl nur in Lydien eingewandert. — Und der Betrag ſeines Vermögens? Der Darikiſche Stater oder kurzweg Darike genannt, aus gutem Golde mit einigem Zuſatze geprägt, hatte verſchiedenen Werth; er galt nach Brandis 7 Thaler 17 Silbergroſchen.*) Der oft erwähnte Jacob berechnet das geſammte Vermögen des Pythius zu 3,600,000 Pfund Sterling, alſo je nach dem Courſe des Goldes auf 24—25 Millionen Thaler.

Aber wir dürfen uns bei ſolchen Einzelheiten nicht weiter aufhalten, um zu beweiſen, daß, je mehr man zurückblickt in die Vergangenheit, um ſo mehr das in den Gebrauch gekommene Gold Waſchgold war, und daß in jedem Länderbezirk zuerſt das Waſchgold aus den Flüſſen, dann aus den Sanden gewonnen wurde. In Strabo's Geographie, um Chriſti Geburt, wird die Goldgewinnung aus den Flüſſen in ſehr verſchiedenen Gegenden erwähnt,**) und doch kannte Strabo wohl nur die ergiebigeren und berühmteren Wäſchereien. Er hebt bei Gelegenheit Turditaniens (des ſüdweſtlichen Spaniens) ausdrücklich hervor, daß man in den Flüſſen das Gold glänzen ſehe, nicht aber in den Gruben, in welche man erſt Waſſer gießen müſſe, um das Gold zu erkennen. Es giebt dort mehr Goldwäſchen als Goldgruben, ſagt er. Mit dieſem letzten Ausdrucke bezeichnet er hier und an andern Stellen die Gewinnung des Goldes aus Trümmergeſtein.

So ungefähr drückt ſich auch Herodot***) an manchen Stellen aus, doch ſcheint er von dem Waſchen des Goldes aus Goldſanden noch keine richtige Vorſtellung gehabt zu haben, ſonſt würde er wohl nicht ernſthaft die albernen Märchen erzählt haben von Indiern, die aus großen Sandwüſten Gold

*) Brandis, Das Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältniß in Vorder-Aſien. 1866.

**) Strabo, p. 146. 153. 203. 208. 214. 499. 711. 718. 726. 777.

***) Herodot, III. c. 102—105.

holten, welches die Ameiſen aufgewühlt haben, daß ſie dann aber ſo ſchnell als möglich fliehen müſſen, weil die Ameiſen, die zwar kleiner als Hunde, aber größer als Füchſe ſind, nachjagen,*) — und von den goldbewachenden Greifen, denen die einäugigen Arimaspen, nördlich von den Iſſedonen, das Gold abnehmen. Da die Iſſedonen öſtlich vom Belur-Gebirge wohnten, ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daß Sibiriſche Goldſeifen damit gemeint ſind, und daß die Hörner von dem foſſilen Nashorn, die, wenn ſie ſtark abgerieben ſind, einige Aehnlichkeit mit großen Vogelklauen haben und von dem Volke wirklich dafür gehalten werden, zu der Sage von den Greifen Veranlaſſung gegeben haben. Ich geſtehe, daß ich die coloſſalen Ameiſen auf ähnliche Weiſe deuten möchte, nämlich auf die Schädel des foſſilen Nashorns, die man zuweilen in den Goldſanden findet und früher wohl noch öfter fand. An dieſen iſt gewöhnlich das Schädelgewölbe und das ſehr ſtarke Naſengewölbe breit und unverletzt, während die Mittelgegend über den Augen eingebrochen iſt; ſie haben alſo gewöhnlich eine Form, die in der Mitte ſehr verdünnt iſt und an eine Ameiſe erinnert. Freilich ſoll der König von Perſien einige dieſer coloſſalen Ameiſen lebend gehabt haben. Deswegen wollen die meiſten Ausleger ein Murmelthier darin erkennen. Ich ſehe aber nicht ein, welche Aehnlichkeit zwiſchen einem Murmelthier und einer Ameiſe beſtehen ſoll. Indeſſen, da dieſer Sage das Märchenhafte nicht abzuſtreifen iſt, ſo wird es ziemlich einerlei ſein, wie man es deutet.

Gehen wir etwas die Völker durch, von denen Herodot ſagt, daß ſie viel Gold beſaßen, ſo ſcheint dieſe Aufzählung ſelbſt den Beweis zu liefern, daß es meiſtens aus Flüſſen, einiges auch aus dem Sande an den Flußufern ſtammte. Sehr reich daran müſſen die Aethiopen, im Süden von Aegypten,

*) Herodot, IV. 13. 27.

geweſen ſein, wenn es wahr iſt, daß ſie zur Zeit des Kambyſes Feſſeln aus Gold hatten, weil Kupfer oder Erz bei ihnen ſelten und Eiſen wahrſcheinlich unbekannt war (III. 23). Nun, auch jetzt kommt das Gold, welches Afrika producirt, aus Flüſſen. Sehr reich an Gold ſollen die Indier ſein, bei denen es theils aus Flüſſen geſammelt, theils aus Gruben gegraben wird (III. 106). Man kannte damals nur das nordweſtliche Indien, das Quellgebiet des Indus, das Darius erobert hatte, und von wo die Abgaben von dieſer Zeit an nur in Gold in die Schatzkammer der Könige von Perſien geliefert werden mußten. In dieſen Gegenden ſind noch jetzt die Goldwäſchen ſehr ergiebig, weil die Flüſſe von gewaltigen Höhen, von Schneebergen herabſtürzen. Sie müſſen aber ſehr viel ergiebiger geweſen ſein, als ſie zuerſt in Angriff genommen wurden.

In andern Ländern, die zu Herodot's Zeit für ſehr goldreich galten, wird man dieſen Reichthum nicht mehr finden. Von den Königen von Lydien berichtet er von außerordentlich reichen Geſchenken, die ſie dem Delphiſchen Orakel widmeten. Gyges, ein Vorgänger des Kröſus, ſandte außer vielen andern Weihgeſchenken von Silber und Gold 6 große Schaalen von Gold, 30 Talente werth; der Phrygiſche König Midas hatte ähnliche große Gaben dem Delphiſchen Orakel geweiht. Dieſe Gaben wurden zuſammen unter beſonderen Namen aufbewahrt. Beide aber überbot der ſprüchwörtlich gewordene Kröſus, König von Lydien. Als er ſich zu dem Kriege gegen Kyros (Cyrus) vorbereitete, hoffte er die Gunſt der Delphiſchen Gottheit zu erkaufen und ſchickte, nachdem er auch Beiträge von ſeinen Unterthanen eingetrieben hatte, die größten Geſchenke, welche man aufgezeichnet findet. Aus dem zuſammengebrachten Golde wurde das Bild eines Löwen, zehn Talente (wenigſtens 524 Zollpfund) ſchwer, und 117 Barren gegoſſen, von denen die kleinſten 3, die größten 6 Handbreit Länge und eine Handbreit Dicke hatten. Vier davon waren

aus dem feinſten Golde und $1^1/_2$ Talente ſchwer, die andern aber von weißem, d. h. ſtark ſilberhaltigem Golde, aber 2 Talente ($104^4/_{10}$ Zollpfund) ſchwer (Herodot I. 50). Ob nun überall das Gewicht richtig angegeben ſein mag, läßt ſich nicht entſcheiden, iſt auch ziemlich gleichgültig; denn jedenfalls war die Maſſe von edlem Metall, die zuſammengebracht und nach Delphi geſchickt wurde, eine ungeheure, die in dem viel ärmeren Griechenland unerhört war. Jacob berechnet ſie auf beinahe 3 Millionen Pfund Sterling. Um den Unterſchied des Goldvorrathes in verſchiedenen Gegenden anſchaulich zu machen, erinnert Jacob noch an eine andere Erzählung Herodot's (VI. 125). Den Geſandten, welche Kröſus nach Delphi geſchickt hatte, war ein Mann aus der Familie der Alkmäoniden ſehr freundlich und behülflich geweſen. Kröſus, um ſich dankbar zu erweiſen, ließ ihn in ſeine Hauptſtadt Sardes kommen, und forderte ihn auf, aus ſeiner Schatzkammer ſo viel Gold zu nehmen, als er auf einmal heraustragen könne. Der Alkmäonide, um dieſe Vergünſtigung möglichſt auszubeuten, verſorgte ſich mit ſo weiten und faltenreichen (wohl taſchenreichen) Kleidungsſtücken, als möglich, und füllte ſogar den Mund mit Gold an. Kröſus ſoll darüber gelacht haben, als er ihn ſo angeſchwollen erblickte. Allein der Alkmäonide und ſeine Familie ſollen nun durch dieſes Geſchenk ſich zu den Reichen in Griechenland erhoben haben.

Ueberhaupt muß man ſich der Ueberzeugung hingeben, daß im Alterthume das Gold ſehr ungleich vertheilt war, obgleich es ſich allmählig da ſammelte, wo der Verkehr am lebhafteſten war. Lydien und das benachbarte Phrygien waren längere Zeit hindurch ſehr reich an Gold, weil der Paktolus und wohl auch andere Flüſſe reiche Ausbeute gaben. Die Flüſſe an der andern Seite des Gebirges werden demſelben nicht weniger entzogen haben; der früher erwähnte reiche Pythius war ja auch ein Beſitzer in Lydien.

Es werden aber auch andere Völker ohne allen Verkehr als ſehr reich an Gold von Herodot geſchildert. So die Maſſageten, die, abgeſchloſſen vom großen Verkehre, nördlich vom Jaxartes (Syr-Darja) wohnten. Herodot nennt ſie unermeßlich reich an Gold, weil ſie nicht nur Gold an ihren Helmen und Gürteln, ſondern auch an dem Geſchirr ihrer Pferde hatten. Ein Staatswirth neuerer Zeit würde ſagen, daß das Gold bei ihnen noch keinen Handelswerth hatte. Wo gewannen ſie das Gold? Entweder aus den Zuflüſſen des Syr-Darja im jetzigen Chokand, oder aus den Goldſanden des ſüdweſtlichen Sibiriens.

Die Perſer waren nicht nur bei Herodot, ſondern im ganzen Alterthum berühmt wegen ihres Goldreichthums, das nicht ſowohl im Verkehr ſich zeigte, als in den Schatzkammern der Könige und einiger Großen ſich anſammelte. Alle Nachrichten der alten Schriftſteller über die Beute, welche Alexander der Große in den verſchiedenen Schatzkammern des Perſiſchen Reiches machte, klingen fabelhaft und mögen übertrieben erſcheinen, wenn man bedenkt, daß ein mehrjähriger Krieg doch viel Geld gekoſtet haben mußte. Aber ſie ſtehen in Harmonie mit den gewaltigen Summen, die Alexander ſelbſt theils verſchenkte, theils zweckdienlich verwendete. Der Schatz in Perſepolis ſoll 120,000 Talente betragen haben, in Paſargadae fand man 6000 Talente, in Ekbatana fand man noch 180,000 Talente, außer den 6000 Talenten, welche die Mörder des letzten Darius bei ihm fanden.

Sind auch nur attiſche Talente gemeint, die einen Werth von 1571 Thalern hatten, und nicht die ſchweren Babyloniſchen, die über 2000 Thaler werth waren, ſo ſind jene Summen gleichwohl enorm. Mag es auch an Uebertreibungen nicht fehlen, ſo ſind doch die Goldmengen, welche uns Herodot aus den Feldzügen des Xerxes nennt, ſo wie der ausführlich von ihm mitgetheilte Tribut der einzelnen Provinzen und die Angaben,

daß auch ſchon Kyros bei ſeiner Gründung des Perſiſchen Reiches große Goldvorräthe vorgefunden haben ſoll, hinlängliche Beweiſe, daß im Perſiſchen Reiche große Schätze aufgeſpeichert waren. Dieſe beſtanden aber vorherrſchend aus Gold, denn nach einem neuern Numismatiker, Herrn Brandis, war die Goldwährung die gangbare, und ſelbſt die Soldaten erhielten ihre Löhnung in Gold.

Wo kam alles dieſes Gold her? Ein kleiner Theil mag wirklich aus Bergwerken gekommen ſein,*) der größere wahrſcheinlich aus den Zuflüſſen des Oxus und vielleicht aus anderen Flüſſen und Sanden, die wir nicht kennen, in der letzten Zeit auch aus dem obern Indus-Gebiete, welches der ältere Darius erobert hatte, vielleicht weil das Oxus-Gebiet ſchon wenig Gold lieferte. Es ſind nämlich nicht nur der Himalaya und Hinduku, ſondern auch das von ihnen nach Norden ſtreichende hohe Belur-Gebirge ſehr reich an Gold, wovon die Flüſſe unaufhörlich einiges fortreißen. An dieſem Goldreichthum nimmt auch der Altai Theil, der ſeinen Namen von dem Tür-

*) Ich glaube wenig an alte Goldbergwerke, nicht eben, weil ich überhaupt die Arbeiten im Fels für eine Erfindung neuerer Zeit halte; das Silber war ſchon im Gebrauche, als die documentirte Geſchichte begann, und das Silber iſt gewiß faſt ganz aus wirklichen Bergwerken gekommen. Aber das Silber findet ſich, wie das Kupfer, häufig in großen Maſſen, und ſeine Ausbeutung iſt daher auch für den freien Mann, wenn er gewinnſüchtig iſt, lohnend. Das Gold, obgleich weit über die Erde verbreitet, findet ſich doch faſt immer ſo fein vertheilt, daß das Herausarbeiten deſſelben aus dem Innern der Felſen ſehr ſelten lohnend genug iſt, um den freien Mann anzulocken. Ich glaube daher, daß die Nachrichten von Goldminen, die man bei den Alten findet, größtentheils Gruben im Trümmergeſtein, oder ſogenannte Schürfe ſein werden. Nur wo man über entſchiedene Sklaven gebieten konnte, mag man wirkliche Bergwerke bearbeitet haben. In neuerer Zeit ſind die Bergleute allerdings ſcheinbar freie Leute, aber ſie ſind doch Sklaven unſerer Geldverhältniſſe, ſonſt würden ſie das Tageslicht und die freie Luft wohl nicht mit der Finſterniß vertauſchen.

kiſchen Worte Altyn, Gold, hat, auch wohl die andern nach Oſten ſtreichenden Gebirge, Karakorum und Kienlün.

Ueberhaupt iſt aber das Gold ſo weit auf der Erde verbreitet, daß man vermuthen darf, auch wenn die Geſchichte keine Nachrichten über Goldwäſchen hat, haben ſie doch, wo die Gebirge dazu geeignet ſind, früher beſtanden und ſind auch ausgebeutet worden. Aber alle Goldwäſchen aus Flüſſen nahmen mit der Zeit an Ertrag ab, weil, wenn ſie reiche Ausbeute geben, auch viel und anhaltend in ihnen geſammelt wird. Wir haben über die continuirliche Abnahme oben ein augenſcheinliches Beiſpiel aus Braſilien mitgetheilt. Das Waſchen aus Goldſanden nimmt auch ab, nachdem es eine kurze Zeit zugenommen hat, bis ſich die günſtigſten Punkte und Verhältniſſe finden. Es ſcheint nur länger anzuhalten, weil man immer weiter ſich ausdehnt und neue Goldfelder findet. So nahmen auch die Erträge der Sibiriſchen Wäſchen ab, nehmen aber jetzt wieder zu, weil man auf das Gebiet der Lena und des Amur übergegangen iſt. Jetzt iſt das Gebiet der Lena das ergiebigſte. Um ein Beiſpiel von einer ſehr reichen Ausbeutung zu geben, will ich hier einen Brief aus Nertſchinsk vom Ende des vorigen Jahres mittheilen, den man mit der Ophir-Ausbeute vergleichen mag.

„Die Goldinduſtrie überſchüttet bei uns die Unternehmer „mit Reichthümern. Von den Wäſchereien an der Olekma be„richtet man, daß die Compagnons Baſanow, Nemtſchinow und „Sſibirjakow in dieſem Jahre auf eine Ausbeute von 400 Pud „Gold bei 1100 Arbeitern rechnen; doch geht das Gerücht, daß „man bis jetzt bei ihnen täglich bis 7 Pud auswäſcht. Im „vorigen Jahre erhielten dieſe Herren jeder eine Dividende von „gegen 700,000 Rubel und in dieſem Jahre werden ſie nach „Abzug aller Koſten noch bedeutend mehr erzielen. Die Reich„thümer des Olekma-Syſtems ſind geradezu fabelhaft, obgleich „man bis jetzt noch gar nicht weit geſucht hat; der große Fluß

„Tſchira z. B. iſt noch von keinem Goldwäſcher beſucht worden. „Neulich iſt von einem Bevollmächtigten der Herren Baſanow „und Comp. in der Nähe von Albaſin an den Nebenflüſſen des „Amur, Omutna und Tumatſchi Gold entdeckt worden; eben ſo „hat ein Herr Tjatikow am Fluſſe Amgan große Goldlager „gefunden. — Nach allem dieſem kann man behaupten, daß „die diesjährige Goldausbeute die des vorigen Jahres bedeu„tend übertreffen wird, daß alſo die Reichthümer Sibiriens zu„nehmen, je mehr Energie auf ihre Exploitation verwandt „wird.“ N. Pr.

Herr von Maydell, der kürzlich aus Sibirien hier angekommen iſt, beſtätigt im Allgemeinen dieſe Angaben; doch habe die obengenannte Compagnie nicht 400, ſondern 300 Pud erbeutet, deren Werth, da das ungereinigte Pud Gold zu 10,000 Rubel gerechnet wird, 3 Millionen Rubel betragen werde.

Der Flußſand muß unter günſtigen Umſtänden noch beſſere Erfolge liefern können. Die Flüſſe ſind in Bezug auf das Gold nichts anderes als koloſſale Waſchtröge, die ſelbſt die Wäſche ausführen. Aber weil ſie koloſſal ſind, ſammeln ſie das Gold nicht auf einen Punkt; das ſchwerere Gold bleibt früher liegen, das leichtere Blättchen wird weiter geführt und ſenkt ſich erſt, wo die Strömung ſehr gering iſt, nieder. Beide werden auch gelegentlich weiter geführt, wenn die Strömung ſtärker anwächſt als gewöhnlich, oder auch mit Sand überſchüttet. Das Gold wird alſo weit verbreitet und kann daher eine Reihe von Jahren hindurch gute Ausbeute geben. Sie muß aber am reichſten ausfallen, wenn die Flüſſe von ſteilen Abhängen eines goldreichen Gebirges kommen und faſt plötzlich in die Ebene übergehen. In ſolchen Fällen muß das Gold ſich auf einem beſchränkten Raume ſammeln.

Es wird darauf ankommen, ob eine ſolche Localität für die Ophirfahrer ſich finden läßt. Damit wollen wir an die

verſchiedenen Gegenden uns wenden, in denen man Ophir geſucht hat. —

§. 7. In der Pyrenäiſchen Halbinſel (Spanien und Portugal) kann das alte Ophir ſich nicht befunden haben.

Nachdem die Sprache, nach welcher die aus Ophir mitgebrachten Gegenſtände, welche den Hebräern unbekannt waren, für die ſie alſo auch keine Namen hatten, benannt ſind, aufgefunden iſt, darf man Ophir wohl nur in ſolchen Gegenden ſuchen, in denen dieſe Sprache noch jetzt beſteht, oder ehemals beſtand, oder wenigſtens vor faſt 3000 Jahren im Gebrauch geweſen ſein kann. Damit ſollten alle Verſuche, Ophir außerhalb Indien zu ſuchen, fallen. Indeſſen iſt ſo viel Scharfſinn und Gelehrſamkeit aufgeboten worden, es näher von Paläſtina und Tyrus zu finden, und manche der aufgeführten Gründe ſind ſo verführeriſch, daß ſolche Anſichten ſich vielleicht ungeachtet der ſprachlichen Gegengründe doch wieder erneuern könnten. Es kommt eben darauf an, welchen Werth man darauf legen will, daß eine Gegend in Spanien von den Phöniciern Tarsis genannt worden iſt, oder daß in Arabien ein Stamm von Eingeborenen ſchon in den älteſten hiſtoriſchen Nachrichten Ophir genannt wird, oder daß man in Oſtafrika bis tief in den Süden hinab Spuren alten Bergbaus gefunden hat oder wenigſtens gefunden zu haben glaubt. Aber auch abgeſehen von der Möglichkeit des Wiederauftauchens ſolcher Meinungen ſcheint es paſſend, da doch dieſe Abhandlung über Ophir einige Ausdehnung erhalten mußte, auch die ſcheinbar begründeten früheren Anſichten mit ihren verſuchten Begründungen anzuführen. Es iſt um ſo nothwendiger, da die Entfernung der Gegend, in welcher wir Ophir zu finden meinen, anfänglich ohne Zweifel große Bedenken erregen wird, bis man an dieſe Anſicht ſich gewöhnt hat.

Doch wollen wir nur die mit mehr Gründlichkeit entwickelten Anſichten beſprechen, diejenigen aber bei Seite laſſen, die auf bloßen Einfällen beruhen, wie z. B. die, daß Ophir in Cilicien lag, einer Landſchaft, an welche Phönicien grenzte und wohin doch kein vernünftiger Menſch auf Schiffen gehen würde, die am Rothen Meere gebaut werden, und am wenigſten Phönicier; oder in Peru, zu deſſen Erreichung die Phönicier entweder den großen ſtillen Ocean überſchiffen mußten, oder auf der andern Seite den Atlantiſchen Ocean und dann noch eine lange und beſchwerliche Landreiſe zu machen hatten. Wir werden alſo nur die Gründe anhören, die man für Spanien, Oſtafrika und Arabien vorgebracht hat; denn für dieſe Anſichten machen ſich Gründe geltend, die ſich hören laſſen und gehört werden müſſen, um ſie zu überwinden.

Alſo zuerſt von den Anſprüchen Spaniens auf Ophir.

So ſehr auch der Schiffbau im nordöſtlichen Buſen des Rothen Meeres dagegen ſpricht, daß das Ziel der dort gebauten Schiffe nahe am Mittelländiſchen Meere gelegen haben könne, ſo in die Augen ſpringend ſind auf der andern Seite die Anſprüche, welche Spanien oder das alte Iberien erheben zu können ſcheint. Es werden nämlich die Schiffe, welche im nordöſtlichen Buſen des Rothen Meeres gebaut wurden, Tarſis-Schiffe, oder nach Hebräiſcher Ausſprache eigentlich Tarſchiſch-Schiffe genannt. Tarſis war aber eine Gegend am unteren Guadalquivir, in der die Phönicier Gold aus dem Sande der Flüſſe wuſchen. Die Griechen nannten dieſe Gegend ſpäter mit kleiner Umänderung Tartessos.*) Ungefähr 150 Jahr vor Salomo's Regierungsantritt hatten die Phönicier, die überall nach Metallen ſuchten, eine Kolonie, Gades, von der das jetzige Cadix den Namen hat, in der Nähe der Mündung des Guadalquivir, gegründet. Sie mußten ohne Zweifel auf

*) Strabo, p. 148.

ihren mannigfachen Fahrten ſchon erfahren haben, daß dieſe Gegend reich an edlen Metallen iſt. Ihre Hoffnungen wurden auch nicht betrogen, ſondern ſehr reichlich erfüllt. Sie fanden bei den Einwohnern das Silber in noch viel größerer Menge als das Gold im Gebrauche. Es ſollen gewöhnliche Utenſilien von Silber im Gebrauche geweſen ſein. Bei der Abgeſchiedenheit der Iberiſchen Völker von dem allgemeinen Handelsverkehr, in welchem ſchon lange die edlen Metalle als die eigentlichen Werthmeſſer galten, wenn auch noch nicht in Form von Münzen, hatte bei den Iberiern das Silber nothwendig einen viel geringeren Werth und wird gern für prächtig gefärbte Zeuge, für Glaswaaren oder für gefällige Formen verarbeiteter Bronce hingegeben ſein. So waren denn die Fahrten nach Tarſis gleich Anfangs ſehr ergiebig, und beſonders mit Silber ſcheinen die Phöniciſchen Märkte völlig überſchwemmt worden zu ſein. Es ging ſpäter, wie berichtet wird, ſogar die Sage, daß die Schiffer in der erſten Zeit, um nur das Silber mitnehmen zu können, ihre Anker von dieſem Metalle hätten machen laſſen. So ſehr man dieſer Sage auch das Märchenhafte anſieht, ſo läßt ſie doch erkennen, welchen Ruf der Silberreichthum erlangt hatte. Damit ſtimmt ſehr gut, was in unſeren Texten geſagt iſt, daß man zu Salomo's Zeit das Silber gar nicht geachtet habe. Der Werth deſſelben mußte durch die Menge und die Leichtigkeit, mit der man es erworben hatte, eben ſo herabgedrückt werden, wie im 16. Jahrhundert der Werth des Goldes durch die Menge dieſes Metalls, die man aus Amerika gebracht hatte, in ganz Europa ſank. Nach der Salomoniſchen Zeit verbreiteten ſich die Phönicier, beſonders von Carthago aus, über ganz Iberien, vorzüglich aber im ſüdlichen Theile, und legten Goldwäſchen, auch Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer an. Im nordweſtlichen Theile von Spanien (in Galicien) und im nördlichſten Portugals fand ſich auch Zinn reichlich. Da auch die Wolle ſchon damals in dieſer Gegend beſonders

ſein war und Früchte aller Art gut gediehen, ſo wurde Iberien bald das geprieſenſte Land des Alterthums, wo die Carthager ſich bereicherten und eben dadurch den Geiz und Neid der Römer erregten. Die Carthager von ihrer Seite waren wieder ſo eiferſüchtig, daß ſie Römiſche Schiffe, welche ſie weſtlich von Sardinien fanden, verſenkten, ſo lange ſie die Herrſchaft zur See hatten. So entwickelte ſich der glühende Haß beider Nationen gegen einander, der zu den Puniſchen Kriegen führte.

Kehren wir zu Salomo's Zeit zurück, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß ſchon damals der Handel nach Tarſis ein ſehr bedeutender war; denn gerade dieſe Gegend iſt die reichſte von ganz Iberien, und hier ſtanden auch die Bewohner auf einer höheren Stufe der Cultur, als im übrigen Iberien; und da die Phönicier ſie ſchon ein Jahrhundert in Beſitz hatten, ſo iſt nicht zu bezweifeln, daß der Verkehr auch ſchon recht lebhaft war. Da Tarſis zugleich der entfernteſte Handelspunkt der damaligen Phönicier war, ſo wird man höchſt wahrſcheinlich die größten Fahrzeuge damaliger Zeit zu dieſem Handel verwendet haben. Sie mußten ja wohl groß ſein, um für eine ſo lange Fahrt Proviant mitnehmen zu können. Man iſt alſo jetzt wohl allgemein der Meinung, daß der Ausdruck Tarſis-Schiffe in unſeren Texten nichts weiter bedeutet, als große Seeſchiffe, mit denen man gewöhnlich nach Tarſis fuhr, aber nicht nothwendig fahren mußte, wie man auch jetzt von Oſtindienfahrern ſpricht, obgleich ein ſolches Schiff auch zu andern Zwecken verwendet und etwa nach Südamerika beſtimmt werden kann. Hiram hatte alſo ſolche Schiffe bauen laſſen, wie ſie für die Fahrten nach Tarſis gebraucht wurden, und Luther's Ueberſetzung „Meerſchiffe" wäre dem Sinne nach ganz richtig.

Allein es giebt noch andere Angaben in unſeren Texten, als den bloßen Ausdruck „Tarſis-Schiffe". Es heißt nämlich nach Erklärung der genaueſten Kenner der Hebräiſchen Sprache

in 2. Chron. 9, 21: „Denn Schiffe hatte der König (Salomo), die nach Tarſis gingen mit den Knechten Hiram's; in drei Jahren Einmal kamen die Schiffe von Tarſis und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen." Eben ſo heißt es von dem erneuerten Verſuche Joſaphat's ſehr beſtimmt in 2. Chron. 20, 35—37, daß die in Ezeon-Geber erbauten Schiffe nach Tarſis fahren ſollten; von Ophir iſt gar nicht die Rede. Da man nicht einen Irrthum oder ein Mißverſtändniß an dieſer Stelle annehmen wollte, ſo hat man wahrhaft abenteuerliche Weiſen erdacht, wie die im nordöſtlichen Buſen des Rothen Meeres gebauten Schiffe nach Iberien gekommen ſein ſollen. Man hat gemeint, ſie hätten um Afrika herum ſegeln, oder durch den Kanal, der ſchon im Alterthum aus dem Nil in's Rothe Meer geführt war, in den Nil bis zur Theilungsſtelle des Fluſſes und von da durch einen andern Arm gehen können, um in das Mittelmeer zu gelangen. Allein die Umſchiffung Afrika's wurde erſt 400 Jahr nach Salomo auf Befehl des Aegyptiſchen Königs Necho von Phöniciſchen Schiffern ausgeführt, und zwar als Entdeckungsreiſe, um zu ſehen, wie weit Afrika ſich erſtrecke. Derſelbe König hat auch den Kanal zwiſchen dem Nil und dem Rothen Meere graben laſſen, der ſpäter unter der Perſiſchen Herrſchaft erneuert wurde. Die Umſchiffung Afrika's unter Necho war ſo ſehr Entdeckungsreiſe, daß man auf die Länge der Fahrt gar nicht vorbereitet war und die Schiffer unterwegs zweimal ſäen mußten, um ſich Nahrung zu verſchaffen. Auch wurde der Bericht über dieſe Fahrt ſo ſehr bezweifelt, daß Xerxes den Verſuch noch einmal, und zwar von Weſten nach Oſten, unternehmen ließ. Ueberdies läßt ſich kein Grund finden, die Schiffe am Rothen Meere zu bauen, wenn ſie doch in das ſpätere Tarſis gehen ſollten.

Eine auch aufgeſtellte Hypotheſe, man habe zwar die Schiffe bei Ezeon-Geber gebaut, ſie dann aber über die Land-

enge in das Mittelländiſche Meer transportirt, ſcheint mir ſo abenteuerlich, daß ſie kaum einer ernſten Widerlegung würdig iſt. Auch habe ich ſchon früher (§. 2) ausführlich darüber geſprochen, daß man wohl kleine Böte auf Rädern weit transportiren kann, große Schiffe aber nur unter ſehr günſtigen Verhältniſſen auf kleine Entfernungen. Um über den Sand der Landenge von Suez ein größeres Schiff zu transportiren, kann ich mir kein anderes Mittel denken, als untergelegte ſtarke und ſehr geradſtämmige Balken, und dieſe ſind in der genannten Gegend nicht zu haben, früher wohl eben ſo wenig, wie jetzt. Und wozu hätte man ſich dieſe Beſchwerde machen ſollen, da die Phönicier Schiffe genug auf dem Mittelmeer hatten und nach Belieben neue für Salomo bauen konnten. Sie hatten das beſte Schiffbauholz im eignen Lande.

Ohne Zweifel hat man ſeinen Scharfſinn ganz vergeblich angeſtrengt, um die Ophirfahrer aus dem Rothen Meere nach Iberien zu bringen, da man Elfenbein, Pfauen, Affen und Sandelholz von da nicht zurückbringen konnte. Prof. Keil meint zwar, das Elfenbein könnte aus Afrika nach Spanien eingeführt ſein; das Wort, mit welchem man „Pfauen“ bezeichnet, bedeute vielleicht einen ganz andern und zwar einen Afrikaniſchen Vogel, z. B. das Perlhuhn. Allein die in den Hebräiſchen Büchern gebrauchte Benennung für den Pfau hat man für denſelben Vogel faſt eben ſo im ſüdlichen Theile von Indien vorgefunden. Daraus folgt, daß entweder die beſtimmte Nennung von Tarſis im zweiten Buch der Chronika (9, 21) ein Verſehen iſt, oder daß man das Wort Tarſis (Tarſchiſch) — vielleicht nur zu gewiſſen Zeiten — unbeſtimmt zur Bezeichnung reicher Gegenden gebrauchte. Iſt es doch ſpäter nicht beſſer gegangen, da wir Oſtindien, Weſtindien und Südindien haben, das Wort Indien alſo überhaupt nur ein warmes, fruchtbares Land bedeutet und noch im vorigen Jahrhundert das Wort „Indianer“ ſo allgemein geworden war, daß es gar

keinen beſtimmten Sinn mehr hatte; denn es konnte einen Hindu eben ſo gut bedeuten, als einen Irokeſen, Mexikaner oder Peruaner.

Faßt man die Zeitverhältniſſe etwas in's Auge, ſo wird man ſich auch überzeugen, daß es eine Unmöglichkeit für Hiram war, Salomo's Leute nach Iberien zu führen. In dieſem Lande hatten die Phönicier allerdings um 1100 v. Chr. feſten Fuß gefaßt. Salomo kam etwas vor dem Jahre 1000 v. Chr. zur Regierung, die Expedition nach Ophir wird einige Jahre ſpäter unternommen ſein, da zuvörderſt das nöthige Holz an Cedern und Cypreſſen vom Libanon beſchafft werden mußte. Orientirt waren die Phönicier alſo vollſtändig in Iberien, und nach der großen Zahl der dort angelegten Metallgruben iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſehr raſch vordrangen. Auch muß die Schifffahrt dahin ſehr lebhaft geweſen ſein, da die dazu verwendeten Schiffe ſchon den techniſchen Namen der Tarſis-Schiffe hatten. Allein es war doch die Ausbeute an Silber überwiegend gegen die an Gold, das aber Salomo für ſeinen Tempel und ſeine eigenen Paläſte brauchte. Ueberdies war Iberien, die ganze Pyrenäiſche Halbinſel, Spanien mit Portugal, ſo groß, daß ein Jahrhundert nach der erſten Beſetzung gewiß noch viel zu entdecken blieb und viele Lager von edlen Metallen zu erwarten waren. Unter dieſen Umſtänden würde ſelbſt ein Handelsvolk der Neuzeit, das ſonſt dem Syſtem des Freihandels huldigt, das Eindringen eines fremden Volkes ſehr ſcheel anſehen und wahrſcheinlich gewaltſam verhindern. Die Phönicier bewahrten aber beſonders eifrig das Geheimniß ihres Handels. Iſt es denkbar, daß König Hiram die Israeliten hier einführen konnte, wenn er auch noch ſo viel Werth auf die Freundſchaft Salomo's legte. Man muß eine ſolche Begünſtigung für unmöglich erklären, wenn man bedenkt, daß die ſogenannten Könige der Phöniciſchen Städte keine ſolche despotiſche Gewalt hatten, wie die Herrſcher im Innern von Aſien und

wie ſelbſt in Paläſtina, wenn der König die mächtige Prieſterſchaft für ſich hatte. Unter den Phöniciern war die Verfaſſung mehr eine communale, die mit der von Rom in der republikaniſchen Zeit einige Aehnlichkeit gehabt zu haben ſcheint. Man unterſchied eine mächtige erbliche Ariſtokratie, die ſich in drei Stämme (tribus), und jeder wieder in zehn Genoſſenſchaften (gentes) theilte, und dieſer Ariſtokratie gegenüber ſtand das Volk. Zuweilen wurden zehn principes, namentlich in Tyrus, erwähnt. Es wird auch von dem Rath der Fürſten (concilium principum) geſprochen, der einen oberſten Senat dargeſtellt zu haben ſcheint. An allgemeinen Angelegenheiten, wie Geſandtſchaften und dergl., nahmen aber auch Deputirte der einzelnen Corporationen Theil. Zehn principes waren mit der Eliſſa aus Tyrus nach Carthago ausgewandert in Folge einer mehr demokratiſchen Strömung in dem Mutterſtaate. Ueberhaupt waren politiſche Wirren ſehr häufig. Unter dieſen Umſtänden konnte das Königthum, das allerdings nach den erhaltenen Liſten in den einzelnen Staaten ein erbliches geweſen zu ſein ſcheint, nicht mächtig werden und es konnte nie der ganze Staat für die Intereſſen des Herrſchers in Bewegung geſetzt werden, wie in Aſſyrien, Babylonien, Perſien, ſondern nur für gemeinſame. Aber was die offenbare Begünſtigung Salomo's für Hiram zur Unmöglichkeit machte, war, daß bei den Aſſyriſchen und Perſiſchen Invaſionen die kleinen, aber mächtigen Phöniciſchen Staaten gemeinſchaftliche Intereſſen verfolgten und unter beſtimmten Formen auch darüber verhandelten. Das erinnert an die Hanſa, mehr noch als an den Schweizeriſchen und Deutſchen Bund. Darin, daß die Bundesſtadt außerhalb des Gebietes der einzelnen Staaten lag, kann man eine Aehnlichkeit mit dem Amerikaniſchen Staatenbund erkennen. Movers ſagt über dieſe Bundesverfaſſung: „Obgleich jeder der einzel„nen Phöniciſchen Staaten ſeine ſelbſtändige Regierung, die „fünf größeren ihre Könige, die kleineren wahrſcheinlich ihre

„Sufeten mit den ihnen zur Seite ſtehenden Senaten und „Volksgemeinden hatten, ſo ſtanden ſie doch zu einander in „einem engern, zum Theil abhängigen Verhältniſſe, welches „durch Abſtammung, Macht und Größe der einzelnen Staaten „bedingt war. Was zunächſt die drei ſidoniſchen Königsſtaaten, „Tyrus, Sidon und Aradus angeht, ſo bildeten ſie zuſammen „eine Eidgenoſſenſchaft, an deren Spitze als Vorort Tyrus „oder Sidon ſtand und von der die übrigen kleinen Königreiche „oder Städte mehr oder minder abhängig waren. Das politiſche „Band, welches die drei genannten Königsſtaaten mit einander „vereinigte, war die Bundesverſammlung oder Tagſatzung zu „Tripolis, welche zugleich an der Spitze Phöniciens ſtand, aber „nur von den drei ſidoniſchen Staaten beſchickt wurde. Die „Stadt Tripolis war zu dem beſonderen Zwecke, ein Ver„einigungspunkt für die drei genannten Staaten zu ſein, wo „die Angelegenheiten von ganz Phönicien berathen wurden, er„baut. Sie war, um die Unabhängigkeit der hier gepflogenen „Verhandlungen zu ſichern, außerhalb des Gebietes der drei „Staaten, und zwar zur gegenſeitigen Sicherheit bei etwaigen „Streitigkeiten, in drei Quartieren erbaut, die eben ſo viele „Feſtungen bildeten, jede ein Stadium von der andern entfernt. „Die drei Staaten ſandten jeder hundert Senatoren mit ihren „Königen an der Spitze zur Berathung. Dieſes Collegium „bildete den allgemeinen Landesrath, berieth die Allgemein„intereſſen aller Staaten und entſchied namentlich über Krieg „und Frieden. Hier waren die übrigen Stämme, Staaten und „Städte nicht vertreten. Die gleiche Bemerkung läßt ſich bei „Aufzählung der geſammten Phöniciſchen Heeresmacht machen; „dann werden ebenfalls nur Sidon, Tyrus und Aradus er„wähnt. Dieſes ſetzt eine Abhängigkeit der kleinen Staaten „von dieſen drei größeren voraus, die das Patronat über ein„zelne der am Bundestage nicht ſtimmberechtigten kleinern ge„führt haben werden, während dieſe dafür als Hörige ſich den

„Heeresabtheilungen ihrer Schutzmächte anſchloſſen und des-
„wegen dann bei den obengedachten Zählungen nicht genannt
„werden. Was namentlich das Verhältniß der beiden andern
„nichtſidoniſchen Königreiche Byblus und Berytus betrifft, ſo
„wird man dieſes analog dem der Perioikenſtädte im Gebiete
„von Sparta, oder der Gibeoniten zur Israelitiſchen Gemeinde
„aufzufaſſen haben; denn die Gibliter erſcheinen in Hiram's
„Zeit als Dienſtleute des Tyriſchen Königs Hiram, und noch
„ſpäter werden ſie bei Ezechiel in dienſtlicher Eigenſchaft auf
„der Tyriſchen Flotte erwähnt. Die übrigen kleinern Städte
„ſtanden entweder im Verhältniſſe ſtrenger Abhängigkeit, oder
„in dem der Schutzverwandtſchaft zu einem der drei ſidoniſchen
„Staaten, je nachdem die Lage der Dinge es mit ſich brachte.
„Die Nachrichten, welche aus verſchiedener Zeit von dem Ab-
„fall der Städte, die zu dem Gebiete von Tyrus und Aradus
„gehörten, melden, laſſen auf derartige Verhältniſſe ſchließen,
„ohne dieſe jedoch näher anzugeben.

„An der Spitze des Phöniciſchen Staatenbundes war in
„ähnlicher Weiſe, wie bei den latiniſchen Städten, ein Vorort,
„als welcher bald Sidon, bald Tyrus erſcheint. In der älteſten
„Zeit behauptete Sidon den Vorrang. Von ihm waren die
„älteſten Kolonien ausgegangen, entweder neu gegründet, oder
„doch unter Erweiterung älterer Städte von ſidoniſchen Bür-
„gern beſetzt, ſo daß Sidon auf die Ehre, „„die Mutter der
„Sidonier"", ja der Phönicier überhaupt zu ſein, gerechten
„Anſpruch hatte, im Alten Teſtamente aber in Beziehung auf
„ſeinen Vorrang „„der Erſtgeborene Kanaans"" und als Vor-
„ort Sidon rabbah heißt, ein Name, den ſonſt Haupt- und
„Bezirksſtädte führten. Schon ſeit dem Ende des 11. Jahr-
„hunderts änderte ſich aber dieſes Verhältniß. Während die
„älteſten geſchichtlichen Nachrichten des Alten Teſtamentes über
„Tyrus ein tieferes Stillſchweigen beobachten, und auch Homer
„Tyrus noch nicht gedenkt, wird von da an bis gegen das

„8. Jahrhundert in Phöniciſchen und bibliſchen Quellen Sidon's „gar nicht gedacht.“ *)

Unter ſolchen Umſtänden iſt es wohl nicht denkbar, daß Hiram gegen das Intereſſe der Tyrier und wohl des ganzen Phöniciſchen Bundes Salomo ſo begünſtigte, daß er einem Volke, das noch gar keinen Schiffbau hatte, Schiffe bauen ließ, um ihm den Weg nach Iberien zu zeigen. Wie ſehr die Phönicier ihr Iberien und was damit zuſammenhängt, ihre Fahrten nach den Zinninſeln, geheim hielten, geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß alle Nachrichten über dieſe Länder fabelhaft blieben, bis die Römer in den Kriegen mit Carthago Spanien eroberten. Carthago hatte nach dem Untergange von Tyrus Iberien als ſein Erbe betrachtet, und ſelbſt nach der gründlichen Zerſtörung dieſer Stadt ſcheinen Phöniciſche Kaufleute, vielleicht in Tarſis anſäſſig, den Zinnhandel als geheimes Monopol ſich bewahrt zu haben, da Cäſar nichts von dem Zinn in Britannien, das er theilweiſe eroberte, erfahren zu haben ſcheint.

Allerdings mochte Hiram Werth auf die Freundſchaft Salomo's legen, da ſich dieſer ihm als einen friedliebenden und bauluſtigen König verkündete. Bisher waren die Israeliten anhaltend in den Kanaanitiſchen Ländern vorgedrungen und hatten manche den Phöniciern verwandte Stämme unterworfen oder ganz vertilgt. Sie hatten unter dem neuen Königthum an Macht gewonnen und noch David hatte den Umfang des Reiches ſehr erweitert. Die Phönicier können dieſem Vordringen nur mit Beſorglichkeit zugeſehen haben. Jetzt erſcheint ein bauluſtiger und prachtliebender König, der dem Handelsvolke nur Vortheil bringen kann. Man erlaubt ihm, auf dem Libanon Holz zu fällen, ſo viel er mag, und läßt ſich gut dafür bezahlen.

*) Movers im Artikel „Phönicier“ in Erſch und Gruber's Allgemeiner Encyklopädie, Sect. III. Bd. 24. S. 343 u. 344.

Viel verſchenken konnte Hiram alſo wohl nicht. Man ſchickt ihm Künſtler aller Art. Einer wird beſonders genannt, der wirklich ein ſehr mannigfaltiger und geſchickter Artiſt geweſen zu ſein ſcheint. Er macht Rinder von Erz, die ein künſtliches ſogenanntes Meer tragen. Er macht auch Cherubim, die ihre Flügel über die ganze Breite des Tempels ausbreiten. Aber Salomo will auch Gold und zwar ſehr viel Gold, eine ſehr natürliche Forderung in den Augen eines Phöniciers. Soll er ihn nach Iberien führen? Das iſt ganz unthunlich, aber auch nicht nöthig. David hat den guten Einfall gehabt, das Land der Edomiter zu erobern; in dieſes Land reicht der nordöſtliche Buſen des Rothen Meeres. Da kann man Schiffe bauen, denn da herum iſt Holz. Dahin können Schiffe aus andern Häfen des Rothen Meeres kommen. Von da kann man in ein entferntes Land ſegeln, von dem Hiram weiß, daß man reichlich Gold daſelbſt gewinnen kann. Da er gleichfalls daſelbſt Geſchäfte hat, ſo ſchickt er auch ſeine Schiffe mit. Dieſes Land iſt Ophir.

Aber, wo lag nun Ophir?

Gewiß nicht am Mittelländiſchen Meere, ſondern ſo, daß man aus dem nordöſtlichen Buſen des Rothen Meeres zu Schiffe dahin gelangen konnte.

§. 8. Ophir kann auch nicht eine Gegend Oſtafrika's geweſen ſein.

Wenn auch nicht eine ſo nahe liegende Veranlaſſung vorlag, als der Name Tarſis für Südweſtſpanien gab, ſo iſt doch ſchon oft von Commentatoren der bibliſchen Schriften ſowohl, wie von Reiſenden die Vermuthung ausgeſprochen worden, daß das Salomoniſche Ophir eine Gegend im öſtlichen Afrika geweſen ſei. Die hiſtoriſchen Forſcher beriefen ſich auf die Angaben, welche gelegentlich in der Geographie des Ptolemaeus

von Reiſenden an der Oſtküſte von Afrika vorkommen, und darauf, daß Ptolemaeus die großen Seen, aus denen der Nil ſeine Waſſermaſſen erhält, kannte, die erſt in neuerer Zeit unter dem Namen Albert-Nyanza und Victoria-Nyanza wieder in die Geographie eingeführt ſind; ferner darauf, daß ſchon 600 Jahre vor Chriſto der Aegyptiſche König Necho von Phöniciſchen Schiffen ganz Afrika umſchiffen ließ, wie uns Herodot erzählt, und endlich darauf, daß eine ſolche Unternehmung wohl Niemand in den Sinn gekommen wäre, wenn nicht ein anſehnlicher Theil von der Oſtküſte Afrika's ſchon früher beſucht und bekannt geweſen wäre. Die Reiſenden ihrerſeits hörten in den öſtlichen Ländern Afrika's häufig von Goldwäſchen aus dem Boden der Flüſſe oder ſonſtigem Trümmergeſtein, wie dergleichen auch im weſtlichen Afrika, in Guinea, Senegambien und an einigen Zuflüſſen des Joliba oder Niger vorkommen, weshalb denn bekanntlich ein Theil der Guineaküſte die Goldküſte genannt wird. Da überdies die Europäiſchen Reiſenden viel mehr Gold als Utenſilien oder Zierden bei den Häuptlingen an der Oſtküſte im Gebrauch fanden, als in den weſtlichen Gegenden, ſo ſchloſſen ſie daraus, daß Oſtafrika viel reicher an Gold ſein müſſe als Weſtafrika. Dieſer Schluß iſt aber nicht ganz ſicher. Oſtafrika ſtand vor Ankunft der Europäer in lebhaftem Verkehr mit Arabiſchen Kaufleuten; dadurch hatte das Gold eine hohe Werthſchätzung erhalten, und die Häuptlinge und Reichen ſchätzten es daher für ein Glück, wenn ſie ſich Schmuck und Utenſilien aus Gold verſchaffen konnten. Die weſtlichen Länder Afrika's waren dagegen vor dem Beſuche der Europäer ganz ohne weiteren Verkehr geweſen, und ſie mögen eben ſo erſtaunt über die Werthſchätzung des Goldes bei den Europäern geweſen ſein, wie die Eingeborenen Mexiko's und Peru's zur Zeit von Cortez und Pizarro. Die Portugieſen, welche zuerſt nach der Umſchiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung an die Oſtküſte von Südafrika kamen,

ſollen ernſtlich geglaubt haben, nach Ophir gekommen zu ſein. Bilder von Goldländern beherrſchten ja die Phantaſie der damaligen Abenteurer. — Da die Griechiſche Ueberſetzung des Alten Teſtamentes, die der 70 Dolmetſcher genannt, überall, wo der Hebräiſche Urtext Ophir hat, Suphir, Supheir, aber auch Sophara und Sophora ſchreibt, ſo glaubte man in den letzten Benennungen den Namen des Landes Sofala in Südafrika, Madagaskar gegenüber, ganz deutlich wiederzufinden, beſonders da dieſes Afrikaniſche Land bei Arabiſchen Schriftſtellern des Mittelalters auch unter dem Namen Sofara vorkommt.

Es iſt aber nicht allein der ſüdliche Theil von Afrika, in welchem man Ophir zu finden geglaubt hat, ſondern auch im mittlern Theile und im nördlichen bis Fazoglo z. B., und bis an die Gränzen Abyſſiniens, überall, wo Goldſtaub in den Handel kommt, wenn auch in geringer Quantität. Man hatte im Süden Nachrichten von alten Gebäuden, die man in der Nähe von Goldwäſchen gefunden habe und die man für die Anſiedelungen der Phönicier halten konnte. Dieſe Reſte von Gebäuden waren aber von keinem Europäer geſehen und mußten deshalb lange für märchenhaft gelten.

In neueſter Zeit ſchien dieſe Verſetzung Ophir's nach Südafrika eine ſehr kräftige Unterſtützung zu erhalten. Ein Reiſender, Karl Mauch aus Würtemberg, fand im ſüdlichen Afrika, jedoch nicht nahe an der Küſte, ſondern im Nordweſten von der hier befindlichen Transvaal-Republik, in einer von Fremden jetzt nur ſehr ſelten zum Zweck der Elephantenjagd beſuchten Gegend, die zum Reiche von Mosilikatse gerechnet wird, unter 20° 40′ ſüdlicher Breite Spuren von altem Bergbau. Er glaubte nicht allein Gruben, in denen man Quarzſtücke zerſtampft habe, ſondern auch Gruben für das Schmelzen gefunden zu haben; und da er in der Nähe einen mächtigen Quarzgang entdeckte, der, wie anderes Urgebirge, wirklich Goldkörnchen

enthielt, ſo zweifelte er nicht an dem alten Bergbau. Es liegt dieſe Gegend an den obern Zuflüſſen des Limpopo, eines nicht unanſehnlichen Fluſſes, der aber bisher doch nur wenig bekannt war. Das Gebirge, das hier die Zuflüſſe des Limpopo von den Zuflüſſen des Zambeſe ſcheidet, ſoll an 7000 Fuß hoch ſein, und die aufgefundenen Spuren alten Bergbaus ſind etwa 40 Deutſche Meilen von Pete am Zambeſe. Auf der andern Seite des Gebirges führen die Zuflüſſe zum Zambeſe ebenfalls Gold, das auch gewonnen wird und in den Karawanenhandel kommt, aber doch nur in geringer Quantität. Da nun auch in dieſen Gegenden von den Ruinen großer Gebäude, die aber Herr Mauch noch nicht geſehen hatte, ja ſogar von Inſchriften erzählt wird, ſo darf man ſich nicht wundern, daß man dieſe Gegend wieder als das alte Ophir begrüßt hat, beſonders, da in der Britiſchen Beſitzung Natal an der Küſte Südafrika's, öſtlich von dem neuen Goldlande, die Nachrichten des Herrn Mauch großes Aufſehen erregten und natürlich anſchwollen, und auch Goldſucher aus England durch die dortigen Zeitungen aufgefordert wurden. Der erſte, der die Deutung auf Ophir hervorrief, war der berühmte Geograph Petermann, dem wir auch wiederholte Nachrichten von dem Entdecker, und ſelbſt Karten verdanken.*) Noch nachdrücklicher wurde die Deutung auf Ophir von dem noch berühmteren Geologen Roderick Murchiſon, der Präſident der geographiſchen Geſellſchaft in London war, hervorgehoben und begründet in dem Jahresberichte, den er am 25. Mai 1868 über die geographiſchen Entdeckungen des vergangenen Jahres vortrug.**) In den geologiſchen Angaben, die Herr Mauch mitgetheilt hatte, die

*) Petermann, Geographiſche Mittheilungen 1866, 1867, 1868 und 1869.

**) Murchison, Address at the universary meeting of the geographical society, 25 May 1868 (Procedings of the g. soc. Vol. XII. p. 268—273).

allgemeinen Charaktere ſolcher Gegenden erkennend, deren Trümmergeſtein Goldſand giebt, und nicht unbekannt mit den Discuſſionen über Ophir, vielleicht auch etwas zu ſehr auf die Meinung Crawfurd's ſich verlaſſend, daß Ophir nirgends in Indien gelegen haben könne, ſagt Herr Murchiſon, daß die Geologie Arabiens auch nicht erlaube, es in Arabien zu ſuchen, daß das Almuggimholz vielleicht doch als Ebenholz zu deuten iſt, woran die beſprochene Gegend von Afrika ſehr reich iſt, und daß das Sandelholz zu ſchwach iſt, um zu bedeutenden Tiſchlerarbeiten verwendet zu werden. Was die Pfauen anlangt, ſo iſt Herr Murchiſon viel zu ſehr Geograph, um nicht zu wiſſen, daß in ganz Afrika keine leben. Er wirft aber die Frage auf, ob die Jüdiſchen Berichterſtatter nicht etwa Straußenfedern mit Pfauenfedern verwechſelt haben? Spätere umſtändliche Nachrichten über das Goldland in Südafrika ſind mir nicht zugekommen; doch erſieht man aus dem letzten Jahresberichte Murchiſon's vom Jahre 1869, daß die Regierung von Natal nur geringe Hoffnung hegt, ergiebige Goldwäſchen in jener Gegend eingerichtet zu ſehen; ob mehr wegen Abgelegenheit der Gegend von cultivirten Landſtrichen, oder wegen geringen Goldreichthums, iſt nicht beſtimmt zu erkennen.

Nach den neueſten Nachrichten arbeitete eine Engliſche Geſellſchaft von Goldſuchern doch noch fort, obgleich die Ausbeute nur eine mäßige iſt.

Das wichtigſte Ereigniß in dieſen Unterſuchungen beſteht aber darin, daß die ſagenhaften Ruinen neuerlich wirklich aufgefunden worden ſind. Herr Mauch, der ſeit 1866 ſeine Unterſuchungen in Südafrika, ungeachtet großer Schwierigkeiten, mit vieler Energie fortgeſetzt hat, iſt im Jahre 1871 bis zu dieſen Ruinen vorgedrungen. Sie liegen unter 20° 14′ ſüdlicher Breite und 31° 48′ öſtlicher Länge von Gr., in einer Gegend, die jetzt ganz unbewohnt iſt, wo aber früher ein Volk Malotſe anſäſſig war, das dieſe Gegend verlaſſen hat. Allgemein ſoll

in der Umgegend die Sage gehen, daß weiße Menſchen einſt hier gewohnt und dieſe Gebäude aufgeführt haben. Dieſe Ruinenſtätte wird jetzt Zimbabye genannt.

„Die Ruinen ſelbſt ſind nicht unbedeutend und laſſen zwei Abtheilungen unterſcheiden, die eine auf einem 400 Fuß hohen Granitfelſenkopfe, die andere auf einer etwas erhabenen Terraſſe. Beide ſind getrennt durch ein flaches Thälchen und der Abſtand beträgt etwa 300 Yards. Der Felſenkopf beſteht aus einem länglichen Granitmaſſiv von abgerundeter Form, auf dem ein zweiter Block, und auf dieſem wieder kleinere, aber immer noch viele Tonnen ſchwere Trümmer liegen, mit Spalten, Klüften und Höhlungen. Am weſtlichen Theile dieſes Berges nun, und zwar den ganzen Abhang von der Spitze bis zum Fuße einnehmend, befinden ſich die Trümmer. Da alles verſchüttet und größtentheils eingefallen iſt, ſo iſt es für jetzt noch nicht beſtimmbar, zu welchem Zwecke die Aufführungen dienten; am wahrſcheinlichſten dürfte es eine zu jener Zeit uneinnehmbare Feſtung darſtellen, worauf die vielen Gänge (jetzt aber aufgemauert) und die runden oder zickzackförmigen Directionen der Mauern hindeuten. Alle Mauern ohne Ausnahme ſind aus behauenen Granitſteinen ohne Mörtel aufgeführt, die weniger oder mehr von der Größe unſerer Backſteine abweichen; auch ſind die Mauern von verſchiedener Dicke, am ſichtbaren Fuße derſelben 10, an der eingefallenen Spitze 7—8 Fuß dick. Die merkwürdigſte Mauer findet ſich auf dem Rande eines Felſenabſturzes und iſt ſonderbarer Weiſe ganz gut erhalten bis zu einer Höhe von etwa 30 Fuß.

„An manchen Stellen ſtehen noch Steinbalken von 8—10 Fuß Länge aus dem Mauerwerk hervor, in welchem ſie einige Fuß tief feſtſitzen, denn ſie können kaum bewegt werden. Sie haben höchſtens 8 Zoll Breite bei 3 Zoll Dicke und beſtehen aus ſehr feſtem, metalliſch klingendem Geſtein von grünlich ſchwarzer Farbe. Einen im Durchſchnitt ellipſoidiſchen Steinbalken fand

ich, an dem Verzierungen ausgeſchnitten ſind. Unter einem großen Felsblock fand ich eine zerbrochene Schüſſel, in der Form den hölzernen Kafferbakjen gleich, aus talkigem Gneis, ſehr weich, von 18 Zoll Durchmeſſer und 3 Zoll Höhe, bei $1^1/_2$ Zoll Steindicke am Rande, $^1/_2$ Zoll Dicke am Boden. Weiter konnte ich nichts vorfinden, und das dichte Gebüſch, mit vielen neſſelartigen Geſträuchen untermiſcht, ließ keine weitere Unterſuchung zu.

„Am beſten erhalten iſt die Außenmauer eines in der Fläche erhaltenen Rondeau's von etwa 150 Yards Durchmeſſer. Es iſt etwa 600 Yards vom Berge entfernt und war wahrſcheinlich durch große Vorwerke mit dem Berge verbunden, wie die Schuttmauern anzudeuten ſcheinen. Dieſe Ellipſe hat nur einen einzigen, etwa 3 Fuß breiten und 5 Fuß hohen Eingang auf der nördlichen Seite, das heißt dem Berge zu, gehabt, der aber aufgemauert worden und ſpäter zum Theil wieder eingefallen iſt. Die Urſache hiervon mag der hölzerne morſche Querbalken geweſen ſein, der ein zu großes Gewicht zu tragen hatte. Außer dieſer Stelle ſind noch zwei Oeffnungen entſtanden durch Einfallen. Im Innern iſt Alles, mit Ausnahme eines ganz gut erhaltenen Thurmes von nahezu 30 Fuß Höhe, verfallen; ſo viel läßt ſich aber erkennen, daß die engen Gänge labyrinthiſch angelegt waren. Dieſer Thurm iſt aus ähnlich behauenen Granitſteinen bis zu 10 Fuß Höhe cylindriſch, dann bis zur Spitze coniſch erbaut; der Durchmeſſer am Fuße iſt 15, an der Spitze 8 Fuß; nirgends zeigt ſich eine Spur von einem Eingang. Er ſteht zwiſchen der äußeren und einer ihr nahezu parallelen Mauer, welch letztere einen ſchmalen Zugang gehabt hat. Dieſer Zugang hat in Mannshöhe vier Doppellagen von ganz ſchwarzem Geſtein, abwechſelnd mit Doppellagen von Granitgeſtein. Die äußere Mauer zeigt einen Verſuch, die Granitſteine in Verzierung zu legen. Dieſes Ornament findet ſich 20 Fuß vom Boden und iſt auf einem Drittel der ſüdlichen

Mauer zu beiden Seiten des Thurmes nur auf der Außenſeite angebracht. Sonſt iſt Alles Schutt und Trümmer und dichtes Gebüſch. Einige große Bäume von 3 Fuß Durchmeſſer erheben ihr Laubdach faſt zum Doppelten der Höhe der erhaltenen Mauer, und viele etwas raſch wachſende Bäume haben ſolche Granitſteine ganz in ſich verwachſen, was wohl einen Schluß auf das Alter erlaubt, nämlich: die Portugieſen, die nicht vor dem 16. Jahrhundert hier einen befeſtigten Handelsplatz gehabt haben, müſſen dieſe Gebäude bereits vorgefunden haben. Weitere Unterſuchungen werden mich wohl Genaueres vorbringen laſſen, daher für heute genug hievon.“*)

Inſchriften oder andere Zeugniſſe für ein ſehr hohes Alter ſind bis jetzt nicht gefunden. Herr Mauch legt großes Gewicht darauf, daß die jetzt herumwohnenden Völker viele eiſerne Werkzeuge in dieſen Ruinen gefunden haben ſollen. Er iſt überhaupt ſehr geneigt, in ihnen das Salomoniſche Ophir zu finden, wie er denn ſchon vor Erreichung der Ruinenſtätte auf das Auffinden des in allen Welttheilen geſuchten Ophir's ausging. Man wird auch gern zugeben, daß dieſe Ruinen in einem goldhaltigen Lande ein bedeutendes Gewicht für Ophir haben und ſogar als entſcheidend betrachtet werden könnten, wenn ihnen nicht ein anderer Urſprung nachzuweiſen wäre, und wenn nicht entſchiedene Widerſprüche ſich erheben ließen. Der Berichterſtatter über die Mauch'ſche Entdeckung in der Zeitſchrift „Das Ausland“ 1871, S. 536, findet das ganze Bau-

*) Dieſe Nachrichten finden ſich in Petermann's Mittheilungen 1872, Nr. 4, und faſt ebenſo, doch mit andern Folgerungen, im „Ausland“ 1872, Nr. 22 und 23. Ueber die Localitäten der Reiſe wird man ſich auf den gewöhnlichen Karten von Afrika kaum orientiren können, beſſer auf verſchiedenen Karten, die in Petermann's Mittheilungen in den letzten Jahren erſchienen ſind und Mauch's frühere Reiſen darſtellen. Wahrſcheinlich wird zu dieſer letzten Reiſe von Mauch auch ſchon eine Karte erſchienen ſein, bevor das vorliegende Bändchen im Druck beendet iſt.

werk und insbeſondere deſſen Verzierungen zu roh für die Phönicier. Ich wage nicht, dieſem Bedenken beizuſtimmen. Man baut ja wohl auch einfach in einem fremden Lande, in welchem man nur einen feſten Punkt haben will. Aber großes Bedenken erregt es mir, daß freiſtehende Mauern von 30 Fuß Höhe 3000 Jahre nach ihrer Erbauung noch ſtehen ſollen. Man hat allerdings noch ältere Mauern gefunden, wie noch jetzt in den Ruinen von Troja; aber dieſe wurden aus einem Schutthügel ausgegraben, wie bei Ninive. In einem Schutthügel wirkt die eigene Laſt einer Mauer faſt gar nicht mehr. So hart auch der Granit ſein mag, aus dem die Mauern von Zimbabye erbaut ſind, ganz unangreifbar wird er für Afrikaniſche Sonne und Afrikaniſche Regengüſſe doch nicht ſein. Beſonders beachtungswerth iſt es aber, daß die Granitſtücke keineswegs als große Quadern beſchrieben werden, ſondern von ihnen nur geſagt wird, daß ſie „weniger oder mehr von der Größe unſerer Backſteine abweichen“ (S. 239). Solche Mauern werden wohl nicht 3000 Jahre ſtehen bleiben.

In der That liegt es auch ſehr nahe, dieſen Ruinen ein viel geringeres Alter zuzuſchreiben. Allerdings ſind ſie älter, als die Portugieſiſchen Anſiedelungen an den benachbarten Küſten; denn de Barros, der genaueſte Berichterſtatter über die früheren Reiſen der Portugieſen, beſchreibt ſie ſchon, zwar ohne ſie geſehen zu haben, aber ohne Zweifel nach Berichten von Augenzeugen. Sie heißen bei den Eingeborenen Sinbave, ſagt Barros. Jetzt heißt die Ruinenſtätte bei den Eingeborenen Simbabye. Es kann alſo kein Zweifel ſein, daß er die nun wieder aufgefundenen Ruinen meint, wie denn auch ſeine ganze Beſchreibung paßt, außer daß er von einer Inſchrift ſpricht, die noch nicht aufgefunden iſt. Nun hatten aber die Araber im Mittelalter die ganze Oſtküſte von Afrika beſetzt; ſie betrieben hier den Handel, wie ſie noch jetzt durch ganz Afrika ziehen, und ſie brachten das Gold auf Afrikaniſche, Aſiatiſche

und Europäiſche Märkte. Von ihnen kommen die Namen, mit denen man noch jetzt die einzelnen Theile der Oſtküſte von Afrika belegt. Ihre Schriftſteller beſchreiben dieſe Diſtrikte Afrika's. Namentlich beſchreibt Edriſi, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, Sofala als die Gegend, aus welcher das meiſte Gold kommt. Sofala nennt man den Hafenpunkt für das weſtliche Land, in welchem die Ruinen liegen. Sollten die Ruinen nicht von den Arabern ſtammen? So lange nicht Inſchriften oder andere Funde in den Ruinen dieſe Anſicht widerlegen, muß man ihr die größte Wahrſcheinlichkeit zugeſtehen. Die Uebereinſtimmung des Namens Sofala mit dem Sophara der 70 Dolmetſcher iſt auffallend genug, aber derſelbe Name kommt in ſehr verſchiedenen Gegenden vor. Vielleicht waren auch die Araber oder ein anderes Semitiſches Volk ſchon ſehr früh in dieſen Gegenden; denn auffallend iſt es immer, daß die Kenntniß des Ptolemaeus von Afrika gerade bis zum 20. Grade ſüdlicher Breite reicht, und daß er in dieſer Breite weſtlich von der Küſte, alſo im Innern, eine Gegend Agisymba nennt.

Unmöglich aber darf man annehmen, daß die Salomoniſche Expedition hierher ging, da ſie Pfauen und Sandelholz zurückbrachte, die in ganz Afrika nicht vorkommen. Die häufig vorgebrachte Annahme, daß dieſe Gegenſtände durch den Handel dahin gebracht waren, kann man bei dieſem entfernten Orte doch wohl nicht gelten laſſen.

Gegen alle Anſichten, welche Ophir nach Afrika verſetzen, die alten ſowohl wie die neuen, iſt es aber entſcheidend, daß die nichthebräiſchen Benennungen der mitgebrachten Naturproducte in Indiſchen Sprachen wiedergefunden ſind, was ich in §. 6 bereits angezeigt habe und in §. 12 näher beſprechen werde.

Mir ſcheint der Umſtand, daß die genannten Indiſchen Producte mit Indiſchen Namen durch die Ophirfahrer nach

Paläſtina gebracht wurden, ſo entſcheidend, daß, wenn Beweiſe von einem ſehr hohen Alter dieſer Ruinen aufgefunden werden ſollten, ich ſie dennoch nicht für Ophir halten, ſondern eher glauben würde, daß die Araber ſehr früh hierher kamen, wie denn Arabiſche Sagen die Quellen der Reichthümer der Königin von Saba in Afrika ſuchen ſollen, im nördlichen, wie auch weiter hinunter. *)

§. 9. Auch Arabien darf nicht Anſprüche darauf machen, das Salomoniſche Ophir enthalten zu haben.

Sehr natürlich war es, daß die Hebraiſten das Salomoniſche Ophir zuvörderſt in Arabien ſuchten, und obgleich man noch keine goldreiche Gegend in dieſer großen Halbinſel hatte nachweiſen können und beſonders darauf gerichtete Expeditionen von Orientaliſten vergeblich nach einer ſolchen geſucht hatten, immer wieder darauf zurückkommen, wie wir von Herrn Prof. Keil ſchon gehört haben (§. 2). Die ſehr nahe liegende Veranlaſſung dazu liegt darin, daß in der ſogenannten Völkertafel, dieſem Abſtammungsverzeichniß der Völker im 1. Buche Moſis (10, V. 1—29), wirklich ein Name Ophir genannt wird, und zwar unter den Nachkommen Joktan's, von denen wenigſtens die meiſten notoriſch Arabien bewohnten. Dieſer Name Ophir iſt aufgeführt zwiſchen Scheba (Saba) und Chavila (Hevila), und iſt daher in Jemen, dem weſtlichen Theile des ſüdlichen Arabiens, zu vermuthen, wo aber jetzt ein ſolcher Name nicht vorkommt. Die Lage von Saba, das in den Hebräiſchen Texten eigentlich Scheba genannt wird, iſt jetzt ganz bekannt. Es wird auch von den Griechiſchen und Lateiniſchen Schriftſtellern viel genannt und als eine Gegend geprieſen, welche reich an Specereien, beſonders an Räucherwerk iſt und wo die Einwoh-

*) Ich geſtehe, daß auch ich Ophir früher in Afrika geſucht habe, bevor ich die Nachweiſung aus Indiſchen Sprachen kannte. Jetzt ſcheint mir eine ſolche Meinung ganz unhaltbar.

ner einen Ueberfluß an Gold beſitzen. Denſelben Ruhm hatte dieſe Gegend bei den alten Hebräiſchen Schriftſtellern; wir erinnern daran, daß eine Königin von Saba Salomo beſuchte und ihm außer Specereien 120 ſogenannte Centner (kikkar) Gold ſchenkte. Die beſtimmte Localität war aber lange Zeit zweifelhaft, da ein ſolcher Name nicht mehr vorkommt. Nur daß das alte Saba, die Hauptſtadt der Sabäer, nicht weit von der jetzigen Stadt Sanaa gelegen haben mag, mußte man vermuthen. Niebuhr, Seetzen und andere Reiſende des vorigen und jetzigen Jahrhunderts waren in Sanaa, der jetzigen Reſidenz eines Imams, geweſen, ohne die Localität von Saba aufzufinden. Dieſes Verdienſt hat ſich der Franzoſe Arnaud erworben, indem er von Sanaa mit Lebensgefahr durch räuberiſche Arabiſche Stämme nach dem Dorfe Mareb vordrang. Dieſes Dorf liegt auf einem Schutthügel, der von dem alten Saba ſtammt. Arnaud fand nicht nur viele Reſte von alten Gebäuden, ferner die Reſte von einer alten Umfangsmauer aus Quadern und Reſte eines großen elliptiſchen Gebäudes, ſondern auch eine Anzahl von Säulen, zum Theil in Reihen, vielleicht zu einem alten Tempel gehörig. Am wichtigſten iſt aber, daß er eine Menge, zum Theil großer Inſchriften entdeckte. In dieſen finden ſich nicht nur die Namen der alt-phöniciſchen Götter, ſondern auch vieler Herrſcher. Da Strabo die Hauptſtadt der Sabäer Mariaba nennt, ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daß das alte Saba im Laufe der Zeit dieſen Namen erhalten hatte, der jetzt in Mareb verwandelt iſt.*)

Auch andere Arabiſche Stämme ſcheinen nach den Hebräiſchen Nachrichten ſehr reich an Gold geweſen zu ſein. Die Midianiter gehörten zu den nördlichſten Stämmen der Araber und wohnten öſtlich vom Jordan. Als die Israeliten, noch ehe ſie über dieſen Fluß gezogen waren, um das Land weſtlich

*) Ritter, Erdkunde Bd. XII. S. 761—766.

von ihm zu beſetzen, einen Kriegszug gegen die Midianiter ausgeführt hatten, brachten die Hauptleute der Juden, nach faſt völliger Vertilgung der Midianiter, was ſie an goldenen Gefäßen und Geſchmeide erbeutet hatten, Jehova zum Opfer, und es betrug nach 4. Moſis 31, V. 49—52 16,750 Sekel Gold, eine Summe, die, wenn Sekel des Heiligthums gemeint ſind, was nicht ausdrücklich geſagt wird, 5 Hebräiſche Centner (kikkar) und 1750 Sekel, oder wenn gewöhnliche Sekel der Handelswaare, wenigſtens die Hälfte ausmachte. Viel ſpäter wurde unter dem Richter Gideon wieder ein Rachezug gegen den Reſt der Midianiter ausgeführt und die Israeliten erbeuteten allein an goldenen Stirnbändern, welche alle Ismaeliten getragen haben ſollen, 1700 Sekel (Richter 8, V. 26). — Nach ſolchen und ähnlichen Nachrichten war man geneigt zu glauben, Arabien enthalte viel Gold in ſeinem Boden. Da aber in neuerer Zeit, ungeachtet großer Aufmerkſamkeit darauf, kein Reiſender Goldwäſchen, Goldgruben, oder gar eine bergmänniſche Gewinnung von Gold im ſüdlichen Arabien aufgefunden oder auch ſichere Angaben von den Eingeborenen darüber erhalten hat, ſo haben diejenigen, welche an die frühere Goldgewinnung in Arabien glauben, ihre Zuflucht zu der Annahme genommen, daß die ehemaligen Fundorte von Gold jetzt vollſtändig erſchöpft ſeien. Unter dieſer Annahme mit Rückſicht darauf, daß nach der angeführten Stelle in der alten Völkertafel ein Stamm Ophir in Arabien in der Nähe von Saba oder Sabaea genannt wird, konnte Keil wohl ſagen: „Es iſt „von vornherein das Natürlichſte, anzunehmen, daß auch das „Salomoniſche Goldland hier geſucht werden müſſe, und nur „in dem Falle, wenn ganz entſcheidende Gründe dagegen ſprä„chen, dürfte man zur Annahme eines doppelten Ophir ſeine „Zuflucht nehmen.“ *) Sehr richtig iſt das Princip. Allein

*) Keil a. a. O. S. 62.

gegen die Anwendung für dieſen Fall laſſen ſich ſehr erhebliche Bedenken und, wenn wir nicht irren, unwiderlegliche Gegengründe erheben.

Zuvörderſt iſt es ſehr bedenklich anzunehmen, daß in einem Lande, in welchem jetzt gar keine Goldgewinnung bekannt iſt, ehemals eine ſehr reiche beſtanden habe. Regel iſt es allerdings, daß Goldfelder in Trümmergeſtein — ſogenannte Goldwäſchen — in der erſten Zeit der Benutzung die reichſte Ausbeute gewähren, ſpäter aber nur ſpärlichen Gewinn geben und endlich einen ſo geringen, daß man die Arbeit aufgiebt. Allein einerſeits wird man häufig von dem urſprünglich reichen Goldgewinn aus dem Trümmergeſtein auf die genuine Lagerſtätte des Goldes im anſtehenden Gebirge, d. h. auf rein bergmänniſche Gewinnung geführt. Andererſeits hört der Goldvorrath im Trümmergeſtein oder im Boden der Flüſſe nie ganz auf, weil die Zerſtörung des anſtehenden Geſteines immer fortgeht. Die Gewinnung wird zwar leicht eingeſtellt in Gegenden, wo die Arbeit beſſer verwerthet werden kann, geht aber ſehr lange fort, wo die Arbeit des Menſchen auf andere Weiſe wenig verwerthet werden kann. Das ſehen wir in Afrika, wo ſeit undenklichen Zeiten Goldſtaub aus den Flüſſen geſammelt wird. — Viel wahrſcheinlicher iſt der Bericht Strabo's, daß die Sabäer und Gerrhäer, die reichſten unter den Arabern, durch den Handel mit Wohlgerüchen, ſowohl aus Arabien als aus dem benachbarten Aethiopien ſich große Reichthümer erworben hatten und unermeßliche Vorräthe an goldenen und ſilbernen Geräthen beſaßen, wie Ruhebetten, Dreifüße, Schaalen und Becher, nebſt dem Prachtſchmucke der Häuſer, deren Thüren und Decken mit Gold, Silber, Elfenbein und edlen Steinen beſetzt waren.*) Die ſüdlichen Provinzen Arabiens produciren

*) Strabo p. 778. Strabo ſagt freilich an einer anderen Stelle (im Anfange derſelben Seite), in Arabien grabe man Goldkörner aus der Erde von verſchiedener Größe bis zu der einer Wallnuß, die man, durch-

nämlich duftende Harze und Pflanzenſtoffe mancherlei Art, worunter beſonders Myrrhen und Weihrauch in ſolcher Menge, daß Ritter ein Gebirge des ſüdweſtlichen Arabiens das Weihrauchgebirge nennt. Mit dieſen Specereien hat Arabien mit den andern Ländern Aſiens ſelbſt in den früheſten Zeiten und ſchon vor der Morgenröthe der Europäiſchen Geſchichte einen lebhaften Handel getrieben, da ſtark duftende Räucherungen für einen nothwendigen Bedarf des Gottesdienſtes galten.

Daß auch die nördlichſten Völker Arabiens reichlichen Vorrath von Gold beſaßen, wenn auch nicht ſo bedeutenden, wie die ſüdlichen, kann man ihrem Karawanenhandel zuſchreiben, den ſie ja ſchon ſehr früh trieben; man erinnere ſich, daß Joſeph an eine vorbeiziehende Karawane von Midianitiſchen Kaufleuten verkauft wurde.*) Auch dieſe Karawane war mit Specereien beladen.

Vielleicht wurde aber in den mittleren und mehr nördlichen Gegenden Gold auch aus dem Boden gewonnen. Man iſt nämlich, nachdem im ſüdlichen Arabien keine Goldfelder gefunden ſind und die dortigen Gebirge, ſo weit man ſie kennt (neuerlich hat man doch Granit auch in Südarabien gefunden), nicht von der Art waren, daß man Gold in ihnen erwarten kann, zu weit gegangen und hat behauptet, ganz Arabien könne kein Gold produciren, weil es keinen großen Fluß und kein Urgebirge habe. Allein Urgebirge ſind im nördlicheren und mittleren Theil vorhanden. Große, das heißt doch wohl ausgedehnte Flüſſe, ſind auch gar nicht nöthig, um das Gold aus ſeinen Lagerſtätten auszulöſen, ſondern nur Flüſſe mit ſtarkem Gefälle. Nun iſt aber Arabien nicht eine gleichmäßige Wüſte,

bohrt, mit anderm Schmuck an Schnüren trägt. Doch das ſchreibt er andern Griechiſchen Schriftſtellern nach. Die Araber trugen Goldkügelchen an Schnüren, und die Griechen nahmen an, daß dieſelben in Arabien gefunden waren.

*) 1. B. Moſis 37, V. 25—28.

ſondern es finden ſich viele Gebirge, denen Waſſer entſtrömen und fruchtbare Gegenden umher erzeugen. Es iſt auch in neuer Zeit ein anſehnlicher Fluß, Wadi er-Rumem, im Norden entdeckt, der dem Euphrat zufließt. Strabo nennt auch einen Fluß im mittleren Arabien, der dem Rothen Meere zufließt und Goldſand führt.*) In ſolchen Angaben pflegt Strabo zuverläſſig zu ſein, wenn ich auch ſeiner Angabe, daß die Araber natürliche Goldklumpen durchbohren und auf Schnüre gezogen tragen, nicht traue. Gegen die Annahme, daß in ganz alter Zeit viel Gold in Arabien zu Tage gefördert ſei, ſcheint auch der Umſtand zu ſprechen, daß in den Inſchriften von Karnak Tribute von Eiſen und Blei aus Arabien aufgeführt werden; Gold ſcheint nicht erwähnt zu ſein. Brandis, Münzſyſteme S. 76.

Aber das Gold aus Ophir, deſſen häufig in den Hebräiſchen Schriften Erwähnung geſchieht, wird immer als ein vorzügliches, beſonders reines Gold bezeichnet, kann alſo nicht für ein durch den Handel allgemein verbreitetes Gold gelten. Und womit ſollte die Salomoniſche Expedition es ſich erworben haben? Hatten die Araber es ſich durch den Handel erworben, ſo hatte es Handelswerth. Es war ein Tauſchmittel und erſetzte, wenn es auch nur gewogen wurde, die Stelle der Münze. Hier fällt beſonders in's Gewicht, was wir in einem früheren Paragraphen über die Unglaublichkeit, ja Unmöglichkeit geſagt haben, daß die Salomoniſche Expedition eine ſo große Menge Gold durch den Handel erworben haben könnte, noch dazu aus der Umgebung des Rothen Meeres, wo das Gold ſchon lange das Maaß für den Handelswerth abgab.

Noch gewichtiger iſt der Einwurf, daß die mitgebrachten Waaren, Elfenbein, Pfauen und Sandelholz, nicht Arabiſchen Urſprungs ſein konnten, da dieſes Land ſie nicht producirte. Man hat freilich eingeworfen, daß ſie durch den Handel nach

*) Strabo p. 777.

Arabien gekommen ſein konnten. Allein dieſe Vermuthung ſcheint mir vollſtändig durch den Umſtand widerlegt, daß die bibliſchen Berichte ausdrücklich bemerken, ſolches Sandelholz ſei weder vorher noch nachher in Paläſtina geſehen worden. Wir zweifeln gar nicht an dem lebhaften Handel der Arabiſchen Häfen; aber Waaren, die in dieſe Häfen kamen, wurden nicht nur in dieſer Halbinſel, ſondern auch in die Nachbarländer durch Karawanen verbreitet. Wußten doch die Israeliten ſelbſt auf der Sinaitiſchen Halbinſel die ausgeſuchteſten Schmuckſachen und Wohlgerüche zur Ausrüſtung der Stiftshütte zuſammenzubringen.*)

Entſcheidend ſpricht ferner gegen den Verſuch, das Salomoniſche Ophir in Arabien zu finden, der Umſtand, daß die Benennungen der mitgebrachten Gegenſtände nicht Arabiſch ſind, überhaupt nicht auf den Semitiſchen Sprachſtamm ſich zurückführen laſſen, daß ſie aber mit äußerſt geringen Abweichungen in Indiſchen Sprachen ſich wiederfinden.

§. 10. Ophir kann nur in der Indiſchen Welt geſucht werden.

Ophir kann nur in der Indiſchen Welt geſucht werden, da nach der Verſicherung der Kenner Indiens alle nicht Hebräiſchen Benennungen der von der Salomoniſch-Hiram'ſchen Expedition mitgebrachten Gegenſtände in Indiſchen Sprachen entweder ganz ſo, oder mit geringen Abweichungen ſich wiederfinden. Ueberdies gehören alle mitgebrachten Gegenſtände zu den Producten Indiens, und einige, wie das Sandelholz, kommen nur in Indien vor. In Indien hat deshalb ſchon der gelehrte Bochart Ophir vermuthet zu einer Zeit, in der man von den Sprachen dieſer Gegenden außerordentlich wenig wußte und ſelbſt über die Geographie des Landes nur ſehr vereinzelte Nachrichten in der Literatur ſich vorfanden. So kam es denn auch, daß Bochart in einer nicht paſſenden Localität Indiens

*) Vgl. das zweite Buch Moſis.

Ophir ſuchte. Wir werden darüber in dem §. 12 umſtändlicher ſprechen.

Es giebt ein noch viel älteres und competenteres Zeugniß. Der Name Ophir wird in der Griechiſchen Ueberſetzung der Hebräiſchen Schriften des alten Teſtamentes, die unter den Ptolemäern für die Alexandriniſche Bibliothek angefertigt wurde und unter dem Namen der Septuaginta oder der 70 Dolmetſcher bekannt iſt, nie Ophir genannt, ſondern, wie wir bemerkt haben, Sopheir, Sophira, Sophora, und dieſer Name ſoll noch jetzt in der Koptiſchen Sprache, der Tochter der Altägyptiſchen, die Bedeutung von Indien haben. — Ja, der gelehrte Jude Flavius Joſephus, der im erſten Jahrhunderte nach Chriſto lebte, in Judäa geboren war, ſpäter aber nach Rom kam und dort ein Werk über die alte Geſchichte der Juden in Griechiſcher Sprache ſchrieb, ſagt bei Gelegenheit der Salomoniſchen Expedition, die Schiffe ſeien nach Sopheira gegangen; dies ſei das Goldland, eine Gegend von Indien.*)

Darnach ſcheint es, daß in Paläſtina und auch in Aegypten noch eine Tradition über das beſuchte Land ſich erhalten hatte, und es bleibt ſehr fraglich, ob nicht in den Hebräiſchen Schriften der Name Ophir urſprünglich zu Anfange ein S gehabt hat; denn auch in anderen Semitiſchen Sprachen, wie in der Arabiſchen, ſind goldreiche Länder Sopora, Sofala und ſo mit kleinen Variationen in ſehr verſchiedenen Gegenden benannt worden, wovon unſere jetzige Geographie noch das Reich Sofala in Afrika bewahrt hat.

Die Indiſche Welt iſt ſehr ausgedehnt. Wir rechnen alles Feſtland vom Fluſſe Indus bis an die Chineſiſche Gränze zu Indien, und die Indiſche Inſelwelt reicht durch die Molukken bis in die Nähe von Neu-Guinea. Wo in dieſem weiten Be-

*) Josephi Antiq. Judaicae L. VIII. c. 6, 4. Goldland oder goldne Halbinſel war der Name von Malakka in den erſten Jahrhunderten nach Chriſto bei den Griechen und Römern.

reiche laſſen ſich Tarſchiſch und Ophir am wahrſcheinlichſten finden?

§ 11. Gegen die jetzt herrſchende Anſicht, daß Ophir in der Nähe der Mündung des Indus zu ſuchen ſei, laſſen ſich ſehr gewichtige Bedenken erheben.

Einer der hervorragendſten Kenner der Indiſchen Welt und der Sanſkrit-Literatur, Prof. Chriſtian Laſſen in Bonn, derſelbe, von dem der Urſprung der nicht Hebräiſchen Namen in der Ophirfahrt im Sanſkritiſchen geſucht worden, hat ſich zugleich ſehr entſchieden dafür erklärt, daß Ophir in dem Flachlande zwiſchen der Mündung des Indus und dem großen und ſehr verzweigten Cambay-Buſen gelegen haben müſſe.*) Ihm ſtimmt der Geograph Ritter in einer ſehr gründlichen Unterſuchung über die Lage Ophir's bei, die er dem 14. Bande ſeiner Erdkunde bei Gelegenheit der geographiſchen Darſtellung der Sinai-Halbinſel und des Ailaniſchen Buſens einverleibt hat, die aber für ſich ſchon eine anſehnliche Abhandlung bildet.**) Das ſind zwei ſehr gewichtige Autoritäten. Hören wir ihre Gründe, überſehen wir aber nicht, daß Ritter unmittelbar unter dem Einfluſſe des im Jahre 1847 erſchienenen erſten Bandes von Laſſen's Indiſchen Alterthümern ſchrieb und ſeine Abhandlung über die Ophirfahrt nicht etwa bei Gelegenheit ſeiner hiſtoriſch-geographiſchen Darſtellung Indiens, die lange vorher erſchienen war, ſondern im Jahre 1848, alſo ſehr bald nach dem Laſſen'ſchen Buche gedruckt wurde, wobei denn, was Ritter früher über die Ophirfahrt geleſen und gedacht haben mochte, leicht mit der neuen Anſicht ſich verflechten ließ.

Die Gründe für dieſe Anſicht ſind hauptſächlich folgende.

---

*) Laſſen's Indiſche Alterthumskunde, Bd. I an manchen Orten zerſtreut, aber zuſammengedrängt S. 538—539.

**) Ritter's Erdkunde Bd. XIV. S. 348—431.

1) Daß in alter Zeit an den Mündungen des Indus, alſo in dieſer Gegend zwiſchen dem genannten Fluſſe und dem Cambay-Buſen, ein Volk „Abhira“ gewohnt habe, bezeugen alte Indiſche Schriften. Dieſes Volk, oder dieſe Gegend wurde auch von den Griechiſchen Geographen erwähnt. In der That ſpricht Ptolemaeus von einer Gegend Abiria, aber er ſetzt ſie auf die rechte Seite des Indus, oberhalb der Theilung dieſes Stromes; ſie iſt alſo dem Cambay-Buſen nicht ſehr nahe.*)

2) Der Cambay-Buſen iſt ſehr geräumig und läuft in viele einzelne Buchten aus; obgleich jetzt ſeicht, wird er doch ehemals kleineren Schiffen gute Landungsplätze geboten haben. In ſeiner Umgebung finden ſich eine Menge Reſte von großen Städten, welche immer mehr verfallen. Herr Prof. Laſſen hält ſie für die Reſte großer Handelsplätze, welche verkommen ſind, ſeitdem ſie nicht mehr die Ausgangspunkte des Handels nach Perſien, Meſopotamien, Arabien, Syrien und Aegypten ſind. Es iſt ſehr möglich, ja wahrſcheinlich, daß die Handelsplätze um den Cambay verfielen, ſeitdem die Europäer die reichen Producte Indiens in ganz verſchiedenen Häfen in der Nähe ihres Urſprungs aufſuchen; daß aber die verfallenden Städte in der Umgegend der Cambay-Bucht bis in die Zeiten Salomo's zurückreichen, ſehe ich durch nichts erwieſen, oder auch nur wahrſcheinlich gemacht. Ausdrücklich bemerkt Laſſen, daß eins der mitgebrachten Producte, das Sandelholz, gar nicht in der Gegend, in der die Abhiren wohnten, überhaupt nicht auf der Nordhälfte Vorderindiens vorkommt, ſondern erſt am Südende, an der jetzt ſogenannten Küſte Malabar. Laſſen findet es nicht wahrſcheinlich, daß die Phönicier bis an dieſe Küſte ſchifften. Er glaubt vielmehr, daß die Malabariſchen

*) Abiria iſt bei Ptolemaeus eine Gegend von Indoſkythien, und Indoſkythien iſt das Land weſtlich vom Indus.

Producte durch Indiſchen Zwiſchenhandel ſich in dem Lande der Abhiren ſammelten und von hier von den weſtlichen Völkern abgeholt wurden.

3) Die nicht Hebräiſchen Namen der mitgebrachten Gegenſtände ſind Indiſchen Urſprungs. Dieſe Angabe iſt nicht neu, allein ſie iſt von Herrn Laſſen näher begründet. a) Das in den Hebräiſchen Berichten für Affe gebrauchte Wort iſt Koph, worin man das Sanſkritiſche Kapi wiederfindet. b) Das Elfenbein wird shen habbim genannt. Da nun shen das Hebräiſche Wort für Zahn iſt, ſo kommt es nur darauf an, das Wort habbim zu deuten. Man erklärt es für das Sanſkrit-Wort ibha, welches Elephant bedeutet, und einen Phöniciſchen oder Hebräiſchen Artikel vorgeſetzt erhalten haben ſoll. Das wäre alſo eine aus dem Semitiſchen und Sanſkrit zuſammengeſetzte Benennung. Im Sanſkrit heißt das Elfenbein eigentlich ibha danta, d. h. Zahn des Elephanten, da der Elephant ibha heißt, und manche Philologen glauben, daß die Griechiſche Benennung Elephantos, die als Elephant in die deutſche und andere neuere Sprachen übergegangen, dadurch entſtanden iſt, daß dem Sanſkritiſchen ibha danta der Arabiſche Artikel al vorgeſetzt, aus dem alibhadanta allmählig Elephantos wurde.*) c) Die Pfauen heißen tukhi-im, in welcher Benennung das Sanſkrit-Wort çikhi mit Dekaniſcher Ausſprache angenommen werden kann. Dekan iſt der ſüdliche Theil von Vorderindien, in welchem noch jetzt mehrere Sprachen geſprochen werden, die nicht von der Sanſkrit-Sprache abſtammen. — d) Das Sandelholz wird in den Hebräiſchen Texten Almugim oder Algumim genannt. Nimmt man von der letzten Benennung die Plural-Endigung (im) weg, ſagt Laſſen, ſo hat man die Sanſkritbenennung valgu, welche in der Dekaniſchen Ausſprache valgum geworden iſt.

So wären denn alle Fremdwörter im erſten Buche der

*) Dieſe Ableitung verwirft Laſſen in der zweiten Auflage.

Könige und dem zweiten der Chronika aus der Sanſkrit-Sprache hergeleitet. Einiges Bedenken muß es doch erregen, daß zweimal Dekaniſche Ausſprache, d. h. die der ſüdlichen Gegenden hervorgehoben iſt. Wie kam dieſe ſo weit nach Norden bis an das Geſtade zwiſchen dem Indus und der Cambay-Bucht? In Bezug auf das Sandelholz könnte man leicht annehmen, daß der Händler, der es von der Malabariſchen Küſte brachte, ſeine nationale Ausdrucksweiſe beibehielt. Aber Pfauen brauchte man nicht ſo weit herzuholen, ſie finden ſich in ganz Indien, und ſie hatten gewiß eine gangbare Benennung im Norden.

Die Abhiren waren ein Hirtenvolk, was ſchon ihr Name andeutet. Wie ſollten ſie zu dem vielen Golde gekommen ſein? Man hat gemeint, ſie könnten es aus frühern Wohnſitzen an den oberen Zuflüſſen des Indus mitgenommen haben. Dann gaben ſie es doch gewiß nicht ohne Aequivalent weg.

Viel bedenklicher iſt die Frage: wogegen konnten die Hebräer die große Menge Gold, die ſie heimbrachten, eintauſchen? Unmöglich doch in einer fruchtbaren Gegend Indiens gegen ihre Producte der Landwirthſchaft und bei einem Hirten-Volke. Jene könnten nur für die abſegelnden Schiffe Werth gehabt haben. Waren hier Emporien, oder überhaupt lebhafter Handelsverkehr, ſo war ſicher das Gold der Repräſentant des Handelswerthes. Und wäre auch ein ſo großer Ueberfluß davon da geweſen, ſo daß es einen verhältnißmäßig geringen Handelswerth hatte, ſo hat man es doch gewiß nicht hergekommenen Fremden umſonſt gegeben.

Ritter ſcheint an dieſen Einwurf gedacht zu haben, indem er bemerkt, daß ſowohl der Indus, als auch einige andere mehr ſüdliche Flüſſe Gold führen, das theils aus dem Schlick der Flüſſe, theils aus Trümmergeſtein, ſogenannten Goldſeifen gewonnen wurde. Aber der Indus hat in ſeinem Mündungsgebiete kein Gold, ſondern nur hoch oben in den Abſtufungen des Hindukuh und des Himalaya. Sowohl auf dem Südabhange

dieſer Gebirge, als auch auf dem Nordabhange derſelben und am Karakorum, überhaupt in Tibet, Jarkand und Kaſchmir ſind viele und reiche Goldfelder, wie noch neuerlich zu dieſem Zwecke ausgeſendete Indier berichtet haben. Mit den andern Flüſſen Vorder-Indiens, die Ritter anführt, iſt es nicht anders. Sie ſind zwar ſehr viel kürzer als der Indus und der Ganges, aber an den Mündungen führen ſie doch kein Gold. Auch liegen ſie ſehr weit ab von dem Lande der Abhiren, im Dekan, und münden meiſt nach Oſten, alſo weit ab von den Abhiren. Nur ſo lange ein Fluß mit ſeinen Zuflüſſen ein ſtarkes Gefälle hat, benagt er den anſtehenden Fels und reißt die Goldblättchen oder Goldkörner, die das Gebirge enthält, aus dem Muttergeſtein los, die er liegen läßt, wo das Gefälle abnimmt. Nun iſt es doch wohl nicht denkbar, daß die Iſraeliten und Phönicier die Flüſſe weit hinauf fuhren, durch dichte Bevölkerungen hindurch, um ſelbſt Gold auszubeuten, und zwar ohne von den Anwohnern verhindert zu werden. Wurde es ihnen aber als ſchon gewonnenes Waſchgold gebracht, ſo mußten ſie es bezahlen. Hätte das Gold an ſich auch wenig Werth gehabt, ſo mußte doch die Arbeit erſetzt werden, — und mit welchen Waaren konnten ſie das?

Wenn die Iſraeliten ſelbſt das Gold gewannen, ſo mußten die Goldfelder nicht weit von der Küſte liegen und in einer Gegend ſich befinden, wo noch nicht die vorgeſchrittene Cultur Eigenthumsrechte an dieſen Fundgruben für Volksſtämme oder Individuen entwickelt hatte.

Ganz neuerlich iſt in einem Engliſchen Werke über die alte Geographie Indiens von Alexander Cunningham eine Beſtimmung der Lage von Ophir erſchienen, die von andern Beſtimmungsgründen ausgeht, aber ein ähnliches Reſultat hat, wie das eben beſprochene.*) Von den Abhiren iſt hier nicht

*) Alex. Cunningham: The ancient geography of India, Vol. I. 1871, p. 6 and 497—499.

die Rede, deren Land Abiria ohnehin nach des Ptolemaeus beſtimmten Angaben weſtlich vom Indus und oberhalb der Theilungen des Fluſſes lag. Der Verfaſſer berichtet vielmehr, daß in einer ſehr alten heimiſchen Beſchreibung Indiens, Nava-Khanda genannt, ein Diſtrikt Sindhu-Sauvira, im Weſten von Central-Indien, erwähnt wird. Dieſer Name iſt ſo alt, daß er in einigen Purânas vorkommt. Herr Cunningham glaubt nun, daß aus dieſem Sauvira das Aegyptiſche Sofir, Sofeir u. ſ. w. geworden iſt, was wieder mit Ophir der Hebräiſchen Schriftſteller gleichbedeutend iſt. Der Diſtrikt Sauvira ſoll aber von einer Benennung des Jujuba-Baumes und ſeiner Frucht, ſowie der Diſtrikt Vadari von einer andern Benennung deſſelben Baumes den Namen haben. Vadari liegt aber am Cambay-Buſen und Sauvira iſt wahrſcheinlich nur eine andere Benennung derſelben Gegend. Barygaza, die zur Zeit der ſpätern Griechen am meiſten beſuchte Handelsſtadt, iſt wahrſcheinlich das einheimiſche Bhâroch an der Mündung des Nerbudda-Stromes, der in den Eingang der Cambay-Bucht ſich ergießt.

Im Mittelalter, ſagt Herr Cunningham weiter, zog ſich der Handel nach Cambay, dem innerſten Theile der gleichnamigen Bucht. Aus dem Mittelalter werden denn auch wohl die noch vorhandenen Reſte verfallener Städte ſtammen, und nicht aus der Salomoniſchen Zeit, ſetzen wir hinzu. Für den zu führenden Beweis wäre der umgekehrte Gang des Handels beweiſender. Das Gold nämlich, das die Salomoniſche Flotte von Ophir oder Sophir holte, leitet Cunningham gerade aus dem Norden von dem Südweſtende des Aravulli- oder Aravali-Gebirges her, wo dieſes am Abu-Berge ſich beſonders ſteil erhebt, da Goldproben aus den Betten der von dieſen Bergen herabſtürzenden Flüſſe in dem India-Museum ſich finden. Dafür aber, daß in dieſen Gegenden jemals viel Gold gefunden worden iſt, weiß unſer Verfaſſer kein anderes Zeugniß anzuführen, als

die Angabe des Plinius*), daß auf der andern Seite des Berges Capitulia ausgedehnte Gold- und Silber-Minen ſich finden. Angenommen, mit dem Berge Capitulia ſei der Berg Abu der Inder gemeint, bleibt mir nicht nur zweifelhaft, ob das Aravali-Gebirge, da es im weitern Verlauf nach Nordoſten ſich ſehr ſtark ſenkt und nur in ſeinem Südweſtrande ſchroff auf etwa 5000 Fuß ſich erhebt, viel Gold liefern konnte, ganz unbegreiflich aber iſt es, wie wir oben ſchon bemerkt haben, womit die Israeliten es eintauſchen konnten.

Gold kommt in ſehr vielen Flüſſen Indiens vor, reichlich iſt es jetzt aber in Vorder-Indien nur in den obern Zuflüſſen des Indus und Ganges, wohin die Salomoniſche Expedition unmöglich gelangen konnte. Es kommt darauf an, eine goldreiche Gegend zu finden, in der dieſe Expedition das Gold ſelbſt ſammeln konnte.

§ 12. Die nicht Hebräiſchen Benennungen der aus Ophir gebrachten Producte ſcheinen urſprünglich der Tamuliſchen Sprachfamilie anzugehören.

Herr Emmerſon Tennent, der mehrere Jahre Gouverneur von Ceylon war und ein ſehr lehrreiches Werk in zwei Bänden über dieſe Inſel unter dem Titel: „Ceylon in phyſiſcher, hiſtoriſcher und topographiſcher Hinſicht“ in wiederholten Auflagen herausgegeben hat, behauptet, die nicht Hebräiſchen Namen in den oft angeführten Berichten gehörten eigentlich der Tamuliſchen Sprache an und die meiſten würden noch jetzt ganz ebenſo, oder faſt ebenſo in Ceylon gebraucht.**) Der Pfau heiße daſelbſt in Tamuliſcher Sprache thokai, was offenbar

*) Plin. VI, 23, 5.

**) Emm. Tennent, Ceylon, I. p. 614 in der Note. Ich kann nur die fünfte Auflage citiren.

dem tukkijjim der Bibeltexte ähnlicher iſt, als das çikhi des Sanſkrit. Schade, daß Herr Emmerſon Tennent nicht anführt, wie das Sandelholz daſelbſt genannt wird; allein dazu hatte er wohl keine Gelegenheit, da jetzt, ſo viel er erfahren konnte, nirgends mehr Sandelholz in Ceylon vorkommt, obgleich es in alten Arabiſchen und Chineſiſchen Berichten als aus Ceylon ausgeführt genannt und dieſer Baum noch 1830 von Herrn Moon in einem Cataloge der Pflanzen Ceylons als daſelbſt einheimiſch angeführt wird.*) Sollte es durch die ſtarke Nachfrage ausgerottet ſein, wie das Calamander- oder Coromandelholz raſch ſeiner Vertilgung entgegengeht? fragt unſer Verfaſſer.**) Daß das Algummim-Holz der bibliſchen Nachrichten Sandelholz war, bezweifelt Herr Emmerſon Tennent nicht. Man kann noch hinzuſetzen, daß die Bäume, welche die Chinarinde liefern, durch jährliche Verwüſtungen ſo abgenommen haben, daß man jetzt in den Cordilleren große und anſtrengende Reiſen macht, um noch brauchbare Wälder zu finden. Wäre das Gebirge nicht ſo ausgedehnt, ſo könnte der Baum ſchon vertilgt ſein, der den Europäern doch nicht viel über drei Jahrhunderte bekannt geworden iſt.

Wir müſſen hier ein Paar Worte über die Tamuliſche Sprache einſchalten. Es beſtehen in Oſtindien und namentlich in der Halbinſel diesſeit des Ganges ſehr vielerlei Sprachen, die keineswegs alle als Töchter der alten ausgeſtorbenen

*) Daſelbſt, Bd. II, S. 102.

**) Mir ſcheint dieſe Bemerkung ſehr beachtenswerth für unſere Frage. Es iſt von vielen Kennern Indiens, von Crawfurd und Andern, die Behauptung aufgeſtellt, daß das Sandelholz in viel zu ſchwachen Stäben vorkomme, um beim Hausbau verwendet zu werden. Allein von einer Seite weiß man nicht, was eigentlich im Tempel von dieſem Holze gemacht war, von der andern Seite iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß ein ſo begehriges Holz vor 3000 Jahren weit ſtärker wurde. Auch werden wir ſpäter hören, daß aus einer Art von Sandelholz noch jetzt in Hinterindien Särge gemacht werden.

Sanſkrit-Sprache zu betrachten ſind. Wir können uns in dieſes bunte Gewirre nicht weiter einlaſſen, da es vereinzelte kleine Volksſtämme giebt, die nicht nur in der Sprache, ſondern auch in der Bildung und in der Geſichtsfarbe von den übrigen ſehr abweichen und für Reſte der Ureinwohner gelten. Wir bemerken nur, daß im ſüdlichen Theile von Vorder-Indien manche große Volksſtämme beſtehen, die weniger von den Hindus abweichen und deren Sprachen, obgleich ſie ſehr viele Wörter enthalten, die man aus dem Sanſkrit ableiten kann, doch auch viel Eigenthümliches haben. Man hat dieſe Sprachen längere Zeit für ſehr abweichende Töchter des Sanſkritſtammes gehalten; in der letzten Zeit ſind aber die Sprachforſcher doch ziemlich allgemein der Meinung, daß dieſe Sprachen, da ihr grammatiſcher Bau ein ganz anderer iſt, von den Sanſkrit-Sprachen urſprünglich ganz verſchieden ſind, aber ſehr viel, ja mehr als die Hälfte ihres Sprachſchatzes aus dem Sanſkrit erhalten haben. Man nennt ſie Dravidiſche, auch wohl Dekaniſche Sprachen, oder Tamuliſche im weitern Sinne. Unter den Dravidiſchen Sprachen iſt nun die Tamuliſche, oder die Tamil-Sprache, wie die Engländer ſie nennen, die wichtigſte. Sie wird auf der Südſpitze von Vorder-Indien, ſowohl an der Weſt- als an der Oſtküſte geſprochen, reicht aber auf der Oſtſeite viel weiter nach Norden hinauf als auf der Weſtſeite. Ihre Beziehung zu Ceylon iſt folgende. Die Singaleſen, die zahlreichſten unter den Bewohnern Ceylons, ſind nach Emmerſon Tennent's*) Meinung vor ſehr alter Zeit vom Feſtlande eingewandert und gehörten zu dem Dravidiſchen Stamme, bevor dieſer den Einfluß der Sanſkrit-Stämme erfahren hatte. Abgeſondert vom Hauptſtamme bildete dieſer Zweig ſich eigenthümlich aus, verſank aber in Schlaffheit, wozu die Fruchtbarkeit des Bodens und das Klima Veranlaſſung ſein mochten, während die zurückge-

*) Emmerson Tennent, Ceylon I. p. 328.

bliebenen Tamulen und andere Dravidiſche Völker unter dem belebenden Einfluſſe der eingewanderten geiſtigern und induſtriellern Sanſkrit- oder Ariſchen Völker thatkräftiger und induſtrieller ſowie auch kriegeriſcher wurden. Sie wurden daher ſchon im 3. Jahrhunderte vor Chr. als Leibwache in Dienſt genommen.*) Spätere Einwanderungen vom Feſtlande nach Ceylon ſind hiſtoriſch beglaubigt, ſehr frühe vorhiſtoriſche aber wahrſcheinlich.**) Sie ſetzten ſich in Ceylon immer mehr feſt, brachten auch für einige Zeit die Oberherrſchaft über die ganze Inſel an ſich. Jetzt leben ſie unter dem Namen „Malabaren", obgleich ſie in den einheimiſchen Chroniken „Tamulen" genannt werden, von den Singaleſen getrennt, vorzüglich im nordweſtlichen Theile der Inſel, aber auch zerſtreut, denn ſie haben bei ihrer Thätigkeit und ihrem Unternehmungsgeiſt vorzüglich den Handel an ſich gezogen. Man ſpricht alſo im nordweſtlichen Theile von Ceylon allgemein und in den Hafenſtädten zerſtreut Tamuliſch.

Daß Herr Emmerſon Tennent ſo entſchieden die Fremdwörter in den Berichten über die Hiram-Salomoniſche Expedition für Tamuliſch erklärt, war ihm wichtig, da er darauf ausging, den Ceyloniſchen Südhafen Point de Galle für das Tarſis oder Tarſchiſch jener ganz alten Zeit zu erklären. Wir werden dieſe Meinung in § 14. ganz beſonders beſprechen, können aber nicht umhin, auf die jetzt gewöhnliche Ableitung aus dem Sanſkrit zurückzukommen. Daß der Verfaſſer des Werkes über Ceylon dieſer Abſtammung gar nicht erwähnt, beruht ſicher nicht auf Unkenntniß derſelben, da das Buch ſich gerade durch Benutzung einer großen Mannigfaltigkeit von Quellen auszeichnet und die Kenntniß der Arbeiten über Indien dabei natürlich obenan ſteht. Er benutzt fleißig die Arbeiten Anderer.

*) Ibid. I. p. 353.

**) Wegen der Nähe des Feſtlandes und des leichten Ueberganges.

Allein, daß er ſelbſt Studien in der Sanſkrit-Literatur gemacht hätte, iſt nicht wahrſcheinlich, und da fand er wohl keinen Beruf, ſich in eine Abweiſung dieſer Ableitung einzulaſſen. Wir ſind dazu natürlich noch weniger befähigt, können aber nicht umhin, daran zu erinnern, wie der Sanſkritiſche Sprachſchatz ſich gebildet haben wird.

Es iſt zwar ſchon einmal von der Einwanderung der Ariſchen Völker geſprochen worden. Dennoch glaube ich, hier das Nothwendigſte noch einmal wiederholen zu müſſen.

Ich erinnere alſo daran, daß alle Europäiſchen Sprachen mit Ausnahme einiger weniger, wie der Baskiſchen, Finniſchen und Türkiſchen, mit einigen Aſiatiſchen, der Perſiſchen, Afghaniſchen und vielen Vorderindiſchen eine innere Verwandtſchaft in ihrem Bau beſitzen und daß auch der Wortvorrath ſich häufig auf gemeinſchaftliche Wurzeln zurückführen läßt, wogegen die Semitiſchen Sprachen (die Arabiſche, Hebräiſche, Chaldäiſche u. ſ. w.) ſowie die Finniſchen und Mongoliſchen ganz verſchiedenen Baues ſind. Man hat alſo verſchiedene Sprachſtämme anerkennen müſſen und jenen erſten den Indo-Europäiſchen genannt. Die einzelnen Sprachen dieſes Stammes ſcheinen ſich durch allmähliche Modification aus einer erſten Grundſprache entwickelt zu haben, und da man in der Sanſkrit-Sprache, von der man nicht nachweiſen kann, wann ſie wirklich im Munde des Volkes gelebt hat, die aber in den heiligen Schriften der Brahminen bis jetzt gebraucht wird und eine große Literatur erzeugt hat, die meiſten Wurzeln für den Sprachſchatz der Indo-Europäiſchen Sprachen findet, ſo wurde man geneigt, dieſe für die Stammſprache anzuſehen, und nannte wohl auch den ganzen Stamm den Sanſkritiſchen. Indeſſen, auch dieſe Anſicht war wohl noch nicht die richtige. Einige andere ausgeſtorbene Sprachen, wie die Pali-Sprache, verhalten ſich zu der Sanſkritiſchen wie Schweſtern, und dieſe letztere iſt nicht als die Urmutter, ſondern nur als die ausdauerndſte und ausgebildetſte Tochter einer

Urſprache zu betrachten. Ebenſo führt die Uebereinſtimmung in den körperlichen und ſittlichen Anlagen, beſonders aber den älteren religiöſen Anſchauungen und den Religions-Culten der Indo-Europäiſchen Völker zu der Vermuthung, daß ſie urſprünglich zuſammengehörig geweſen und ein gemeinſchaftliches Vaterland bewohnt haben, namentlich das alte Baktrien, das heißt nördlich vom Hindukuh und weſtlich von den gewaltigen Gebirgsmaſſen, welche das Chineſiſche Turkeſtan von den Flußgebieten des Syr-Darja und Amu-Darja trennen. Von hier ſcheinen ſie theils nach Weſten, nach Europa, theils nach Südweſten, nach Afghaniſtan und Perſien, theils nach Süden, gegen Indien ausgewandert zu ſein, wie die Sprachen wahrſcheinlich machen, hie und da aber auch die älteſten Sagen es bezeugen. Da nun in den älteſten Hymnen der Sanſkrit-Literatur der Name des Brahmaniſchen Volkes Aryas genannt wird und derſelbe Name den höhern Claſſen, beſonders den Prieſtern des erobernden Volkes geblieben iſt; da ferner in den Hand-Schriften der alten Baktrier dieſe ſich ſelbſt Airyas und ihre urſprüngliche Baktriſche Heimath Airya nennen und auch die Griechen einen Bereich Aria oder Ariana in dieſen Gegenden kennen, ſo nennt man dieſen Urſtamm jetzt am liebſten den Ariſchen und die zuvörderſt aus ihm hervorgehenden Völker und Sprachen die Ariſchen oder die Aryas, wie die Franzoſen, auch wohl die Engländer lieber ſchreiben.

Es ſchien mir dieſe kleine Abſchweifung nicht zu weit abzuliegen, da ich jetzt mit wenigen Worten hinzufügen kann, daß das Ariſche Volk, das in Indien einwanderte (und über dieſe Einwanderung iſt man ja einig), wohl nicht Namen für Pfauen, Affen, Sandelholz und Elephanten mitbringen konnte; und da ſich ſolche doch in der Sanſkrit-Literatur vorfinden, ſo ſind ſie wahrſcheinlich aus einheimiſchen indiſchen Sprachen aufgenommen. Wenn ſich dieſelben Namen häufig ebenſo, oder nur wenig anders in den Dekaniſchen Sprachen vorfinden, ſo wird

man wohl nicht annehmen können, daß dieſe Völker die Namen von einheimiſchen Producten von einem eingewanderten Volke angenommen haben, ſondern umgekehrt. Daß aber die Dekaniſchen Sprachen vor Einwanderung der Arier viel weiter in Indien verbreitet waren, wird man nicht bezweifeln können. Die Zeit der Einwanderung läßt ſich nicht beſtimmen, auch iſt dieſe ohne Zweifel nach und nach in wiederholten Zügen vor ſich gegangen. Doch ſcheinen die Kenner der Sanſkrit-Literatur darin einig, daß um das Jahr 1000 vor Chr., alſo zur Zeit Salomo's, wenigſtens die nördliche Hälfte Vorder-Indiens von Ariſchen Völkern beſetzt war. Der Beginn der Einwanderung läßt ſich gar nicht feſtſetzen. Max Müller, eine der beſten Autoritäten, ſetzt den Beginn dieſer Einwanderung bald um das Jahr 2000, bald um 2500 vor Chr., wird aber ſicher auch nichts einzuwenden haben, wenn man ſie um das Jahr 3000 vor Chriſt. beginnen läßt; denn jeder hiſtoriſche Nachweis fehlt hier, man kann nur behaupten, daß ſie einmal erfolgt ſein muß, und zwar vor allen hiſtoriſchen Nachrichten.

Uns kann der Anfang der Einwanderung auch ganz gleichgültig ſein, wenn wir nur erfahren könnten, wie weit die Ariſche Einwanderung zu Salomo's Zeit, d. h. um das Jahr 1000 vor Chr. vorgeſchritten war. Nun ſagt Herr Cunningham, die einheimiſchen Schriften bezeugten, daß um dieſe Zeit die Arier den Nerbudda noch nicht überſchritten und die Mündung des Ganges noch nicht erreicht hatten. Er ſagt dieſes in einigem Eifer gegen eine Aeußerung, daß die Ophirfahrer jene nicht Hebräiſchen Namen in Ceylon erfahren haben könnten. Die von den Hebräern gebrauchten Namen ſeien rein (pure) Sanſkritiſch; um ſie in Ceylon vorzufinden, müßten die Ariſchen Völker ſchon früher dahin vorgedrungen geweſen ſein, was unmöglich wäre, da ſie, wie ſo eben geſagt, den Nerbudda noch nicht überſchritten hatten. Cunningham gibt als Tamuliſche Be-

nennungen für die mitgebrachten Gegenſtände ganz andere Wörter als Emmerſon Tennent.*)

Ich kann mich auf dieſen linguiſtiſchen Streit nicht einlaſſen, da ich weder Sanſkrit noch Tamuliſch verſtehe; aber ich glaube doch, daß der ehemalige Oberbefehlshaber von Ceylon gewußt hat, wie die dortigen Malabaren, mit denen die Engländer mehr verkehren als mit den Singaleſen, die erwähnten Gegenſtände benannten, und ich ſehe doch, daß Laſſen die von den Hebräern angenommenen Namen nicht für ein reines, ſondern für ein verändertes Sanſkrit erklärt, oder für ein Sanſkrit mit Dekaniſcher, d. h. Südindiſcher Ausſprache. Das Sanſkritwort valgu, ſagt er, ſei in der Dekaniſchen Ausſprache valgum geworden. Bei den Ophirfahrern hieß es nach der Chronik algumim. Wenn wir die Pluralendigung (im) weglaſſen, ſo bleibt algum. Das iſt doch dem valgum ähnlicher, als das valgu. Laſſen ſagt ferner in einer Anmerkung, man gebe gewöhnlich das Malabariſche (Tamuliſche) Wort togei als Urſprung des Worts tukhi-im für die Benennung der Pfauen in den Bibeltexten, es ſei aber das Malabariſche togei ſelbſt nichts anders als das Sanſkritiſche çikhi; aber jedenfalls iſt das von den Bibeltexten gebrauchte Wort tukhi-im, dem wir wieder die Pluralendigung (im) abzunehmen haben, dem Malabariſchen ähnlicher, als dem pure-sang des Sanſkritiſchen.

Ueberhaupt, müſſen wir nicht den Spieß umkehren?

Denn iſt nicht das Umgekehrte wahrſcheinlicher, daß nämlich die Sanſkrit-Benennungen aus einheimiſchen Indiſchen Sprachen ſtammen, als umgekehrt? Die Ariſchen Völker, welche die Sanſkritſprache, oder eine dieſem Sprachſtamme verwandte, mitbrachten, kamen von Norden her, wo ſie weder Affen, noch Pfauen, noch Elephanten und am wenigſten Sandelholz beſaßen.

*) yânê für Elephant, kurangu für Affe oder Meerkatze (monkey), und mayil für Pfauen. Cunningham, p. 560.

Iſt es glaublich, daß ſie aus ihrem Sprachſchatz Namen für die Gegenſtände bildeten, welche ſie erſt nach der Einwanderung kennen lernten, und daß die frühern Einwohner, welche dieſe Gegenſtände ſchon lange in ihrer Umgebung hatten, die Namen derſelben von den Ariern entlehnten? Muß man nicht vielmehr vorausſetzen, daß dieſe die Namen der Indiſchen Thiere und Hölzer annahmen, die ſie vorfanden, und nach ihrer Sprachweiſe etwas umänderten? Denn mag man das Stammwort Dekaniſch, Malabariſch oder Tamuliſch nennen, in der Benennung im Sanſkrit kann ich nur eine Umänderung dieſes Stammwortes vermuthen. Beſonders konnten die Arier das Sandelholz nur ſehr ſpät kennen lernen. Wenn nun die Ophirfahrer eine Benennung deſſelben mitbrachten, die es noch jetzt im ſüdlichen Indien führt, iſt es da nicht natürlich anzunehmen, daß ſie es im ſüdlichen Indien kennen lernten? Und das geſchah zu einer Zeit, wo die Ariſchen Völker es entweder noch nicht geſehen hatten, oder wenn ſie es kannten, es ihnen nur durch Zufuhr aus dem Süden bekannt ſein konnte — wenn es nämlich richtig iſt, daß um das Jahr 1000 v. Chr. die Ariſche Einwanderung noch nicht über den Nerbudda und bis an die Mündung des Ganges vorgedrungen war.

Die entſchiedene Behauptung Cunningham's, die Fremdwörter in den Hebräiſchen Texten ſeien rein Sanſkritiſch, veranlaßte mich, an die gewichtigſte Autorität, an meinen, leider jetzt in Deutſchland weilenden Freund Böhtlingk, mich zu wenden, um, wo möglich, zu erfahren, ob dieſe Wörter auch aus Sanſkritiſchen Wurzeln abzuleiten wären, oder aus anderen Sprachen ſtammen könnten.

Böhtlingk erklärte, tukhim als die Dekaniſche Ausſprache des Sanſkritiſchen çikhin aufzufaſſen, habe ſchon große Schwierigkeiten, da man nicht begreife, wie bei den nördlichen Abhira dieſe ſüdliche Ausſprache ſich feſtgeſetzt haben ſollte; am ſchlimmſten ſtehe es aber mit der Gleichſtellung von Almug-im

oder Algum-im mit dem Sanſkritiſchen valgu, valguka, da dieſes Letztere nur bei einem ganz obscuren Lexicographen Sandelholz bedeuten ſoll. Das eigentliche und älteſte Wort für Sandelholz iſt tschandana, das auch ins Griechiſche übergegangen iſt.

In Bezug auf das Tamuliſche wurde ich an Herrn R. Roſt in London, als beſten Kenner der Alt-Indiſchen Sprachen, verwieſen. — Anderweitig habe ich von Kennern des Sanſkrit erfahren, daß valgu allerdings ein gutes Sanſkritwort iſt, das „ſchmuck, zierlich“ bedeutet. Es kann alſo vielleicht auch das Sandelholz mit dieſem Beiwort bezeichnet worden ſein, ohne jedoch ſo zu heißen; ſo wie ich das Campeſche-Holz „ſchönes Holz“ nennen kann, ohne damit ſeinen Namen angeben zu wollen.

§ 13. Ob Ophir an der Küſte Malabar zu ſuchen iſt?

Herr Roſt hatte die Güte mir zu ſchreiben: „Ich theile vollkommen Ihre Anſicht, daß die Ariſchen Inder bei ihrer Einwanderung nach dem Süden ſich eine Menge Ur-Indiſcher Wörter für Gegenſtände aneigneten, die ſie nicht kannten, daß folglich ſehr viele Wörter, die jetzt für Sanſkrit, vielleicht gar für Ur-Ariſch galten, Dravidiſchen Urſprungs ſind. Daß die Zahl ſolcher Lehnwörter viel größer iſt, als man bisher geglaubt hat, bin ich feſt überzeugt; und es iſt ſehr zu wünſchen, daß in dieſe Frage bald mehr Licht gebracht werde. Auf der anderen Seite wird aber wohl auch eine unverhältnißmäßig große Anzahl guter alter Dravidiſcher Wörter nach und nach neuen Eindringlingen aus dem Sanſkrit gewichen ſein.... Die Dravidiſchen Sprachen treten erſt im ſiebenten oder achten Jahrhundert als literariſche Sprachen auf und mögen bis dahin allen möglichen Wechſeln unterworfen geweſen ſein.“

Ich hatte Herrn Roſt gebeten, mir mitzutheilen, wie die von der Salomoniſchen Expedition mitgebrachten Gegenſtände im Tamuliſchen heißen, und erhielt folgende Auskunft.

Der Pfau heißt im Tamuliſchen tokei*), was mit dem Sanſkritiſchen çikhi nichts zu ſchaffen hat, ſetzt Herr Roſt hinzu; der Affe wie im Sanſkrit kapi, obgleich jetzt noch häufiger kurangu; Sandelholz in ſämmtlichen Dravidiſchen Sprachen čandanam (tschandanam), das ins Sanſkritiſche übergegangen ſein mag; im Tamuliſchen gibt es dafür noch ein anderes Wort aram.

Aus dem oben Geſagten leuchtet ein, daß die Ableitung der Fremdwörter der Hebräiſchen Texte wohl eher aus dem Tamuliſchen, als aus dem Sanſkrit möglich iſt, da tukhi offenbar mit tokei identiſch iſt, und kapi für Affe, ſich auch im Tamuliſchen findet, daß aber für Algum-im oder Almug-im das Stammwort ſich noch nicht gefunden hat.

Herr Roſt theilt mir ferner mit, daß auch in England Stimmen gegen die Identificirung Ophirs mit Abhira ſich erhoben haben. Zu den gewichtigſten gehören Caldwell (Dravidian comparative grammar) und Burnell (Indian antiquary. Bombay 1872). Beide verſetzen Ophir an die Malabariſche Küſte Indiens, weil dort ſich alle mitgebrachten Naturproducte finden; ſelbſt Gold in Nilambûr. Uebrigens bezweifelt Burnell, daß mit dem Worte algum Sandelholz gemeint ſein könne, da dieſes viel zu brüchig und von zu geringer Stärke

*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß togei, thokei tokai ganz denſelben Laut bezeichnen ſoll und daß nur die Uebertragung in die Deutſche Schreibweiſe eine verſchiedene iſt. Ebenſo wird man finden, daß das Wort, das in den Hebräiſchen Schriften Pfau bedeutet, hier auf verſchiedene Weiſe übertragen iſt. Ich habe die Uebertragung oder Transſcription beibehalten, die ich in jedem Falle vorfinde, da ich nicht das Recht beanſpruchen kann, einer eigenen Art der Transſcription zu folgen.

ſei, um zum Bauen verwendet zu werden. (Indian antiquary, p. 230.)

In Bezug auf dieſen Zweifel erlaube ich mir die Gegenbemerkung, daß das fragliche Holz gewiß nicht in Balken oder Klötzen, wie jetzt die Farbehölzer, ankam, ſondern wohl in Stangen und Scheiten, wie man noch jetzt das Sandelholz verſendet; ſonſt würde man es nicht zu muſikaliſchen Inſtrumenten verwendet haben. Der Tempel war ſchon erbaut, als die Ophirfahrt vor ſich ging. Was man aus dem koſtbaren Holze im Tempel noch baute, iſt zweifelhaft. Luthers Ueberſetzung „Pfeiler" iſt wenigſtens in Deutſchland aufgegeben. Höchſtens können es Stäbe im Treppengeländer geweſen ſein, da das Gebäude ſeit einigen Jahren ſtand und ſeine nöthige Unterſtützung haben mußte. Der Umſtand aber, daß das mitgebrachte Holz zu den muſikaliſchen Inſtrumenten für den Tempeldienſt verwendet wurde, läßt vermuthen, daß es mit Wohlgeruch duftete.

Wir kommen wohl noch einmal auf das Sandelholz zurück. Hier aber muß ich meinen Zweifel dagegen ausſprechen, daß mit Ophir die Küſte Malabar gemeint ſein könne.

Malabar nennt man bekanntlich die flache Weſtküſte Vorderindiens von ungefähr $14^1/_2$ Grad nördlicher Breite, bis gegen die Südſpitze des Feſtlandes. Es iſt ein ſchmaler Küſtenſaum, der nach Oſten durch das Gebirge der weſtlichen Ghats von dem mittleren Hochlande abgegrenzt wird. In dieſer ganzen Ausdehnung kennt man jetzt das Vorkommen von Gold bei Nilambur (Nellumbur, Ritter V. S. 781—783) am Fluſſe, der theils Nilambur, oder auch Beypur genannt wird, und weiter nach Süden, jedoch in ſo geringer Quantität, daß dieſe im Welthandel ganz verſchwindet.*) Ich habe zwar ſelbſt in

*) Nach Klöden ſollen auf 100 Quadrat-Meilen 1000 Menſchen Gold waſchen.

§ 6 zu zeigen verſucht, daß in Flüſſen beim erſten Auffinden des Goldes in ihnen, nachdem ſie in der ganzen Vorzeit das Geſtein benagt hatten, der Ertrag der Goldgewinnung ſehr bedeutend ſein kann, obgleich er ſpäter ſo gering werden mag, daß er die Arbeit nicht lohnt. Allein wie ſollte die Salomoniſche Expedition hier die günſtige Goldwäſche aufgefunden haben? Nilambur liegt nicht an der Küſte, ſondern ſchon im Gebirge. Würden die Bewohner dieſer Gegend den Fremden erlaubt haben, im Innern des Landes ungeſtört Gold aus dem Fluſſe oder aus dem Sande neben ihm auszuwaſchen? Man iſt doch allgemein der Ueberzeugung, daß Indien ſchon früh in der geſellſchaftlichen Cultur vorgeſchritten war, auch im Handel und allen Verhältniſſen des Beſitzes. Das Gold wird doch zu den Zeiten Salomo's dort ſchon einen Handelswerth gehabt haben. Sollte das Gold eingehandelt werden, ſo waren die Israeliten am wenigſten befähigt, ein Aequivalent für die erhaltene Menge Goldes zu geben. Ueberhaupt iſt zu allen hiſtoriſch bekannten Zeiten von den handelnden Völkern mehr Gold nach Vorderindien gebracht, als von da ausgeführt worden, da die Ausfuhr Indiſcher Natur- und Kunſtproducte immer die Einfuhr übertraf. Wie ſollte Salomo's ganz abrupter Handel das Gegentheil erreicht haben?

Allerdings fanden die Europäiſchen Völker, nachdem ſie zur See nach Vorder-Indien gekommen waren, ſo viel Gold im Gebrauch, daß ſie annahmen, das Land müſſe ſehr viel Gold produciren, wie man zu ſagen pflegt, richtiger, in ſeinem Boden finden laſſen. Dieſe Vorausſetzung hat ſich nur in den nördlichſten Provinzen als richtig erwieſen, nicht aber in den ſüdlicheren. Von dieſen behauptete man ſogar lange Zeit, ſie enthielten gar kein Gold. Jetzt weiß man von manchen Flüſſen, die von dem inneren Plateau Dekans, der Nilgherry-Höhe und den beiden Randgebirgen, den öſtlichen und weſtlichen Ghats, herabkommen, daß ſie in ihrem oberen Laufe Gold führen. Die

weſtlichen, nach Malabar gerichteten Flüſſe ſind zwar klein, haben aber ſtarken Fall und löſen mehr Gold los, als die öſtlichen. Die erſte Ausbeutung der Flüſſe ſcheint in ganz Indien der vorhiſtoriſchen Zeit, oder wenigſtens der Zeit vor dem näheren Verkehr mit Europa anzugehören.

Wenn die Küſte Malabar das Salomoniſche Ophir füglich nicht ſein kann, ſo könnte es doch das älteſte Tarſis ſein, da alle Producte aus Tarſis, von dort gebracht ſein konnten. Die Hebräiſchen Urkunden unterſcheiden zwiſchen Ophir und Tarſis, und von der großen Menge Goldes wird immer nur geſagt, daß ſie aus Ophir kam; das neue, koſtbare Holz auch von da. Die anderen Producte aber ſcheinen aus Tarſis zu ſtammen.*)

Ich will hier ſogleich die ſprachlichen Bemerkungen eines Philologen einſchalten, die mir ſoeben entgegentreten. Herr R. Rösler**) meint, die Gründe wiegen nicht ſchwer, welche Laſſen und Ritter veranlaßt haben, Ophir in Indien zu ſuchen. Deßhalb durfte ich ſeinen Widerſpruch nicht unbeachtet laſſen. Koph (Affe) der Bibeltexte brauche nicht vom Sanſkritiſch enkapi abzuſtammen, denn im Altägyptiſchen heiße der Affe kap, kaph und kafi, ſo daß dieſes Wort wohl von den älteſten Zeiten her den Semitiſchen und Ariſchen Sprachkreiſen gemeinſam angehörte. Die Juden werden alſo das Wort koph wohl lange vor jeder Ophirfahrt beſeſſen haben, und ſollte es von ihnen irgend woher entlehnt ſein, ſo iſt die Entlehnung aus Aegypten wahrſcheinlicher als aus Indien. Ebenſo wird nach Herrn Rösler shen habbim ohne Grund an das Sanſkritiſche ibha (Elephant) angeknüpft, da der Elephant, der in den oberen Nilländern einheimiſch iſt, den Aegyptern gewiß ganz bekannt war. Deßhalb iſt das Aegyptiſche ebu nicht vom Sanſkrit abzuleiten, ſondern es iſt ein altes, vom

*) 1. Könige 10, 11. 22. 2. Chronika 9, 10. 21.

**) Das Ausland, 1872, Nr. 27. S. 643.

Nil bis zum Ganges verbreitetes Wort. (?) Auch die Ableitung des Wortes Elephantos aus dem Sanſkrit mit Arabiſchem Artikel wird, wie jetzt ziemlich allgemein geſchieht, verworfen. Auch das Holz algummim von valgum abzuleiten, wird mißbilligt, wie oben nach Böhtlingk (S. 267) ſchon geſchehen iſt. —

Indeſſen ſchließt Rösler doch mit der Bemerkung, daß für die Benennung des Pfaues tukhi doch wohl kein Afrikaniſcher, ſondern nur ein Aſiatiſcher, vielleicht Indiſcher Urſprung anzunehmen iſt. Kann dieſes Wort die Verlegung von Ophir nach Indien rechtfertigen? fragt Herr Rösler. Mir ſcheint, daß man die Frage unbedenklich mit „Ja“ beantworten muß, denn daß die Aegypter Affen und Elephanten gekannt haben, iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Israeliten dort die Namen gehört hatten und aufgenommen haben, ſehr möglich; daß aber die Ophirfahrer zufällig den Pfauen dieſelbe Benennung gegeben hätten, die ſie im Tamuliſchen haben, ohne das Wort von dieſem Volke erhalten zu haben, wäre ein wahres Wunder.

§ 14. Ceylon darf zwar wohl nicht Anſprüche machen für das Goldland Ophir der Alten erklärt zu werden, könnte aber wohl das älteſte Tarſis der Phönicier ſein.

Wir haben ſchon früher bemerkt, daß der gelehrte Bochart bereits in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Ueberzeugung ausſprach, Ophir müſſe in Indien gelegen ſein, da nicht allein alle mitgebrachten Gegenſtände in Indien vorkommen, ſondern auch einige nur in Indien. Bei der nähern Beſtimmung der Gegend Indiens erklärt er ſich für die Inſel Ceylon, weil dieſe Inſel reich an Affen, Elephanten, Pfauen und Gold ſei.*) Da er zugleich die Ueberzeugung gewonnen

*) Bochart: Geographia sacra, Ed. 1707. p. 141. 695.

hatte, daß das Tarschisch in den Berichten über die Ophirfahrt eine Station auf dem Wege nach Ophir ſei, ſo ſprach er für dieſe Oertlichkeit die von Ptolemaeus angegebene Inſel Kory, etwas weſtlich von Ceylon, an, wobei er ſehr richtig erkannte, daß dieſe vermeintliche Inſel Kory nichts Anderes ſein werde, als das bei allen Indienfahrern ſehr bekannte Cap Komorin.*)

Gegen dieſe letztere Deutung nun erhebt Emmerſon Tennent, der ſchon öfter genannte einſtige Gouverneur von Ceylon, den ſehr gegründeten Einwurf, daß das Cap Komorin niemals eine Station für Weiterreiſende habe ſein können, weil es dieſem hohen Vorgebirge ganz an einem guten Hafen fehlt.**) Aber auch in der Nähe ſcheint kein einladender Hafen zu ſein, der die Naturverhältniſſe zu einem Emporium oder Handelsplatz böte, da keine der Europäiſchen Regierungen, welche Colonien in Indien hatten oder noch haben, in der Nähe des Cap Komorin eine Niederlaſſung gegründet hat.

Dagegen hält derſelbe ehemalige Gouverneur die Inſel Ceylon für das alte Tarſis der Phönicier und insbeſondere den ſüdlichen Hafen, jetzt Point de Galle genannt, für einen ganz vorzüglichen Handelspunkt. Ophir aber könne dieſe Inſel nicht enthalten, da man daſelbſt nur ſehr wenig Gold finde und auch keine Zeit bekannt ſei, in der es wegen Goldreichthums berühmt war. Des Plinius Angabe von dem Goldreichthum Taprobane's, wie man damals Ceylon nannte, auf die ſich Bochart verlaſſen zu haben ſcheint, verwirft er alſo ganz. Die Engländer, als jetzige Beſitzer von Ceylon, haben eifrig nach Gold ſuchen laſſen. Man hat es in ſehr kleinen Partikeln zu Getthyhedra, im Flußbette Maya-Oja und in einem andern nach Weſten ſtrömenden Fluſſe gefunden, überall aber in

*) Bochart, a. a. O. S. 694.

**) Emm. Tennent, Ceylon II. p. 101.

ſo geringer Menge, daß eine Gewinnung deſſelben nicht lohnend ſchien. Da überdies in der alten einheimiſchen poetiſchen Geſchichte Ceylons Mahawanſo das Auffinden eines Stückes Gold als ein Wunder behandelt wird, ſo iſt eine anhaltende und ergiebige Goldgewinnung auch in frühern Zeiten wohl nicht wahrſcheinlich.*)

Die Gründe, welche Herrn Emmerſon Tennent beſtimmen Ceylon und namentlich den Südhafen Point de Galle entſchieden für das Tarſchiſch der Salomoniſchen Expedition zu halten, ſind vorzüglich folgende.

1. Alle mitgebrachten Producte ſind in Ceylon zu haben, theils als einheimiſche, theils als eingeführte Waare. Wegen der Menge und Mannigfaltigkeit ſeiner Edelſteine war Ceylon ſchon im Alterthum berühmt und iſt es noch. Pfauen, Affen und Elephanten ſind im Ueberfluſſe zu haben, und die letzteren mögen ehemals größere Zähne gehabt haben, als jetzt. Silber producirt Ceylon zwar nicht ſelbſt, aber Silberplatten bringt man dahin, denn auf Silberplatten ſind häufig die heiligen Schriften eingegraben, und das geſchieht auch jetzt noch. Gold iſt allerdings nur in ſehr geringer Quantität in dieſer Inſel zu finden. Allein Gold kommt und kam immer durch den Handel nach Ceylon.

2. Ceylon bildet mit ſeinem Südhafen ſeit undenklichen Zeiten den Zielpunkt der Handelsfahrten aus Phönicien, Aegypten, Arabien, Perſien von der einen Seite und von Hinter-Indien, Java und China von der andern, und war dadurch das Verbindungsglied zwiſchen dem weſtlichen Handel und dem öſtlichen.

Gegen das letzte Argument kann man nicht umhin den Einwurf zu machen, daß es viel zu ſehr im Tone einer hiſtoriſch erwieſenen Thatſache vorgetragen wird. Man darf aber

*) Emm. Tennent, Ceylon I. p. 29.

nicht verkennen wollen, daß es bisher an hiſtoriſch erwieſenen Thatſachen fehlt. Wie weit gehen denn die hiſtoriſchen Nachrichten mit Einſchluß der Sagen in dieſen Gegenden zurück? Die inländiſche Geſchichte in epiſcher Form, Mahawanſo genannt, von welcher unſer Verfaſſer einen ausführlichen Auszug giebt, beginnt mit dem 6. Jahrhundert vor Chriſto. Auch die Chineſiſchen Nachrichten, ſoweit dieſe für Europa aufgeſchloſſen ſind, hat derſelbe geſammelt. Sie ſprechen zuerſt nach dem dritten Jahrhundert nach Chriſto von einer Reiſe, die aus China nach Indien und Ceylon, beſonders im Intereſſe des Buddhismus, unternommen wurde und auch Nachrichten über Ceylon und deſſen Handel mitbrachte. Im fünften Jahrhundert war der Seeweg bekannt und im Jahre 607 n. Chr. wird eine beſondere Expedition erwähnt. Mit Hülfe eines Sinologen hat Herr Emmerſon Tennent noch viele andere Chineſiſche Nachrichten über Ceylon zuſammengeſtellt, allein ſie ſtammen aus einem ſpäteren Sammelwerk und können höchſtens als mittelalterige gelten. — Die Nachrichten der Araber und Perſer gehen noch weniger weit zurück. Sie ſind ſämmtlich aus der Zeit der Eroberungen nach Muhamed. Es blieben alſo nur noch die Nachrichten der Griechen und Römer, wenn man nicht Vermuthungen über die Ophirfahrt dadurch unterſtützen will, daß man ſie an einer andern Stelle als völlig erwieſen betrachtet. Von den Griechen ſcheint es aber nicht zu bezweifeln, daß ſie erſt auf den Eroberungszügen Alexanders von Ceylon, ſowie überhaupt von den entfernten Theilen Indiens etwas erfuhren. Unter den Ptolemäern wurden Reiſen dahin unternommen, und es iſt bekannt, daß im erſten Jahrhunderte nach Chr. das Schiff eines Zolleinnehmers Annius Plocamus unter der Führung eines Freigelaſſenen durch die anhaltenden Monſun-Winde bis nach Ceylon verſchlagen wurde, dort längere Zeit verweilte und von dort eine Geſandtſchaft an den Römiſchen Kaiſer Claudius zurückbrachte, und daß Pli-

nius die Ausſagen des Chefs dieſer Geſandtſchaft, den er Rachius (vielleicht Radjah, Indiſche Benennung eines Häuptlings, meint Ritter) aufſchrieb.*) Damals beſtand allerdings nach Ausſage der Geſandtſchaft ſchon einige Handelsverbindung mit China. Erſt im 6. Jahrhunderte nach Chriſto erhielten die Griechen durch Beſuch Indiens vollſtändigere Nachrichten. (Cosmas Indicopleustes.)

Der Verkehr Ceylons mit dem Feſtlande Indiens mußte ſich nothwendig ſehr früh herſtellen. Aber auch da iſt auf hiſtoriſche Beglaubigung wenig zu rechnen, da in Indien alle Geſchichte ſich in Poeſie auflöſt. Das alte Epos Ramayana ſoll die Eroberung Ceylons feiern. Aber hier erbauen geſchwänzte Dämonen die Adamsbrücke, eine Reihe Klippen zwiſchen dem Feſtlande und Ceylon. Dergleichen iſt nicht geeignet hiſtoriſche Nachweiſe zu liefern.

Alles das kann keinen ſicheren Beweis liefern, daß Ceylon ſchon 1000 Jahr vor Chriſto ein Verbindungsglied des öſtlichen Handels mit dem weſtlichen bildete. Wir verwerfen nicht die Meinung, glauben aber nicht, daß man ſie als eine aus hiſtoriſchen Nachrichten erweisbare behandeln darf. Es ſcheint uns vielmehr, daß Herr Emmerſon Tennent dieſen Abſchnitt zu einer Zeit niedergeſchrieben hat, als er noch das von Herrn Wagenfeld publicirte Manuſcript einer angeblichen Griechiſchen Ueberſetzung (durch Philo aus Byblos) eines Abſchnittes der Geſchichte der Phönicier von Sanchoniathon für ächt hielt. Sanchoniathon iſt nach alten Griechiſchen Schriftſtellern, auch nach dem Kirchenvater Euſebius ein ſehr alter Phöniciſcher Schriftſteller, der etwa 1250 Jahr vor Chriſto gelebt haben ſoll.**) Der Grieche Philo von Byblos ſoll

*) Plin. hist. nat. VI, 22.

**) Von Sanchoniathon weiß man ſo wenig Gewiſſes, daß Movers, der gründlichſte Forſcher für die Geſchichte der Phönicier, an der Perſönlichkeit eines Sanchoniathons zweifelt. Er meint San-

dieſes Werk ins Griechiſche überſetzt haben, und aus dieſer Ueberſetzung hat Euſebius, der ſie alſo für ächt anerkannte, Berichte über die Mythologie der Phönicier gegeben. Seitdem iſt nichts mehr von dieſem Werk anderthalb Jahrtauſende hindurch zu hören geweſen, es galt alſo für vollſtändig verloren. Im Jahre 1836 machte aber ein Herr Wagenfeld aus Bremen bekannt, er habe ein Bruchſtück aus dieſer Ueberſetzung des Philo in einem Portugieſiſchen Kloſter gefunden, und im Jahre 1837 publicirte er dieſes angebliche Bruchſtück mit einer Lateiniſchen Ueberſetzung.

Dieſes ſonderbare Fragment erzählt nun, daß ein Tyriſcher König, der Joramus genannt wird, mit Hülfe eines Königs von Judäa, der aber nicht Salomo, ſondern Irenius heißt, in Elath eine Flotte von 10 Schiffen ausrüſtete, um Entdeckungen in den Ländern der Aethiopier, d. h. der Indier zu machen. Daß wirklich Salomo gemeint ſei, läßt ſich daraus erkennen, daß der König von Tyrus ſich erbietet, als Gegendienſt dem Könige von Judäa Bauholz zur Aufrichtung eines Tempels zu geben. Dieſe Flotte von 10 Schiffen ſegelte nun die Küſte von Indien entlang, ohne andere Beobachtungen zu machen, als daß die Küſte flach, das Innere aber gebirgig iſt und das Land viele gut gebaute Städte enthält. Dann kam man in ein durch Untiefen gefährliches Meer; als man ſich nach Süden wendete, erreichte man einen guten Hafen und befand ſich in der großen Inſel des Rachius. So hieß der oberſte König, welcher im Innern der Inſel reſidirte und vier Unterkönige in den vier Regionen der Inſel hatte. Die Reiſenden wurden in feierlicher Proceſſion zu dem Oberkönige gebracht, mit dem ſie

---

Choniath ſei der Name der Sammlung von heiligen Schriften geweſen, ſowie wir von der Bibel oder von dem Pentateuch ſprechen, und damit eine Sammlung von Schriften und nicht eine Perſon meinen. Movers: die Phönicier, Bd. I, S. 116.

Geſchenke austauſchten und der ſie lange Zeit bewirthete. Die auffallendſten Producte: Elephanten, Krokodille, Gold, Silber, Edelſteine, Zimmt und Caſſia, werden genannt, auch die Adams-Brücke und der angebliche Fußabdruck auf dem Adams-Berge. Kaum war dieſe Schrift erſchienen, ſo erhob ſich ein Sturm von Oppoſition von vielen Seiten. Man fand die Sprache nicht Altgriechiſch genug, in hiſtoriſcher Beziehung aber ein Gemiſch aus allerlei Nachrichten älterer Zeit. Am ſonderbarſten iſt offenbar der Name des Oberkönigs Rachius, der nur dem Berichte des Plinius entnommen ſein konnte, den Sanchoniathon unmöglich kannte. Die Schilderung von Ceylon, die viel Richtiges enthielt, ſcheint aus Cosmas Indocipleustes entnommen. Man war bald einig, daß dieſe Schrift ein Machwerk ſpäterer Zeit ſei, und Viele glaubten eine abſichtliche Fälſchung Wagenfeld's darin zu finden, was dieſer nie eingeſtanden hat. Es iſt auch nicht eben wahrſcheinlich, daß er ſich die Mühe gegeben haben ſollte, einen nicht ganz kurzen Bericht in Griechiſcher Sprache zu ſchreiben, von dem er doch vorausſehen konnte, daß es bald für unächt würde anerkannt werden; da er aber das Original niemals einem Urtheilsfähigen vorgezeigt hat, vorgebend, er habe es nach Portugal zurückſchicken müſſen, ſo iſt es wohl wahrſcheinlicher, daß er wirklich eine ſolche Relation irgendwo vorfand, die im Mittelalter von einem Mönch abgefaßt, aber gar nicht dem Sanchoniathon zugeſchrieben, oder ſonſt als neueres Machwerk kenntlich war, was Wagenfeld verbergen wollte.

Dieſe Schrift nun iſt Herrn Emmerſon Tennent, der eifrig alle Nachrichten über Ceylon ſammelte, in die Hände gefallen. Er hielt ſie Anfangs für ächt, und noch in der dritten Auflage ſeines Werks über Ceylon findet ſich eine Ueberſetzung unter den Materialien zur Geſchichte Ceylons. Durch eine Recenſion, wie es ſcheint, von der allgemeinen Verwerfung dieſer Schrift benachrichtigt, hat er deren Unächt-

heit anerkannt, ſeine Ueberſetzung aber dennoch an einer andern Stelle der fünften Auflage angefügt.

Schriftliche Urkunden darüber, daß Ceylon vor der Ophirfahrt mit dem fernen Weſten oder dem fernen Oſten in Handelsverbindung ſtand, werden ſich ſchwerlich auffinden laſſen, ſchon weil die Schreibkunſt um dieſe Zeit bei wenigen Völkern in Gebrauch ſein konnte. Es giebt aber andere Beweiſe, daß lange vor der Ophirfahrt Handelsverbindungen zwiſchen dem fernen Oſten und dem Weſten ſtattgefunden haben müſſen, und die Lage von Ceylon zeigt, daß dieſe Inſel ſehr geeignet iſt beide Handelsbereiche zu verbinden, obgleich die Singaleſen ſelbſt nach ältern und neuern Nachrichten wenig Neigung zu Seefahrten hatten und haben. Ceylon iſt ſelbſt in Indien berühmt wegen der Ueppigkeit ſeiner Vegetation, die in den gebirgigen Theilen, niemals an Dürre leidet, und wegen der Menge von Edelſteinen, die in ſeinem Boden, und der Perlen, welche in ſeinem Meere ſich finden. Es werden ſehr früh Fahrten dahin aus dem benachbarten Indien angeſtellt worden ſein. Aber auch für größere Fahrten, ſowohl aus dem Weſten als aus dem Oſten, liegt Ceylon und beſonders ſein Hafen Point de Galle gleichſam auf dem Wege. Kommt man von Weſten auf einer Entdeckungsreiſe am Cap Komorin vorbei und will nun die Oſtküſte von Indien entlang, ſo wird man bald von einem Gewirr von Klippen und Inſelchen aufgehalten, durch welche nur bei genaueſter Kenntniß durch wenige Paſſagen ein Schiff geführt werden kann. Kommt man von Oſten und will man nach der Weſtſeite von Vorder-Indien, ſo bietet Point de Galle den beſten Ruhepunkt, da um das Cap Komorin keiner zu finden iſt.

Wir werden in dem folgenden Paragraphen ſolche alte Handelsverbindungen des fernen Weſtens mit dem Oſten nachweiſen, wollen aber hier, um die Frage über den Antheil Ceylons abzuſchließen, folgende Erklärung abgeben:

1. daß Ceylon allerdings ein ſehr natürliches Verbindungsglied in dem Handelsverkehr von Oſt und Weſt abgiebt, und beſonders mit ſeinem Südhafen Point de Galle;

2. daß uns die Gründe, Ceylon könne nicht als Ophir angeſehen werden, welche Herr Emmerſon Tennent vorbringt, völlig beweiſend erſcheinen;

3. daß wir aber über die Meinung deſſelben Schriftſtellers, Ceylon ſei das älteſte Tarſis der Phönicier, uns nicht ſo beſtimmt entſcheiden möchten.

Wenn Ophir, wie wir glauben und in § 16 zu erweiſen hoffen, noch weiter lag als Ceylon, ſo war es höchſt wahrſcheinlich, faſt nothwendig, daß die Phönicier, wenn ſie dahin gingen, vorher eine Station hatten. Aus der Umſchiffung von Afrika erſieht man ja, daß ſie unterwegs zweimal ſäeten und erndteten. Bei der Reiſe nach Ophir war es auch nicht möglich Nahrung für die Hin- und Rückreiſe mitzunehmen. Als eine ſolche erſcheint in den Hebräiſchen Urkunden das Tarſis dieſer Berichte. Daß dieſes auf dem Wege nach Ophir lag und wahrſcheinlich eine bekannte Oertlichkeit war, geht aus den Berichten über den Verſuch Joſaphats, die Ophirfahrt zu erneuern, hervor. Wir haben die Berichte auf Seite 128 zuſammengeſtellt. — Auch in den Berichten über die früher ausgeführte Fahrt wird Ophir von Tarſis unterſchieden. Das viele Gold (420 Kikkar) wie auch das koſtbare Holz und Edelſteine, kamen aus Ophir. Ophir wird auch immer als Ziel und das Holen von Gold als der Zweck der Reiſe angeführt. An einer andern Stelle beider Berichte, wo Ophir gar nicht erwähnt iſt, werden noch andere Naturprodukte genannt, und die Chronika ſagt geradezu, daß dieſe aus Tarſis kamen (2. Chronika 9, 11. 21). Das erſte Buch der Könige ſagt das zwar nicht ausdrücklich, allein indem es dieſelben Gegenſtände nennt (Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen) und dieſen Bericht von dem Bericht aus Ophir trennt, ſo

zeigt es ſchon damit an, daß dieſe Gegenſtände nicht aus Ophir kamen (1. Kön. 10. 22). Man darf dieſen geſonderten Bericht auch nicht als Ergänzung der Berichte von Ophir anſehen, denn das Gold wird hier nochmals genannt, ohne weiteren Zuſatz, doch wohl, weil es in einer geringen Menge mit den Affen und Pfauen kam. Die in dieſem eingeſchalteten Berichte genannten Gegenſtände ſind es gerade, deren nicht Hebräiſche Namen theils nur aus dem Tamuliſchen, theils ſowohl aus dem Tamuliſchen als aus dem Sanskrit hergeleitet werden können. Im Tarſis der alten Phönicier hat man alſo wohl Tamuliſch geſprochen. Wo lag es nun?

Wir haben die Wahl zwiſchen Ceylon und der Küſte Malabar. Daß in Malabar Tamuliſch geſprochen wurde, kann man nicht bezweifeln. In Ceylon können wir die Anweſenheit der Tamuliſchen Sprache vorausſetzen, wenn wir annehmen, daß Einwanderungen dahin vom Feſtlande ſchon vor der Zeit Salomos ſtattgefunden haben. Eine ſolche Einwanderung iſt aber auch ſehr wahrſcheinlich, da die Nordſpitze von Ceylon kaum 11 geographiſche Meilen vom Feſtlande entfernt iſt, und eine Reihe Klippen, von denen viele aus dem Meere hervorragen, die ſogenannte Adamsbrücke, gleichſam den Weg dahin zeigen.

Eine ſichere Wahl zwiſchen Malabar und Ceylon würde man treffen können, wenn man vollſtändigere Nachrichten über den alten Handel Indiens mit dem Weſten beſäße, als uns aufbewahrt ſind. Für Malabar kann vielleicht noch der Umſtand ins Gewicht fallen, daß daſelbſt die ſogenannten ſchwarzen Juden*) leben, welche behaupten, lange vor der Zerſtörung Jeruſalems eingewandert zu ſein.**)

---

*) Ritter V. S. 598—600.

**) Ob dieſe angeblichen Juden nicht Phönicier ſind? Sie ſollen nur wenige der Hebräiſchen Urkunden kennen.

Sehr möglich, daß die Phönicier den Namen Tarſis ſpäter auf Spanien und für den Handel ergiebige Länder übertrugen, wie ja auch die Europäer den Namen Indien auf das mittlere Amerika als Weſt-Indien und auf Auſtralien als Süd-Indien übertragen haben. Auch Oſt-Afrika wird in der ſpäteren Zeit der Römer und Griechen nicht ſelten Indien genannt. Ueberhaupt übertrugen die Phönicier häufig den Namen einer Oertlichkeit auf eine andere. Dieſe Uebertragung iſt aber auch ſo natürlich und gewöhnlich für Gegenden, die man erſt auffindet, daß unſere Geographie heute noch voll davon iſt, wie Neu-Seeland, Neu-Holland, Neu-England, Neu-Südwales, Neu-Guinea und viele andere. Und wer wollte alle die Städte nennen, die in Amerika nach Städten der alten Welt, untergegangenen und noch blühenden, benannt ſind. Es iſt alſo auch ſehr möglich, daß die Phönicier den Namen Tarſis von Ceylon auf Südweſtſpanien übertrugen; nur ſcheint es mir nicht hinlänglich erwieſen, daß jene Inſel dieſen Namen führte, denn der Name „Tarſis-Schiffe“ kann zu Salomos Zeit auch dadurch in den Gebrauch gekommen ſein, daß die Phönicier in jenem Jahrhundert das Spaniſche Tarſis häufig beſuchten.

Giebt es auch keine documentirten Nachweiſe, daß Ceylon in ſehr früher Zeit mit entfernten Völkern Handelsverbindungen gehabt habe, ſo finden ſich doch Winke genug, welche auch ohne Rückſicht auf ſeine Lage, ſolche Verbindungen höchſt wahrſcheinlich machen. So haben die Bewohner des Südhafens von Ceylon von Alters her die Sitte, ihre Böte mit Auslegern zu verſehen, d. h. mit Holzſtämmen, welche in einiger Entfernung vom Boote ſeitlich angebracht werden und dem Schwanken entgegenwirken. Dieſe Ausleger oder Gegenſtämme, wie man ſie nennen kann, ſind bei den Malaiiſchen Völkern Sitte und ſind im ſtillen Ocean in das ſogenannte Doppelboot übergegangen, wo ein Boot immer das Schwanken des andern

vermindert. Die Vorderindiſchen Völker kennen dieſe Vorrichtung nicht. Man hat daraus und aus andern alterthümlichen Gewohnheiten ſchließen wollen, daß die Urbewohner Ceylons Malaien waren. Andere haben ſie für eine Chineſiſche Colonie anſehen zu müſſen geglaubt, aber Emmerſon Tennent findet es wahrſcheinlicher, daß ihr Urſprung gleich iſt dem der Urbewohner Vorderindiens vor der Ariſchen Einwanderung. Ceylon iſt voll alterthümlicher Monumente, die faſt alle eine religiöſe Bedeutung zu haben ſcheinen. Außer dieſen aber findet man eine große Menge Dämme, welche die Beſtimmung hatten, das Waſſer der Flüſſe aufzuſtauen.

Das älteſte inländiſche Geſchichtswerk, Mahawanſo *) genannt, eine metriſche Chronik in der Pali-Sprache abgefaßt, beginnt mit einer Eroberung durch einen Bengaliſchen Häuptling Widſhayo, welche man nach den Daten in dieſem Werke auf das Jahr 543 v. Chr. ſetzt. Da ſich zugleich ein Commentar in Proſa vorgefunden hat, der die Dunkelheit des Epos aufzuhellen ſich beſtrebt, ſo haben gelehrte Engländer daraus eine zuſammenhängende Geſchichte der Inſel Ceylon ausgearbeitet. Jene Chronik im fünften Jahrhundert nach Chriſto begonnen, aber wie behauptet wird, den inländiſchen Annalen in der Landesſprache folgend,**) hat ſpätere Fortſetzungen erhalten und iſt bis zum Jahre 1758 fortgeſetzt. Sie umfaßt 2300 Jahr. In dieſem Werke nun werden die religiöſen Monumente ſämmtlich der Buddhiſtiſchen Zeit zugeſchrieben, welche mit dem Jahr 307 v. Chr. durch die Einwanderung eines Buddhiſtiſchen Lehrers beginnt, die Anlagen aber für die Bewäſſerung zum Nutzen des Reisbaues den vorhergehenden Bengaliſchen, nicht Buddhiſtiſchen Herrſchern. Die noch frühere Zeit wird als dem Dämonen- und Schlangendienſt ergeben,

*) Emm. Tennent, Ceylon I. p. 311 seq.
**) Emm. Tennent I. p. 315.

mit Verachtung behandelt. Es ſcheint aber, daß der Verfaſſer aus zu großem Eifer für den Buddhismus die frühere Zeit zu ſehr verachtet, wie auch die früheren Chriſten alles Vorhergehende herabſetzten. Nicht nur die erſten Chineſiſchen Beſucher, freilich erſt dem 4. und 7. Jahrhundert nach Chr. angehörig, behaupten, daß Ceylon ſchon vor Annahme des Buddhismus ein Sammelplatz für Kaufleute geweſen iſt, ſondern auch das Sanskrit-Epos Ramayana gilt für eine poetiſirte Geſchichte einer Eroberung von Ceylon. In dieſem Epos nun kommen ſehr auffallende Uebereinſtimmungen mit Bildern und Epiſoden in Homers Gedichten vor. Man will ſogar Uebereinſtimmung in der Charakteriſtik der Helden finden. Indeſſen mögen dieſe Uebereinſtimmungen mehr geſucht ſein. Sehr auffallend ſind die Uebereinſtimmungen in der etwas fabelhaften Landungsgeſchichte des Widſhayo, wie ſie im Mahawanſo erzählt wird. So iſt eine Epiſode den Abenteuern des Odyſſeus mit der Kirke ganz ähnlich. Die Begleiter des Helden werden von einer Zauberin gefangen; ihm ſelbſt ſetzt ſie auch Speiſe und Trank vor, er aber faßt ſie mit der linken Hand bei den Haaren und droht mit der Rechten das Schwert ſchwingend, ihr den Kopf abzuſchlagen, wenn ſie die Begleiter nicht losläßt. Erſchreckt legt ſie ſich nun aufs Bitten, verſpricht die Gefährten freizugeben und ladet den Helden ein mit ihr das Lager zu theilen. Eine Bewirthung folgt. Auch eine ganz ähnliche Sage, wie die von den Sirenen, ſoll ein Chineſiſcher Reiſender aus Ceylon mitgebracht haben.*) Die Anklänge an die Iliade, die ſich in Ramayana finden, mögen zufällig ſein, oder vielmehr in der Uebereinſtimmung beider großen Expeditionen ihren Grund haben; aber jene mit den Abenteuern des Odyſſeus ſcheint doch ſo auffallend, daß man kaum an einer Uebertragung zweifeln kann, möge nun dieſe Sage von den Griechen nach Ceylon

*) Emm. Tennent, Ceylon I. p. 332. 334.

gekommen ſein, oder umgekehrt. Eine Uebertragung dieſer Art wird man nur durch die Phönicier vermuthen können.

Die religiöſen Denkmale werden, wie geſagt, dem Buddhismus zugeſchrieben. In Bezug auf die eigentlichen Tempel oder Grotten mit den Bildniſſen von Buddha, deren Zahl ſehr groß iſt, kann darüber kein Zweifel ſein. Auch die Wiharas, eine Art Klöſter für fromme Bewohner, aus Erde und Stroh erbaut, ſind offenbar Buddhiſtiſch. Allein es giebt noch andere Bauten, die, wenn ſie auch in der Buddhiſtiſchen Zeit ausgeführt ſind, einen langen Verkehr mit nicht uncultivirten Völkern anzudeuten ſcheinen. Dahin rechne ich die Dagobas, große halbkugelige oder glockenförmige Gebäude, maſſiv aus Ziegeln gebaut, mit einem ſehr kleinen inneren Hohlraum und auf regelmäßig geformten Subſtructionen oder Fundamenten ruhend. Sie haben große Aehnlichkeit mit den Topes in Afghaniſtan und im Pendſchab. Am merkwürdigſten ſind aber die Ruinen eines Tempels, den die Engländer Brazen palace nennen. Er ſoll nach den inländiſchen Annalen im zweiten Jahrhundert vor Chr. erbaut ſein, iſt aber ſo großartig, daß er eine lange Vergangenheit in großen Arbeiten anzudeuten ſcheint. Es ſtanden nämlich 1600 Monolithe aus Granit, jeder 12 Fuß hoch, in 40 Reihen, und 40 Monolithe in jeder Reihe, welche zuſammen ein großes metallenes Dach getragen haben. Daher der Name. Bei weitem die meiſten dieſer Monolithe ſtehen noch und beweiſen, daß das Ganze keine Fabel iſt. Nach dem Holzſchnitt,*) welchen Emmerſon Tennent von dem jetzigen Zuſtande gegeben hat, ſtehen ſehr viele dieſer Säulen noch vollkommen ſenkrecht, ein geringerer Theil hat ſich etwas geneigt und nur wenige ſind umgefallen oder zerbrochen. Dieſe Säulen ſind keineswegs ſo regelmäßig geformt, wie etwa in Aegyptiſchen oder Griechiſchen

*) Emm. Tennent, Ceylon II. p. 612.

Bauwerken; allein das Ausbrechen derſelben ſowie die gleiche Höhe, zu der ſie gebracht werden mußten, um das Dach zu tragen, ſcheint doch eine alte Civiliſation und einen langen vorhergehenden Gebrauch von Werkzeugen aus Metall anzudeuten. Es werden aber ſonſt noch Gebäude mit monolithiſchen Säulen erwähnt. Viele ſchlanke achteckige Säulen ſtehen noch auf der Stelle der alten Hauptſtadt Anaradohapura. Wenn ſich nachweiſen ließe, daß das Dach des Bronze-Tempels aus wirklicher Bronze war, ſo wäre freilich für uns der große Vorrath von den Ingredienzien der Bronze daraus erwieſen. Leider aber fehlt das Dach ſeit unbekannter Zeit und zu einem flachen oder gewölbten Dache iſt das ungemiſchte Kupfer wegen ſeiner Formbarkeit unter dem Hammer mehr geeignet als die Bronze. Aber auch das Kupfer iſt nicht einheimiſch und konnte nur durch anhaltenden Verkehr herbeigeſchafft werden. Bronze wird aber bei Beſchreibung der alten Bauten im Mahawanſo oft genannt, als Bronze-Platten, Bronze-Spiegel u. ſ. w. Die Ausſchmückung der urſprünglich inneren Gemächer jenes Bronze-Tempels mit Perlen und glänzenden Steinen iſt nach den Berichten ſehr prachtvoll geweſen, kann uns aber nichts weiter lehren, da Ceylon bekanntlich an Edelſteinen ſehr reich iſt. Indeſſen hat man dieſen Tempel mehrmals repariren müſſen, vielleicht weil die Pfeiler (die Monolithe) nicht feſt genug ſtanden, um ſich nicht zu ſenken. Die Zahl der innern Gemächer wurde allmählig vermindert und endlich wurden ſie ganz aufgegeben.

Außer den religiöſen Denkmalen findet man in Ceylon ſehr viele Reſte von ſtarken Dämmen, mit denen man das Flußwaſſer in großen Reſervoirs, Tanks genannt, aufſpeicherte. Da es in Ceylon zu keiner Zeit an Regen fehlt, ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daß dieſe Reſervoirs dazu dienten, die Reisfelder mit Waſſer angefüllt zu erhalten. Der Reis fordert bekanntlich anhaltende Näſſe, und gedeiht am beſten in ſtehen-

dem Waſſer. Einige dieſer Tanks haben einen ſolchen Umfang gehabt, daß ſie die Bewunderung der Beobachter erregen. Die größeren Anlagen dieſer Art ſind jetzt alle Ruinen. Soll man hieraus nicht ſchließen, daß in früher Zeit ein größeres Bedürfniß da war Reis zu bauen, was wiederum auf eine ſtärkere Bevölkerung zurückführt. Jetzt genügen viel kleinere Anlagen derſelben Art zur Ernährung einer Population, die vorherrſchend von Reis lebt. Daß die inländiſche Geſchichte die Anlegung dieſer Reſervoirs der Invaſion aus Bengalen zuſchreibt, dürfte der Wahrheit noch weniger gemäß ſein, als die Erbauung aller religiöſen Monumente ſeit Einführung des Buddhismus. Allein ſie kennt die frühere Zeit gar nicht, oder will ſie nicht kennen, und nur ganz gelegentlich wird angeführt, daß einige Herrſcher den urſprünglichen Dämonendienſt achteten.

Wir können nur damit ſchließen, daß ein ſehr früher Verkehr Ceylons mit dem Feſtlande von Indien gar nicht bezweifelt werden kann, weil der Uebergang ein ſehr leichter iſt, daß aber die Malaiiſche Form der Böte auch auf einen Verkehr mit den Malaien ſchließen läßt. Jetzt gelten die Singaleſen für ſehr indolent; allein, ſowie man vom Buddhismus mit Recht geſagt, daß er wie das Chriſtenthum rohe Völker zur Civiliſation führt, indem er die Unterdrückung der Leidenſchaften als Aufgabe für den Menſchen hinſtellt, ſo ſcheint es auch, daß er aus demſelben Grunde einen Indifferentismus fördert und die Induſtrie lähmt. Die Singaleſen mögen alſo früher ein viel thatkräftigeres Volk geweſen ſein. Später haben ſie von ihren Nachbarn, dem Tamuliſchen Volke, und vielleicht von andern nur Zerſtörungen erfahren, wovon die Inſel voll iſt. —

§ 15. Beweiſe von uralten Handelsverbindungen der weſtlichen Welt mit der öſtlichen. Ceylons Lage im Verhältniß zu beiden Handelsſphären. Malaien und Phönicier.

Man iſt nur zu ſehr geneigt anzunehmen: wo ein Bericht über Vorgänge fehlt, ſei auch nichts von Bedeutung vorgegangen; aber ein Handelsverkehr beſteht immer lange vor allen ſchriftlichen Documenten. Die Anfänge des Handels laſſen ſich deshalb nirgends nachweiſen, man erkennt ſie nur aus ihren Folgen.

Wenn wir nun im erſten Dämmerlichte der Geſchichte, vielleicht vor Erfindung der Schrift bei einem Volke Dinge im Gebrauche finden, die nur weit davon ihre Urſprungsſtätte haben, ſo müſſen wir wohl ſchließen, daß der Handel ſie dahin gebracht hat.

Es ſind allmählig durch die Bemühungen der Forſcher in den verſchiedenſten Gebieten der Geſchichte der Menſchheit ziemlich viele Beweiſe von ſehr altem Verkehr der weſtlichen Länder, wie wir überhaupt die Länder in der Umgebung des Mittelländiſchen Meeres nennen wollen, mit Vorder-Indien, ja mit Hinter-Indien, dem Indiſchen Archipel und ſogar mit dem noch ferneren Oſten aufgefunden worden. Laſſen hat ſie im 2. Bande ſeiner Indiſchen Alterthümer (i. J. 1852), ſo weit ſie damals bekannt geworden waren, zuſammengeſtellt und ausführlich beſprochen. Wir werden die weniger entſcheidenden ganz übergehen können, aber, was er vom Zimmthandel ſagt, weiter führen, und glauben mit dem Zinnhandel eine neue Ausſicht in die Geſchichte der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechtes zu eröffnen.

Unter allen Ländern, die am Mittelländiſchen Meere liegen, hat ſich die Cultur und damit die Kenntniß und das

Bedürfniß einer Mannigfaltigkeit von Stoffen und Kunſtproducten aus andern Ländern in Aegypten am früheſten ausgebildet. Von Aegypten dürfen wir alſo ganz beſonders erwarten, daß es uns Spuren von ſehr alten Handelsverbindungen entdecken läßt. Von Schriften hat uns Aegypten nicht viel mehr als lange Regiſter von Königen, und dieſe in ſpäteren und ſehr abweichenden Redactionen, und Papyros-Rollen meiſt von beſchränktem Inhalte hinterlaſſen, deſto mehr aber an Bauten und Inſchriften in Stein, von Gräbern mit Wandgemälden, Mumien und ähnliche Denkmäler früheren Daſeins.

In den Gräbern aus der Zeit der 18. Dynaſtie der Aegyptiſchen Könige, welche circa 1800 Jahr v. Chr. zu regieren begann und 1476 v. Chr. zu regieren aufhörte, hat man Vaſen aus Chineſiſchem Porzellan mit Chineſiſchen Inſchriften und Chineſiſchen Zeichnungen gefunden.*) Dieſe Vaſen ſind alſo wohl ſchon vor dem Abzuge der Iſraeliten, oder zur Zeit deſſelben nach Aegypten gekommen. Ob ſie zu Waſſer dahin gelangten, iſt fraglich, da wir bald ſehen werden, daß ſich eine Handelsverbindung zu Lande zwiſchen China und dem Weſten bis an das Mittelländiſche Meer gebildet hatte; doch ſind Porzellangefäße in ſo weite Entfernungen kaum zu Lande transportabel.

Es ſteht jetzt feſt, ſagt Laſſen, daß die Aegypter ſich des Indigo's bei der Färbung der Zeuge bedienten, welcher ihnen nur aus Indien zugeführt worden ſein kann; auch ſind unter den Zeugen, mit welchen die Mumien umwunden wurden, Muſſeline gefunden, die ebenfalls Indiſchen Urſprungs ſind. Für dieſe Handelsgegenſtände iſt der Seeweg der wahrſchein-

*) Laſſen, Indiſche Alterthümer II. S. 596 nach Renaud im Journ. asiatique, 4me Série, T. VIII. pag. 133; doch iſt zu bemerken, daß Roſſellini, der eine dieſer Vaſen in einem noch nicht geöffneten Grabe fand, ſagt, ſie könne nicht lange nach der 18. Dynaſtie hineingekommen ſein.

lichere.*) Wild hat man den Indigo nur auf der öſtlichen Seite von Vorder-Indien gefunden, doch wird er jetzt durch ganz Indien cultivirt. Wie früh mag ſich dieſe Cultur verbreitet haben?

Auch hatten die Iſraeliten ſchon in Aegypten eine Menge duftender Subſtanzen kennen gelernt, die man dort zum Einbalſamiren der Leichname aus den höheren Claſſen der Bevölkerung anwendete, und Moſes befahl am Sinai ſie bei der Stiftshütte beim Jehovahdienſt zu gebrauchen.**) Aegypten erzeugt dieſe Subſtanzen nicht. Einige derſelben konnten aus den ſüdlichen Gegenden Afrika's kommen, andere kann man aus dem ſüdlichen Arabien beziehen, wie Myrrhen, Weihrauch, aber manche von ihnen mußten auch dahin erſt aus weiter Ferne gebracht werden. So iſt es ſehr beachtungswerth, daß auch der Zimmt als Kinnamom bei Moſes als Ingredienz zu der heiligen Salbe für den Altar der Stiftshütte genannt wird. Daß damit ächter Zimmt gemeint ſei, iſt wohl nicht zu bezweifeln, der im Griechiſchen ſowohl, als im Lateiniſchen, wo nur der erſte Buchſtabe in ein C verwandelt wird, ganz denſelben Namen führte (*Κιννάμωμον* und Cinnamomum). Dieſes Wort iſt aber nicht Griechiſchen Urſprungs, ſondern kommt, wie wir gleich hören werden, ſehr weit her. Der Zimmtbaum ſelbſt wächſt aber auch erſt auf Ceylon, nicht näher den weſtlichen Culturländern, wohl aber weiter auf den fernen Indiſchen Inſeln. Er iſt jetzt auch auf einige Weſtindiſche Inſeln und auf die Inſel Mauritius verpflanzt. Eine ſchlechtere Sorte Kaneel, mit dickerer Rinde und in ſtärkeren Röhren (Laurus Cassia der Botaniker) kommt auf dem Feſtlande Indiens und weiter bis nach China vor. Man hat zwar gemeint, es wäre möglich, das aromatiſche Gewürz, das

*) Laſſen, a. a. O. S. 596.
**) 2. Moſis 30, V. 23.

die Griechen Kinnamon oder Kinnamomon nannten und ſehr früh kannten, könne auch dieſer grobe Zimmt von Laurus Cassia L. geweſen und von der Küſte Malabar gekommen ſein, und auch Laſſen ſpricht einmal dieſen Zweifel aus. Indeſſen kannten die Griechen auch ein anderes Gewürz, das ſie Casia oder Cassia nannten; da es aber als minder köſtlich galt als das Kinnamomon, wie denn auch in den Moſaiſchen Vorſchriften dieſe letztere Ingredienz zu der feinſten Salbe verwendet werden ſoll, ſo muß man wohl in jener Benennung den ächten Zimmt von Laurus Cinnamomum L. anerkennen, der auch jetzt noch denſelben Namen führt. Dazu kommt, daß man Verſuche gemacht hat den ächten Zimmt nach dem Feſtlande von Vorder-Indien zu verpflanzen, daß er aber dort immer weit ſchlechter geworden iſt und eine dicke Rinde bekommen hat. Es ſcheint alſo, daß der feine Zimmt nur in einem Inſel-Klima gedeiht, und deswegen hat man ihn auf Inſeln, wie geſagt, nach Weſtindien und Mauritius verpflanzt*). Endlich iſt als größte Merkwürdigkeit anzuführen, daß die von den Hebräern und Griechen gebrauchte Benennung dem Malaiiſchen Namen Kaimanis oder Kainamanis, wie ihn Ritter mittheilt, ſo auffallend ähnlich iſt, daß dieſe Aehnlichkeit eines drei- oder vierſilbigen Wortes unmöglich eine zufällige ſein kann.**) Noch weniger iſt es denkbar, daß die Malaien für

*) Nicht unmöglich ſcheint es uns freilich, daß urſprünglich der feine Zimmt aus dem gemeinen durch klimatiſche Einflüſſe ſich gebildet hat und alſo Laurus Cassia und Laurus Cinnamomum nur Eine wirkliche Art ausmachen.

**) Ritter, Erdkunde VI, S. 125. Nach Mac Culloch Dict. of Commerce, Lond. 1834. p. 277. Um ganz ſicher zu ſein, daß dieſe Angabe von der Abſtammung des Hebräiſchen und Griechiſchen Wortes für Zimmt nicht auf einem Irrthum beruhe, wendete ich mich durch Vermittelung des Dr. Rühl an den Superintendenten Hardeland in Neuſtadt bei Quedlinburg, der als Miſſionair in Malaiiſchen Ländern verweilt hat,

ein inländiſches Product einen ganz fremden Namen angenommen haben ſollten. Der Zimmt hat alſo ſeinen Malaiiſchen Namen bis nach Aegypten beibehalten und kann nach 3000 bis 4000 Jahren als Beweis einer uralten Handelsverbindung dienen. Herodot meint, aus Arabien bringe man Zimmt, die Araber wüßten aber ſelbſt nicht, wo er zu Hauſe iſt. Nun erzählt er eine Art der Gewinnung, die wahrſcheinlich die Phönicier aufgebracht hatten, um den Fundort mehr zu verſtecken. Große Vögel nämlich brächen die Aeſte ab und trügen ſie in ihre Neſter, die aus Erde erbaut an überhängenden Felſen angefügt ſind. Um nun der Zimmtreiſer habhaft zu werden, legten die Menſchen Stücke gefallener großer Thiere in die Nähe der Neſter, die Vögel trügen dieſe Stücke hinauf in dieſelben. Die Neſter aber könnten dieſe Laſt nicht tragen, ſondern zerbrächen und ließen alſo auch die Zimmtreiſer herabfallen.*) Vielleicht beruhte aber dieſer Bericht auf einer mißverſtandenen Sage aus Ceylon, wo nach Thunberg die Meinung herrſchen ſoll, daß nur der Zimmt gut gedeiht, der aus Saamen ſtammt, der durch den Darm eines Vogels gegangen iſt.

Der Zimmt giebt deswegen einen ſo ſchlagenden Beweis für einen ausgedehnten Handelsverkehr, weil er einen ſehr beſtimmten Verbreitungsbezirk hat, der ſehr weit ab von den Gegenden liegt, in welchen wir ihn in der Morgendämmerung der beglaubigten Geſchichte im Gebrauche finden. Der oben berührte Zweifel, ob mit dem Cinnamomum und Cassia der

---

und erhielt von ihm die Auskunft, daß er den Namen nie anders gehört habe als: kajū mānis (ſüßes Holz). Der Namen kaju manis findet ſich auch im Malaiiſchen Lexicon von Krawfurd S. 70. Zwiſchen dieſem Ausdruck und dem von Ritter mitgetheilten iſt vielleicht nur ein dialektiſcher Unterſchied.

*) Herodot, welcher erkannte, daß der Name nicht Griechiſch ſein könne, meinte, die Phönicier hätten ihn erfunden.

Alten dieſelben Rinden gemeint ſind, die wir jetzt ſo nennen, beruht beſonders darauf, daß der Alexandriniſche Kaufmann Arrian behauptet, die Cassia wüchſe in Oſt-Afrika. Am einfachſten iſt es, dieſe Behauptung für einen Irrthum zu erklären, da ein Kaufmann in der Regel nur darauf ſieht, wo ein Handelsobject zu haben iſt, und daß ſowohl im ſüdlichen Arabien als in Oſt-Afrika Niederlagen von Indiſchen Producten beſtanden. Jedenfalls wird der eigentliche Zimmt durch dieſe wahre oder falſche Angabe Arrians gar nicht berührt.

Eine andere duftende Subſtanz war früh in den weſtlichen Ländern ſchon vor Salomo bekannt, die aus großer Ferne kam. Man iſt einig, ſagt Laſſen, daß das Ahalim oder Ahaloth der Hebräiſchen Schriften (5. Moſis 24, V. 6; Sprüchw. 7 V. 17; Pſ. 45 V. 9; Hohelied 4, V. 14), das Agallochum des Dioskorides (I. 21), das Agilaholz, Aloeholz oder Adlerholz ſei, wobei er ſich auf Geſenius Theſaurus S. 33 beruft.*) Leider kann man nicht ſo beſtimmt ſagen, welcher Baum damit gemeint ſei. Als harzreiches Aloeholz, das aus dicken Wurzeln, oder mäßigen Baumſtämmen beſteht, werden noch jetzt die Theile ſehr verſchiedener Baumarten im Orient verkauft, welche nur darin übereinſtimmen, daß ſie, auf Kohlen gelegt, einen ſtarken Duft verbreiten. Dieſe botaniſche Unſicherheit iſt aber für unſern Zweck ziemlich gleichgültig, da alle Arten des Adlerholzes nur in weiter Ferne ihr Vaterland haben. Am meiſten ſcheint das Holz verſchiedenen Arten der Gattung Aquilaria anzugehören, die nur in Hinterindien, von Malakka bis Cochinchina und auf den Molukken vorkommen. Die koſtbarſte Art des Aloeholzes, Calambok genannt, kommt von Aloexylon Agallochum, einem ſtattlichen Baume, der nur auf den höchſten Bergen Cochinchina's wächſt. Dieſe Sorte des Aloeholzes ſoll aber ſelten nach Europa kommen,

*) Laſſen, Bd. I. S. 285.

da ſie ſchon in Aſien mit Gold aufgewogen wird.*) Endlich wird aber auch eine baumförmige Euphorbiacea, Excoecaria Agallocha, deren Milchſaft im friſchen Zuſtande ſehr ſcharf iſt und ins Auge geſpritzt, heftige Entzündungen und zuweilen Blindheit erregt, woher der botaniſche Name ſtammt, im trockenen Zuſtande als Räucherwerk gebraucht und in die Benennung Aloeholz mit einbegriffen. Dieſer Baum wächſt auf den Molukken, wo ihn der Naturforſcher Rumpf beſchreibt. Es wird aber zuweilen behauptet, daß er auch in Ceylon und auf der Südſpitze von Vorderindien wachſe.**) Dieſe Angabe ſcheint aber irrig. So kann denn auch dieſe Specerei, die in Arabien noch ſtark im Gebrauche ſein ſoll, als Beweis eines ſehr alten Verkehrs zwiſchen dem Weſten und Hinterindien mit ſeinen Inſeln gelten.

Sehr früh iſt auch die Seide ein im Weſten bekannt gewordener Luxusartikel. Man deutet zwar die Objecte zur Ausſchmückung der Stiftshütte, die Luther mit Seide überſetzen zu müſſen glaubte (2. Moſis 26, V. 1, 3, 4, 36), nicht mehr ſo, allein ſeidene Gewänder waren ſelbſt in Jeruſalem ſchon 600 Jahre v. Chr. im Gebrauche, da Ezechiel 16, V. 10 und 13 über dieſen Luxus klagt. Man kann nicht zweifeln, daß dieſelben Zeuge viel früher in dem reichen und üppigen Babylon und in Aegypten gebraucht wurden. Seide und Seidenzeuge kamen wahrſcheinlich nicht aus Indien, wo auch

---

*) Koſtelezky's Allgemeine mediciniſche und pharmaceutiſche Flora, II. S. 364 und IV. S. 1348. —

**) Z. B. G. W. Biſchoff, Lehrbuch der Botanik, III, 2, S. 743. Obgleich mir keine neuere Flora von Ceylon zugänglich iſt, halte ich dieſe Angaben doch für zweifelhaft, weil Tennent das Aloeholz nicht unter den merkwürdigen Gewächſen von Ceylon aufführt, und weil Cosmas Indicopleustes, der letzte Grieche, der über Indien ſchrieb (im 6. Jahrh. n. Chr.), ausdrücklich ſagt, Aloeholz werde aus dem Indiſchen Archipel, nach Ceylon gebracht.

verſchiedene Arten von ſeidespinnenden Raupen leben, ſondern aus dem Chineſiſchen Reiche. Nicht nur kennt Jeſaias ſchon den Namen der Siner (Chineſen) 49 V. 12, ſondern Altindiſche Gedichte berichten, daß Seriſche (Chineſiſche) Gewebe nach Indien gebracht wurden, wo alſo die Benutzung der Seide zu Geweben erſt ſpäter ſich entwickelt haben wird. Ueberhaupt ſcheint der gewöhnliche Seidenwurm, der ſich von den Blättern des Maulbeerbaumes nährt, in Indien gar nicht einheimiſch zu ſein, obgleich er jetzt häufig da gezogen wird, nachdem er einmal eingeführt iſt. Dieſe Art, die überhaupt am meiſten gebraucht wird und deren Geſpinnſte viele Millionen im Welthandel in Bewegung ſetzen,*) iſt, wie es ſcheint, im nördlichen China einheimiſch, vielleicht auch über das eigentliche China hinaus nach Weſten. Die Seide, welche nach Jeruſalem und Aegypten kam, mag wohl durch die Phönicier gebracht worden ſein. Sollten ſie dieſelbe zur See aus Indien geholt haben, ſo war ſie doch erſt aus China nach Indien gebracht, wie auch in viel ſpäterer Zeit öfter geſchah, wenn in den Ländern zwiſchen China und Baktrien oder in Baktrien ſelbſt unruhige Bewegungen die Karawanenzüge nach dem Weſten unſicher machten. Es ſollen nämlich alte Hiſtoriographen China's berichten (Käuffer a. a. O.), daß ſchon ſehr früh Seide und Lackfirniß nach Weſten gegen Baktrien verführt ſeien.**) Denſelben Landtransport beweiſen Griechiſche und Römiſche Schriftſteller. Zwar macht man darauf aufmerkſam, daß in der Griechiſchen Literatur die Seriſchen Gewebe, wie ſie die Seide nannten, nicht vor Alexander's Zug nach Indien vorkommen.

---

*) Käuffer, Geſchichte von Oſtaſien, I, S. 172.

**) In einer ſpäteren Zeit hat der Kaiſer Juſtinian, weil aus dem Byzantiniſchen Reiche ſo viel Gold für Seide nach Aſien ging, ſich ſo lange bemüht den Seidenwurm nach Europa zu verpflanzen, bis der Verſuch völlig gelang.

Ich kann nicht glauben, daß man daraus den Schluß ziehen darf, die Griechen hätten dieſe Gewebe früher gar nicht gekannt. Wie ſoll man es ſich denken, daß ein ſo anziehender Stoff, wie die auffallende, glänzende und leichte Seide Jahrhunderte hindurch in Semitiſchen Ländern und ohne Zweifel unter den Waaren der Phönicier befindlich, den Griechen gar nicht bekannt geworden ſein ſollte? Aber woraus dieſer Kleidungsſtoff bereitet ſei, mochte ihnen unbekannt ſein. Darüber nun wollte ſie Nearch, Alexander's Flottenführer, ohne Zweifel belehren, indem er ſagte, dieſe Zeuge kämen von einer feinen Wolle, die man von den Bäumen kratze, wobei er offenbar mißverſtanden hatte, daß die Fäden von Raupen kommen, die auf Bäumen leben und deren Cocons man dann allerdings von den Bäumen ableſen muß. Später waren die Griechen ſehr eifrig bemüht den Karawanenzügen, die dieſen koſtbaren Stoff führten, entgegen zu gehen. Man ließ ſie aber ſchon in alter Zeit nur bis an ein Grenzgebirge, wo ein ſogenannter ſteinerner Thurm und ein Karawanſerai zur Aufnahme der Reiſenden ſtanden, deren Localitäten, wenngleich nur nach Schätzungen, ſehr beſtimmt von Ptolemaeus angegeben werden. Dieſe Angaben paſſen offenbar auch auf den Endpunkt des Handelszuges der Skythen, den wir früher S. 62—111 beſchrieben haben. Ptolemaeus ſagt in ſeiner Geographie ausdrücklich, daß man nur von Einem Kaufmann wiſſe, der zwar nicht ſelbſt über die Grenze gekommen war, der aber ſeine Leute bis in die Hauptſtadt der Serer geſchickt habe und daß die Abgeſchickten 6 Monate auf dieſer Reiſe zugebracht hätten.*) Die Griechen und Römer nennen das Volk, von welchem ſie die Seidenzeuge holten, Serer, und es iſt viel darüber geſtritten worden, ob man Chineſen darunter zu verſtehen habe, oder ein Volk weſtlich von den Chineſen.

*) Ptol. I. c. 11.

Vielleicht machten ſie keinen Unterſchied, obgleich ſpäter Thinae oder Sinae der Name China's war. Ptolemaeus wenigſtens hat ein Serica der Iſſedonen, was man mit ziemlicher Sicherheit auf Jerkend oder Kaſchgar deuten kann, und dann 15° und 15′ weiter öſtlich eine Hauptſtadt der Serer, wohin die abgeſendeten Kaufdiener gekommen waren, womit eine der großen Städte China's, vielleicht Peking oder Nanking, die ältere Hauptſtadt, gemeint ſein mag. Den Namen Serer ſcheinen die Griechen aus dem in Mongoliſchen Sprachen einheimiſchen Worte für Wurm oder Seidenwurm gebildet zu haben. So wichtig ſchien ihnen dieſer werthvolle Handelsartikel, daß ſie nicht nur die Gewebe nach dem Wurm, ſondern auch die Menſchen, die das Gewebe brachten, darnach benannten. Da es in einem andern Berichte heißt, die Baktriſchen Könige hätten ihre Beſitzungen bis zu den Serern ausgedehnt, ſo ſcheint es unzweifelhaft, daß man urſprünglich das Volk hinter dem großen Scheidegebirge des Belur, Serer genannt hat. — Dieſes Gebirge iſt überall ſchwer zu überſchreiten, aber merkwürdig iſt es, daß die jenſeitigen Völker das Ueberſchreiten durch Fremde nicht leiden wollten. Die Chineſen haben ſich ſchon ſehr früh bemüht die Fremden von ihrem Lande abzuhalten, und Chineſiſche Schriftſteller berichten, daß man ſchon unter der Dynaſtie Tſche-u, die zur Zeit des Cong-fu-tſe (Confutius) regierte, nur über die Grenze gelaſſen wurde, wenn man ſich einen Paß mit dem Reichsſiegel verſchafft hatte.*) Wir haben früher über Handelszüge der Skythen, an welchen Griechen Theil nahmen, berichtet, die auch nur bis an das Scheidegebirge gingen und nicht weiter. Sie wurden hier von ſogenannten Kahlköpfen, wahrſcheinlich Mongoliſchen Prieſtern empfangen. Es iſt kaum zu zweifeln, daß ſie hier am Endpunkte der Chineſiſchen Karawane ankamen, und ich finde

*) Käuffer, Geſchichte von Oſtaſien I, S. 170.

es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie hier auch ſchon Chineſiſche Seide empfingen, obgleich Herodot nach ſeiner gewöhnlichen Manier, die Handelsobjecte zu verſchweigen, nichts davon ſagt. Es iſt nämlich im höchſten Grade unwahrſcheinlich, daß man eine ſo weite Reiſe unternommen haben ſollte, um die wenigen Kahlköpfe zu verſorgen. Daß der Zug vorher weit nach Norden ging, zeigt ja, daß es ihm darauf ankam Pelzwerk einzuſammeln, und dieſes war von je her ſehr geſucht im nördlichen China und in den weſtlich daran ſtoßenden weiten Steppengebieten, wo es an Pelzthieren fehlt, die heftige Winterkälte aber deren Felle doch ſehr begehrlich machte. Faſt ſollte man glauben, daß ſchon zur Zeit der ſchon von Herodot beſchriebenen Handelszüge die Herrſchaft der Chineſen bis an den Belur ging, da man eiferſüchtig die Fremden abhielt weiter zu gehen. Indeſſen ſprechen die Chineſiſchen Annalen von Eroberungen in dieſen Gebieten erſt einige Jahrhunderte ſpäter. Ueber dieſe Unterwerfung gegen Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. berichtet Laſſen in den Ind. Alterthümern Bd. II, S. 505—509, und fügt dann hinzu: „Von „dieſer Zeit an zogen regelmäßig große Karawanen aus China „nach den weſtlichen Ländern. Sie wurden von kaiſerlichen „Abgeordneten begleitet, welche ſich gegenſeitig auf dem Wege „unterſtützen ſollten; die größeren beſtanden aus mehreren „hundert Perſonen, die kleineren aus beinahe hundert. Jährlich verließen wenigſtens 5 oder 6, höchſtens 10 China; die „am weiteſten zogen, kehrten nach einer Abweſenheit von „9 Jahren zurück, diejenigen, die weite Reiſen nicht machten, „nach einem.“

Von dieſem Karawanenzuge, der von der Provinz Schenſi nach Weſten zog, zweigte ſich der nach Indien gehende und dann der nach Perſien und die Euphrat-Länder ab. Ich habe ihn etwas ausführlich beſprochen, obgleich unſer eigentliches Augenmerk der Seehandel ſein muß, theils weil der Seiden-

handel, obgleich im großem Maßſtabe betrieben, vorherrſchend durch Karawanen gefördert worden iſt; theils aber auch, um durch die lange Zeitdauer einiger dieſer Züge langdauernde Seereiſen weniger auffällig ſein zu laſſen; endlich aber auch, um es anſchaulich zu machen, daß China den Landhandel ſehr früh betrieb, wenn auch nach gewöhnlicher Angabe ſehr ſpät den Seehandel. (Aber in der Chineſiſchen Geſchichte in der alten Zeit iſt immer nur von der Nordhälfte des jetzigen China die Rede.) Vor Chriſti Geburt iſt von einem Seehandel der Chineſen bei andern Völkern nichts zu hören und auch in ihren eigenen Schriften nichts zu finden. Dagegen iſt ihr Landhandel ſehr ausgedehnt geweſen, und einige Hiſtoriker folgern aus dem Umſtande, daß von Jeſaias (49, V. 12) die Siner genannt werden, daß dieſes Volk bis nach Babylon zog. Eigentlich beweiſt dieſe Stelle aber nur, daß man vom Lande der Siner (Chineſen) Kenntniß hatte.

Wir haben bisher nur Gegenſtände beſprochen, welche aus ſehr weiter Ferne in die Weſtländer gekommen ſind. Alle Producte des Bodens und des Kunſtfleißes, welche aus Vorder-Indien gekommen ſein mochten, aufzuzählen, iſt faſt nicht möglich. Wir wollen nur bemerken, daß die Baumwolle, aus Indien ſtammend, ihren dortigen Namen wenig verändert im Hebräiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen bewahrt hat. Im Sanſkrit iſt einer ihrer Namen Karpâsa, im Hebräiſchen Karpas, im Griechiſchen Karpasos, im Lateiniſchen Carbasus. Die Griechen und Lateiner hatten allerdings noch eine andere Benennung, die aus Baum und Wolle zuſammengeſetzt war wie im Deutſchen, aber in einer umgekehrten Reihenfolge. Dieſe Pflanze war zu Alexander's des Gr. Zeit auf der Inſel Tylos im Perſiſchen Meerbuſen angebaut, ohne Zweifel durch die Phönicier, welche dieſen Anbau auch auf Spanien ausgedehnt haben müſſen, denn es kam aus Spanien ein Gewebe, das die Römer Carbasus nannten; und da ſpäter die

Segel von den Dichtern Carbasa (Plur.) genannt wurden, ſo vermuthe ich, daß die Phönicier die Baumwollenzeuge zu Segeln verwendeten. Da nun der Seemann häufig ein mit Segeln verſehenes Fahrzeug kurzweg ein Segel nennt, ſo iſt daſſelbe urſprünglich Indiſche Wort für Baumwolle in manche Europäiſche Sprachen zur Bezeichnung von Segelbooten übergegangen.

Der Reis hat ſeinen urſprünglichen Sanſkrit-Namen vrîhi in den meiſten Europäiſchen Sprachen ſo wenig verändert, daß das Stammwort noch ſehr leicht kenntlich bleibt. Daſſelbe gilt vom Pfeffer, deſſen Indiſcher Name Pippali in alle Europäiſchen Sprachen übergegangen iſt.

Den Zucker lernten zuerſt Alexander's Begleiter in Indien kennen. Seitdem hat er in allen Europäiſchen Sprachen Namen bekommen, die von dem Sanſkrit-Namen sahhâra*), im Prakrit-Dialekt sakkara, Arabiſch sukkar u. ſ. w., nur wenig abweichen.**) So giebt ein Name oft ein hiſtoriſches Zeugniß, wie Alexander v. Humboldt ſagt.

Noch weniger hat die Staude Nardus und das Bdellium den Namen geändert, obgleich die ſtarkriechenden Wurzeln von Valeriana-Arten, welche im Mittelalter Nardus hießen, auch auf Europäiſchen Gebirgen wachſen. Der alte Arzt und Botaniker Dioskorides hatte den Indiſchen Namen für ſie in ſeine Griechiſche Beſchreibung aufgenommen, und ſo iſt ihnen derſelbe in der Heilkunſt geblieben, bis Linné eine Grasart mit dieſem Namen belegte. Das Bdellium, Hebräiſch Bdoloch, ein wohlriechendes Harz, deſſen Urſprung man nicht ſicher zu beſtimmen vermag, könnte aber auch Arabien zum Vaterlande haben, denn man kann es nicht botaniſch nachweiſen.

Mitunter mag man mit dieſen Ableitungen aus Indien auch zu weit gehen. Es wird ſchon für die feine Salbe der

*) Das Sanſkritwort ſoll wieder aus einem Tamuliſchen Worte ſtammen.

**) Laſſen, Ind. Alterth. I, S. 270.

Stiftshütte (2. Moſ. 30 V. 23) auch ein wohlriechendes Rohr genannt, das man jetzt (wie auch ſchon Luther) mit Kalmus überſetzt und auch wohl nicht anders überſetzen kann. Es wächſt nämlich in Indien eine Pflanze, die unſerem Kalmus ſehr ähnlich iſt, aber eine dünnere und ſtärker duftende Wurzel hat und auch außer dem Waſſer auf trockenem Boden wächſt, was bei unſerem Kalmus nicht der Fall iſt, obgleich bei uns der Boden zu jeder Zeit mehr Feuchtigkeit zu enthalten pflegt, als der Indiſche Boden in der trockenen Jahreszeit. Man hat ihn aber von dem unſrigen noch nicht botaniſch als eigne Art unterſchieden. Da nun ein Botaniker ſagt, daß im Jahre 1574 der Kalmus aus Konſtantinopel in einige Parks Deutſchlands verſetzt ſei, ſo glauben andere Botaniker aus der Neuzeit, daß unſer Kalmus ſeit dieſer Zeit, alſo in weniger als 300 Jahren in Europa ſich verbreitet habe. Wir hätten auf dieſe Weiſe unſern nordiſchen Kalmus, d. h. die Pflanze ſelbſt, aus dem Süden, vielleicht aus Indien erhalten. Der Name iſt offenbar aus dem Griechiſchen Kalamos (Rohr) gebildet, das leuchtet ein. Unſer Kalmus, Acorus Calamus L. iſt ſehr gemein im mittleren und nördlichen Europa. Er iſt z. B. noch ſehr häufig in Ehſtland in Teichen und langſam fließenden Bächen, geht aber hinauf bis nach Finnland, ich kann nicht ſagen, wie weit. In Schweden geht er nach Wahlenberg bis Dalekarlien. Ja er wächſt ſogar in Nordamerika. Ich kann unmöglich ſo viel Glauben in mir aufbieten, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß all dieſer Kalmus von den Pflanzen ſtammen ſollte, die im Jahre 1574 aus Konſtantinopel nach Wien gekommen ſind. Und warum ſoll man das glauben, da der Kalmus auch in Nord-Aſien ſehr weit verbreitet iſt. Er kommt am Ural, am Altai, am Irtiſch, in der Umgegend des Baikalſees und ſogar in Daurien*) vor, hat alſo recht viele

*) Ledebour, Flora Russ. IV. p. 13.

Wege der Verbreitung und namentlich in der ſeenreichen Lücke zwiſchen dem Ural und dem Altai in eben ſo vielen Jahrtauſenden fortzuſchreiten, wie die andern Pflanzen der Neuzeit, auch wenn ſein urſprüngliches Vaterland mehr dem Süden angehört haben ſollte.

Daß bunte Indiſche Zeuge in Menge nach Babylonien, Aſſyrien und auch nach Perſien gingen, bezeugen die Alten. Doch das verſteht ſich faſt von ſelbſt und kann uns für unſern Zweck wenig nützen. Eben ſo wenig iſt es nothwendig von den ſpäteren Verbindungen Europa's mit Indien zu ſprechen. Indeſſen wollen wir ſie der Vollſtändigkeit wegen nicht ganz übergehen.

Nachdem unter Kaiſer Auguſtus Aegypten eine römiſche Provinz geworden war, wurde der Handel nach Indien ſo wie nach der Oſtküſte von Afrika ſehr lebhaft, und Alexandrien wurde jetzt wirklich der Centralpunkt aller öſtlichen Handelsunternehmungen. Bei dem Luxus, der in Rom ſich entwickelte, kam eine große Mannigfaltigkeit von Gewürzen und duftenden Stoffen nach dieſer Hauptſtadt der Welt. Manche wurden jetzt zum erſten Male genannt, wie Kardomomen, Gewürznägelchen, Muskatnüſſe, Ingwer, Malabathron, deſſen wahre Deutung ſchwierig iſt. Andere Gegenſtände des Luxus, die ſchon früher bekannt waren, erſchienen in großer Menge, wie Seidenzeuge und gezwirnte Seide; auch Elfenbein, da das Afrikaniſche nicht ausreichte. Ferner wurden eine Menge von Edelſteinen, ſehr verſchiedener Art aus Indien gebracht, Diamanten, Rubine, Saphire, Opale, Ebenholz und anderes Bauholz, Seſamöl, Reis und Moorhirſe (Holcus Sorghum), Zuckerrohr, auch Färbeſtoffe aus dem Pflanzenreich, Weihrauch und Myrrhen außer den Arabiſchen Producten auch aus Indien. Die meiſten Nachrichten dieſer Art finden ſich in Arrian's periplus oder Rundſchau des erythräiſchen Meeres. Auffallend iſt daß derſelbe Schriftſteller mehrfach angiebt, daß das Zinn in

Indiſche Häfen eingeführt wurde; doch wohl aus Alexandrien. Plinius, der auch viele Einfuhrartikel aus Indien anführt, bemerkt, daß Rom durch dieſen Handel jährlich 500 mal 100,000 Seſterzen, alſo 2,680,000 (?) Thaler dabei verdiente.

Schließen wir dagegen mit der Beſprechung eines Handelsartikels, mit dem ein uralter Verkehr beſtand, über documentirte Geſchichte und die Schreibkunſt hinausgehend, und von dem ich glaube zeigen zu können, daß er ſehr weite Wege ging, ich meine den Handel mit Zinn, das wir als Beimiſchung zum Kupfer in einer großen Menge zufällig im Boden, alten Gräbern und Ruinen finden. Dieſe Funde, die man in Europa, Weſtaſien und Afrika gemacht hat, laſſen erkennen, daß der Gebrauch dieſes Gemiſches vor alter Zeit ſehr allgemein geweſen ſein muß.

Aber wir müſſen noch etwas weiter zurück gehen.

Da in neueſter Zeit die Entdeckungen, welche man über die früheſten Zuſtände des Menſchengeſchlechts gemacht hat, ſo viele Theilnahme erregt haben, daß ſie nicht allein in wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, ſondern auch in ſogenannten Unterhaltungsblättern mehrfach beſprochen ſind, ſo darf ich die wichtigſten Reſultate derſelben wohl als allgemein bekannt vorausſetzen. Ich erinnere daher nur, daß zahlreiche Funde in faſt allen Ländern Europa's und einigen Ländern Aſiens den Beweis geliefert haben, daß auch in dieſen Ländern die Menſchen längere Zeit alle ihre Werkzeuge nur aus Stein, Knochen, Horn und Holz verfertigen mußten, ohne den Gebrauch eines Metalles zu kennen, wie die Bewohner von Neu-Holland, Neu-Guinea und den Inſeln des großen Oceans zur Zeit ihrer Entdeckung durch die Europäer. Man hat dieſe Periode, die von langer Dauer geweſen zu ſein ſcheint, das Steinalter der Menſchheit genannt. Wir laſſen dieſe Periode hier bei Seite, da ſie mit der von uns behandelten Frage nicht in Berührung kommt. Deſto wichtiger für uns iſt aber

die zweite große Periode der Menſchheit, in der man die leichter ſchmelzbaren Metalle, Kupfer, Zinn, Blei, Gold zu ſchmelzen und ſonſt zu bearbeiten verſtand. Das Kupfer iſt von dieſen Metallen nicht nur das verbreitetſte, ſondern es iſt auch, wo es vorkommt, gewöhnlich in großen Maſſen zu haben, wogegen das Gold, obgleich auch in vielen Ländern vorkommend, doch immer nur in geringer Menge und faſt immer ſehr fein vertheilt ſich zeigt. Bei ſeiner glänzenden Farbe und ſeinem Widerſtande gegen äußere Einflüſſe wurde es das geſchätzteſte aller Metalle und bald auch der Werthmeſſer für alle andern Dinge. Das Kupfer wurde aber das gebrauchteſte von allen. Da es jedoch ungemiſcht ſehr weich iſt, mit einem Zuſatz von Zinn aber ungemein an Härte gewinnt und zugleich in viel ſchärfer ausgebildete Formen ſich gießen läßt, ſo wurde dieſes Gemiſch, gewöhnlich Bronze, auch wohl Erz im engern Sinne genannt, zur Anfertigung von Inſtrumenten, die einigen Widerſtand zu überwinden haben, ſchon ſehr früh und ſehr allgemein gebraucht. Da auch die ſchneidenden und ſtechenden Werkzeuge, wie Meſſer, Beile, Schwerter, Lanzen- und Pfeilſpitzen lange Zeit hindurch von Bronze waren und nicht von dem noch härteren Eiſen, ſo erkennt man daraus, daß man in Europa das ſchwer ſchmelzbare Eiſen noch nicht zu bearbeiten verſtand. Man nennt deshalb dieſe Periode des Menſchengeſchlechts die Bronzezeit. Man muß ſie in jedem Lande ſo lange rechnen, bis das Eiſen für ſchneidende Werkzeuge in den gewöhnlichen Gebrauch kam; denn für bloße Schmuckſachen blieb die Bronze nicht nur lange in Gebrauch, ſondern ſie iſt es ja noch. Das Zinn iſt in dieſem Gemiſche in einer viel geringeren Menge als das Kupfer, es beträgt nur 5—10, ſelten 10—15 Procent des Ganzen. Nicht ſelten iſt noch weniger als 5 Procent vorhanden. Dabei iſt oft ein Zuſatz von Blei zu finden, der vielleicht das fehlende Zinn erſetzen ſollte, oder es war nur ein unreines Gemiſch, das man brauchte. Sehr kleine

Beimiſchungen von andern Metallen werden wohl urſprünglich im Kupfer oder im Zinn enthalten geweſen ſein. In ſpäterer Zeit iſt eine zuweilen ganz anſehnliche Beimiſchung von Zink in dieſer Bronze. Aber die Miſchung von Kupfer und Zink, die wir Meſſing nennen, ſoll überhaupt verhältnißmäßig neu ſein.

Fragt man nun: wo iſt all das Zinn hergekommen, das man in der Bronze der Grabſtätten, der Pfahlbauten, der Baudenkmäler, oder ſonſt zerſtreut in Europa mit Ausnahme des nördlichen Skandinaviens, in Nordafrika, in Weſt- und Nord-Aſien aufgefunden hat, und das erkennen läßt, daß der Gebrauch des Gemiſches, das wir Bronze nennen, ſehr verbreitet geweſen ſein muß? ſo erhält man gewöhnlich die Antwort: die Phönicier brachten es von den Caſſiteriſchen Inſeln und miſchten es mit Kupfer, das in vielen Ländern Europa's reichlich zu haben iſt, aber auch in unerſchöpflicher Menge in der Inſel Cypern, die davon ihren Namen hat und wegen des Reichthums an Kupfer ſehr früh von den Phöniciern beſetzt wurde. Dieſes Volk nun verarbeitete überhaupt gern Metalle und verſorgte alle Küſten des Mittelmeeres mit Bronze und Arbeiten aus Bronze. Was die Phönicier angefangen hatten, ſetzten nach ihrer Zerſtreuung in Folge der Zerſtörung ihrer Hauptſtädte, die Karthager, ihre Nachkommen, fort, und nach der Zerſtörung Karthago's mag Rom oder der Reſt von Phöniciern fortgefahren haben, die rohen Völker damit zu verſorgen. Bei den gebildeten Völkern war der Gebrauch der Bronze durch den Gebrauch des Eiſens ſchon ſehr beſchränkt.

Das alles iſt ſehr ſchön und wohl richtig, kann aber doch wohl nur für das letzte Jahrtauſend vor Chr., oder ſehr wenig mehr gelten. Die Cassiterides oder Zinninſeln — denn das beſagt ihr Name, da Cassiteros der Griechiſche Name für Zinn iſt — lagen jedenfalls im Atlantiſchen Meere, nördlich von

Spanien, und da iſt es kaum zweifelhaft, daß das Weſtende von Cornwallis, das auch jetzt noch eine außerordentliche Menge Zinn liefert, wohl mit Einſchluß der Scilly-Inſeln, welche auch Zinn in ihrem Boden haben, ſo bezeichnet wurde. Die Phönicier mögen dieſe kleinen, vor der Spitze von Cornwallis liegenden Inſeln zuerſt beſucht, und da die Halbinſel Cornwallis nur ſchmal iſt, ſie auch für eine Inſel gehalten haben; überhaupt war es ja Gewohnheit im Alterthum, Halbinſeln, beſonders die ſchmalen unter ihnen, Inſeln zu nennen. Die Zeit der Entdeckung dieſer Inſeln iſt unbekannt, da die Phönicier aus derſelben ein Staatsgeheimniß machten, ſo daß noch Herodot ſagt, er wiſſe nicht, wo die Cassiterides liegen, aus denen man das Zinn bringt*), und Herodot war doch ſehr bemüht, ſeine geographiſche Umſchau zu vervollſtändigen. Es iſt aber doch nicht glaublich, daß die Phönicier vor ihrer Anſiedelung im ſüdlichen Spanien ſo weit in den Ocean vorgedrungen ſein werden, und noch weniger glaublich, daß ſie eine anhaltende Grubenarbeit daſelbſt vorgenommen haben ſollten, ohne in mäßiger Entfernung eine Kolonie zu beſitzen. Nun weiß man aber mit ziemlicher Sicherheit, daß ſie ihre erſte Kolonie in Spanien um das Jahr 1100 vor Chr. gründeten.**) Sie werden alſo nicht viel früher bis zu den Zinn-Inſeln gekommen ſein, da ſie eine benachbarte Station brauchten, und ihre Niederlaſſungen auf der Nordweſtküſte von Afrika nie bedeutend geweſen zu ſein ſcheinen.

Ein Theil der aus der Vorzeit ſtammenden Bronzen iſt aber viel älter. Häufig läßt ſich das Alter freilich nicht beſtimmen. Aber da zu Homers Zeit das Eiſen in Griechenland ziemlich bekannt war, obgleich die Bronze nicht nur zu

*) Herodot III, 215.

**) Weber, Weltgeſchichte I, 454. Duncker, Geſchichte der Semiten, 2. Aufl. S. 500.

Panzern und Bruſtſchienen, ſondern auch zu Speerſpitzen noch häufig und zuweilen ſogar zu Schwertern in Gebrauch war, ſo wird doch das Eiſen bald die Bronze verdrängt haben. Tubal-Kain war nach der Jüdiſchen Sage ſchon ein Künſtler in Erz (Bronze) und Eiſen. Die Zeit, in welcher auch die ſchneidenden Werkzeuge aus Bronze gemacht wurden, liegt alſo für die mehr vorgeſchrittenen Völker weit zurück, und ſolche Schwerter oder Meſſer beweiſen daher ſchon an ſich ihr hohes Alterthum; andere beweiſen es bisweilen durch die Umſtände ihres Vorkommens. So hat man in einer der großen Pyramiden, deren Alter auf 3000—4000 Jahre v. Chr. geſetzt wird, Gegenſtände aus Bronze gefunden und ein bronzenes Meſſer tief im Schlamme des Nils. Auch in den Gräbern der älteren Aegyptiſchen Könige, namentlich der 6. Dynaſtie, die im 3. Jahrtauſend v. Chr. herrſchte, hat man Bronze gefunden. Allein der Gebrauch eines harten Metalles muß in Aegypten viel älter ſein, denn das Behauen der großen Quadern zu den Pyramiden iſt doch kaum anders denkbar. Dieſe ſind ſo genau und kunſtgemäß gefügt, daß ihnen nothwendig mehrere Jahrhunderte in Steinarbeiten vorausgegangen ſein müſſen. Deshalb kann man behaupten, daß wenigſtens 4000 Jahre v. Chr. ein hartes Metall in Aegypten im Gebrauche war. Hatten ſie vielleicht gleich Anfangs Eiſen? Das iſt unwahrſcheinlich durch das vor wenigen Jahren tief im Nilſchlamme gefundene bronzene Meſſer, und durch den Umſtand, daß man in den Aethiopiſchen Bergwerken, welche die alten Aegypter benutzten, Meiſel und Schlägel aus Bronze gefunden hat. Da es Regel iſt, daß, ſobald Eiſen in Gebrauch kommt, die ſchneidenden Werkzeuge daraus angefertigt werden, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß auch hier ein Bronzealter dem Eiſenalter vorausging. Auch die aus dem Stein ausgehauenen Grottentempel in Aegypten und Indien ſcheinen mir den Gebrauch eines harten Metalls zu erweiſen.

In einem Schuttkegel oder Schuttberge, der durch die Wirkung des Flüßchens Teniere zwiſchen Lauſanne und Villeneuve am Genferſee entſtanden war, fand man, als er zur Anlegung einer Eiſenbahn weggeräumt werden mußte, nicht nur Reſte von menſchlicher Induſtrie aus der Zeit der Römer, ſondern tiefer unten, nachdem lange Zeit bloßer Schutt abgegraben worden war, wieder Spuren von Menſchen, aber aus der Bronzezeit, und ganz tief unten nur ſolche aus der Steinzeit. Unter der Annahme, daß dieſer Berg von Schutt ſich mit ziemlicher Gleichmäßigkeit vergrößert hat, iſt berechnet worden, daß 3000—4000 Jahre verfloſſen ſein mögen, ſeitdem dieſe Bronzeſachen auf dem Schutte verloren wurden. Einige Berechnungen gehen noch weiter zurück; allein die angeführten Beiſpiele zeigen ſchon, daß lange vor Entdeckung der Cassiterides oder Zinninſeln, die kaum 3000 Jahr alt ſein kann, die Bronze aus Kupfer mit einer Legirung von Zinn vielfach im Gebrauch war. In Ninive und anderen alten Ruinen hat man auch verarbeitete Bronze gefunden. Von wo kam das Zinn vor Entdeckung der Zinninſeln?

Das iſt eine für die Geſchichte der Menſchheit ſehr gewichtige Frage, da das Vorkommen des Zinns keineswegs ſo häufig iſt, als das des Kupfers oder gar des Eiſens. In keinem einzigen der Uferländer des Mittelländiſchen Meeres — und das ſind doch die Länder alter Cultur und Induſtrie — iſt das Vorkommen von Zinn bekannt.

Zinn findet ſich allerdings im Erzgebirge und wird jetzt auf beiden Seiten deſſelben, ſowohl der Sächſiſchen als der Böhmiſchen, in mäßiger Quantität gewonnen. Es iſt aber doch völlig unglaublich, daß in ſo früher Zeit im Innern des Continents, wo nur ganz rohe Völker ohne entwickelte Induſtrie lebten, dieſes Metall in großen Quantitäten gewonnen werden und fortgeſetzten Abſatz an der Küſte des Mittelmeers finden konnte. Zinn findet ſich aber auch in einem langen Streifen

an der Weſtgrenze Europa's, im nördlichen Portugal, in der Spaniſchen Provinz Gallicien, ferner an den weſtlichen Vorſprüngen Frankreichs, beſonders in der Bretagne, wo man vor Kurzem wieder neue Funde gemacht hat. Vorzüglich reich iſt aber der weſtliche Vorſprung von England, Cornwallis, der auch jetzt noch faſt die Hälfte alles Zinnes liefert, das in den allgemeinen Weltverkehr kommt. Dieſe Gegend war eben das, was die Alten Caſſiteriden nannten, kann aber nur 1100 Jahre oder wenig mehr v. Chr. entdeckt ſein.

Da man in neuerer Zeit vielfache Verſuche gemacht hat, die Entdeckung der Caſſiteriſchen Inſeln, über welche, wie geſagt, das Alterthum uns gar keine Nachrichten hinterlaſſen hat, ſehr weit zurückzuverſetzen, ſo ſcheint es nothwendig, die Gründe dafür zu prüfen. So iſt Rougemont, in einem Buche über die Bronzezeit, bemüht, die Zinnlieferungen von den genannten Inſeln bis in das ſechzehnte Jahrhundert vor Chriſto zurückzuverſetzen.*) Dennoch kann er nicht umhin, eine noch frühere Zeit für die Zinneinfuhr aus Aſien anzunehmen. Da man über die Gründung des Thriſchen Gades, von wo aus man nach zuverläſſigen Berichten des Alterthums, die Schifffahrt nach den Caſſiteriden unterhielt, ziemlich beſtimmte Nachrichten hat, ſo nimmt Rougemont an, daß früher die Sidonier am Ebro anſäſſig waren und von da aus das ganze Flußgebiet durchzogen bis zur Weſtküſte von Galicien, dort Colonien bildeten und von da aus Britannien entdeckten. Unterſtützt wird dieſe Meinung damit, daß manche Edelſteine am Oberkleide der Hohenprieſter der Hebräer aus Spanien gekommen ſein werden. Nun kommen zwar kurze Nachrichten von Sidoniſchen Anſiedelungen an der Südoſtküſte von Spanien vor, allein was Rougemont vom Vordringen bis Galizien ſagt, iſt doch ganz willkührlich aufgeſtellt; und was die Edelſteine

*) Rougemont, die Bronzezeit S. 101 — 107.

anlangt, ſo iſt deren Vorkommen ſo mannigfach und ſo zerſtreut über die ganze Erde, daß kein Geolog wagen wird zu ſagen: dieſer oder jener Edelſtein kann nur aus dieſer oder jener Gegend gekommen ſein.*)

Mir ſcheint das Bemühen, die Entdeckung der Zinninſeln ſehr weit zurückzuſchieben, nur darauf zu beruhen, daß man ein anderes Zinnland aus ſo früher Zeit nicht nachweiſen konnte; und das konnte man nicht, weil man nicht wagte, die Phönicier weit nach Oſten gehen zu laſſen. Es iſt aber ſehr viel leichter aus dem Perſiſchen Meerbuſen nach Hinterindien und beſonders nach Malakka zu gelangen, als von Sidon durch den Ebro bis an die Weſtküſte von Spanien und von da nach Cornwallis. Doch das werden wir unten näher nachweiſen. Dagegen ſcheint es mir undenkbar, daß die Phönicier eine anhaltende Grubenarbeit in entfernten Inſeln des Atlantiſchen Oceans unternommen haben ſollten, ohne eine kräftige Colonie in der Nähe zu haben, von wo ſie mit Nahrungsſtoffen und andern Lebensbedürfniſſen ſich verſorgen konnten.

Eine ſolche Colonie war das Tyriſche Gades und etwas weiter Utika in der Nähe des ſpätern Karthago. Es kommt alſo darauf an zu wiſſen, wann dieſe Colonien geſtiftet ſind. Movers hat die verſchiedenen Angaben ſehr gut zuſammengetragen.**) Die zuverläſſigſten Nachrichten führen für die Gründung des ſpäter ſo berühmt gewordenen Karthago in merkwürdiger Uebereinſtimmung das Jahr 813 oder 814 vor Chriſto auf. Utika ſoll 287 Jahr vor Karthago gegründet ſein. Dieſe Gründung fiele alſo auf das Jahr 1100 v. Chr. Gades iſt aber ſehr kurze Zeit vor Utika oder nach andern Nachrichten

*) Ueberdies iſt die Deutung der Edelſteine an dieſem Bruſtſchilde höchſt unſicher.

**) Movers, Die Phönicier II, 2. S. 150 u. ff. nach Ariſtoteles, Vellejus, Euſebius, Plinius u. A.

gleich nach Utika gegründet, würde alſo auch ſehr wenig über 1100 Jahr v. Chr. alt ſein. Dahin führen die umſichtigſten Angaben. Es giebt allerdings noch einige, welche die Gründung dieſer Colonie mit der Gründung von Rom, oder, was noch unſicherer iſt, mit der Zerſtörung von Troja vergleichen. Nach ſolchen Angaben ſcheint Gades etwas früher, höchſtens um 1150 v. Chr. gegründet zu ſein. Der Umſtand, daß Utika und Gades ſo raſch hinter einander von den Tyriern angelegt wurden, ſcheint anzudeuten, daß dazu ein wichtiger Beweggrund ſein mußte, und als ſolchen die Entdeckung der Caſſiteriden anzunehmen, liegt wohl ſehr nahe. Nach dem Geſagten kann ich die Auffindung dieſes weſtlichen Zinnlandes höchſtens bis zum Jahr 1150 und auch kaum bis dahin zurückverſetzen, da es mir, wie bereits geſagt, undenkbar iſt, daß man eine Grubenarbeit in weiter Ferne unternimmt, ohne eine näher liegende Colonie zu haben. Für ſehr wenige Städtegründungen hat uns die Geſchichte ein ſo beſtimmtes chronologiſches Datum aufbewahrt, als für die Gründung von Gades. So ſagt Plinius, daß in dem Apollotempel zu Utika Numidiſche Cederbalken noch ziemlich gut erhalten wären, obgleich ſie ſich ſeit 1173 Jahren da befänden, was auch auf ſehr wenig mehr als 1100 Jahr vor Chriſto zurückführt.*)

Man hat nun gegen das Beſtreben noch andere Quellen, aus denen in ſehr alter Zeit das Zinn in die Länder des Mittelmeeres gekommen ſein möge, zu ſuchen, die Anſicht aufgeſtellt, daß die Zinngewinnung in Cornwallis uralt ſein könne und lange vor der Ankunft der Phönicier in dieſe Gegenden bei den einheimiſchen Völkern der Umgegend die Kunſt beſtanden haben möge, das Kupfer mit Zinn zu vermiſchen. Man kann

*) Plin. H. N. XVI. 79. (40.) Plinius ſtarb im Jahr 79 n. Chr. Wann er dieſe Stelle niederſchrieb, läßt ſich natürlich nicht ganz genau beſtimmen.

ſich darauf berufen, daß man in verſchiedenen Ländern Formen zum Gießen für allerlei Geräthe gefunden hat, daß man überhaupt nicht zu denken habe, alle Arbeiten aus Bronze ſeien von Einem Volke oder aus Einer Gegend ausgegangen.

Alle dieſe Bemerkungen mögen ſehr begründet ſein, ſie können aber doch unmöglich erklären, woher das Zinn zu der Bronze gekommen ſein möge, welche in ſehr alter Zeit im öſtlichen Theile des Mittelmeeres, z. B. im Trojaniſchen Kriege, in Aegypten und Vorder-Aſien in ſo ausgedehntem Gebrauche war. Wir müßten alle Traditionen der Geſchichte verleugnen, wenn wir annehmen wollten, daß 2, 3, vielleicht 4 Jahrtauſende v. Chr. der ganze Zinnbedarf der alten Völker durch die barbariſchen Stämme des Weſtens geliefert worden ſei. — Und wenn wir auch wirklich uns überreden wollten, Hunderte von Centnern dieſes Metalls ſeien aus den weſtlichen Grenzen Europa's jährlich den cultivirten Völkern zugeführt worden, ohne daß eine Sage darüber ſich erhalten habe, ſo wird die vergleichende Sprachkunde uns von der Irrigkeit dieſer Meinung überzeugen müſſen. Das Zinn heißt im Griechiſchen Kassiteros, im Sanskrit Kastira, im Hebräiſchen Kastir und Kastira, im Arabiſchen Kasdir. Alle dieſe Benennungen ſind doch offenbar nur Modificationen von einander. Die Kenntniß des Zinnes muß aus Aſien ſtammen. Es kommt aber in den Sanskrit-Schriften noch eine zweite Benennung, wahrſcheinlich ſpäteren Urſprungs, vor, Javaneshta, d. h. das von den Weſtvölkern erſehnte (Metall). Dieſe Benennung bezeichnet geradezu den begehrlichen Abſatz nach Weſten.

In welchen Gegenden Indiens findet ſich Zinn vor?

Es findet ſich zuvörderſt in Vorderindien in dem Radſchputten-Staate Mewar (oder Udeypur), wo noch im Jahre 1816 zwei Zinnminen einen Ertrag von mehr als 300000 Rupien lieferten, die aber in der letzten Zeit nicht bearbeitet wurden, wogegen man viel Kupfer gewann, aus dem auch Münzen ge-

ſchlagen wurden.*) An der Richtigkeit dieſer Angaben iſt wohl nicht zu zweifeln, da ſie auf Berichten eines Beamten der Indiſchen Verwaltung, des Herrn Tod, beruhen, den man zur Unterſuchung dieſes Landſtrichs abgeſandt hatte. Weiter nach Oſten aber iſt in Aſien eine viel reichere und ausgedehntere Verbreitung von Zinnfeldern, als im Weſten von Europa. Sie beginnt mit der Halbinſel Malakka und deren Verlängerung in der Inſel Bangka, geht durch die Halbinſel Malakka, durch Tenaſſerim, Birma und andere Hinterindiſche Länder bis in die weſtlichen Provinzen des Chineſiſchen Reichs.**)

Auffallend iſt, daß in dem weiten Gebiete des Ruſſiſchen Reiches Daurien (bei Nertſchinsk) die einzige Provinz iſt, in der man Zinn gefunden hat und dieſe liegt ſo, daß man vermuthen könnte, der Zinn führende Boden gehe ununterbrochen von Hinter-Indien durch das Chineſiſche Reich und laufe in Daurien aus.

Der weſteuropäiſche Zinnboden nimmt nach Norden an Reichthum zu und iſt am größten in Cornwallis und Devonſhire. In Aſien iſt es umgekehrt. Malakka und die Inſeln, welche ihrer Lage nach als Fortſetzungen dieſer Halbinſel gelten können, Bangka und Billiton, ſcheinen am reichlichſten damit verſehen. Bangka allein liefert jetzt mehr Zinn als Großbritannien, da letzteres durchſchnittlich 90000 Centner jährlich in den Handel bringt, Bangka aber in den letzten Jahren über 100000 Centner lieferte. Seit 1850 werden noch einige tauſend Centner auf der Inſel Billiton in Privatbeſitzungen gewonnen. Außerdem kommen von der Halbinſel Malakka, wo die Zinnfelder zuweilen bis an das Meer gehen,

*) Ritter, Erdkunde, VI, 882.

**) Ganz neuerlich ſind ausgedehnte Zinnfelder in Auſtralien gefunden, die man vielleicht als eine Fortſetzung der Hinterindiſchen betrachten kann.

noch etwa 50000 Centner in den Handel, ſo daß jetzt aus dieſen Gegenden viel mehr Zinn in den Weltverkehr gelangt, als England liefern kann, deſſen Production nicht mehr für den Bedarf von Europa ausreicht, Aſien ganz und Europa zum Theil von Bangka aus verſorgt wird. Die jährliche Production von Sachſen (2790 Centner) und von Oeſterreich (990 Centner) iſt faſt verſchwindend im Welthandel und bewirkt nur, daß Deutſchland weniger Engliſches und Bangka-Zinn verbraucht, als ohne ſie geſchehen würde. Wahrſcheinlich producirt die kleine Inſel Billiton in dieſem Augenblicke mehr Zinn, als das Erzgebirge. — Der Zinnreichthum geht, wie geſagt, von der Halbinſel Malakka weiter nach Norden in die jetzt Engliſche Provinz Tenaſſerim, wo ſeit unbekannter Zeit das Zinn gemünzt wird; denn ſchon bei der Entdeckung des Landes durch die Portugieſen fanden ſie dieſe Zinnmünzen vor.*) Der Zinnreichthum geht bis zur nördlichen Anſiedelung Muſtabur, fehlt aber auch den Inſeln nicht. Ferner findet ſich Zinn in den Königreichen und Provinzen Birma, Ava, Siam und Laos. Da auch in Cochinchina Zinn vorkommt, ſo enthält das ganze Feſtland von Hinterindien Zinn, meiſtens in Trümmergeſtein, an einzelnen Orten wird es auch aus dem Flußſchlamm gewaſchen. Die urſprüngliche Lagerſtätte wird auch hier in den Gebirgsmaſſen ſein. Daß es ſich in den gebirgigen Theil von China fortſetzt, haben wir ſchon bemerkt.

In vielen dieſer Gegenden findet ſich auch Kupfer vor, wie auch in Cornwallis. Es konnte daher ein bloßer Zufall auf die Entdeckung führen, daß das Gemiſch beider Metalle ein weit härteres Material liefert, als jedes einzelne. Die Erfindung der Bronze geht über alle documentirte Geſchichte hinaus und ſelbſt über die Sage in Europa; denn ſo weit mir erinnerlich, wird dieſe Erfindung von der Griechiſchen Sage

*) Ritter, Erdkunde V, 128.

nicht den Phöniciern zugeſchrieben, wie ſo viele andere. Vielmehr ſcheint die Griechiſche Sage, indem ſie ein ehernes Zeitalter dem eiſernen vorausgehen läßt, eine allgemeine Verbreitung dieſer Kunſt des Miſchens anzunehmen. Nach Lucrez ſollen ſogar die Häuſer von Erz oder Bronze geweſen ſein, was freilich Niemand als hiſtoriſches Factum annehmen wird, was aber wohl als Beweis gelten kann, wie allgemein verbreitet in früherer Zeit die ſpäteren Griechen die Bronze ſich dachten. Nun kann man freilich die grammatiſche Einwendung machen, daß das Griechiſche Wort für Erz chalkos, (χαλκός) auch für Kupfer gebraucht wird, wenn man nicht genau unterſcheiden will, wie denn auch jetzt manche Völker die Gemiſche von Kupfer ebenſo benennen wie das Kupfer ſelbſt.*) Aber man hat die ehernen Rüſtungen und Beinſchienen der Griechen, wie ſie in Homer's Gedichten ſo häufig vorkommen, chemiſch unterſucht und ſie wirklich als Bronze befunden. Ueberhaupt kommt reines, oder wenig verunreinigtes Kupfer in den alten Funden, in Gräbern u. ſ. w. ſehr ſelten vor. Am häufigſten ſollen ſich Werkzeuge aus Kupfer noch in Ungarn finden, in einem Lande, das vom Seehandel entfernt lag, wo alſo das Zinn ſelten und koſtbar ſein mochte. Die meiſten in den Ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen gefundenen Bronzen enthalten auch nur wenig Zinn, dafür aber einen reichlichen Zuſatz von Blei und Zink, was zum Theil wenigſtens auch von den alten räthſelhaften Arbeiten der Tſchuden gilt. Merkwürdig iſt auch, daß die Chineſen für ihre tönenden Pauken (Gongs) die ſtarke Beimiſchung von 20 p. c. Zinn haben, weil nur eine ſolche Bronze hell tönt.

Sollte von dieſem Aſiatiſchen Zinnreichthum gar nichts

*) Die Ehſten z. B. benennen noch jetzt die Bronze ebenſo wie das Kupfer, und ſogar für Meſſing, das ſich doch in der Farbe ſo auffallend unterſcheidet, haben ſie die Benennung weißes Kupfer (walge wask).

**) Bibra, die Bronzen und Kupferlegierungen d. ält. Völker, S. 88. 89.

in alten Zeiten in die weſtliche Welt gekommen ſein? Auch keine Kunde? Die Zinnſande von Malakka reichen doch zuweilen bis an das Meeresufer, und es bedarf nur eines tüchtigen Feuers, dem der Sand ausgeſetzt wird, um das glänzende Metall unten zuſammenfließen zu machen. Sollte Malakka und die davor liegenden Inſeln ſo ſehr von allem menſchlichen Verkehr ausgeſchloſſen geweſen ſein?

Die Frage, ob nicht vor Entdeckung der Caſſiteriden das Zinn aus Malakka in die Weſtländer gekommen ſein mag, erhält noch mehr Gewicht dadurch, daß kein Land mehr natürliche Anſprüche erheben kann, das Salomoniſche Ophir zu ſein, als die Halbinſel Malakka. Davon im nächſten §. Hier aber wollen wir den Widerſpruch einer gewichtigen Autorität gegen die Meinung, daß in ſehr früher Zeit das Zinn zur Bronze aus Aſien in die Länder des Mittelmeeres gekommen, nicht unerwähnt laſſen. Movers, die größte Autorität für die Geſchichte der Phönicier, ſpricht ſich ſehr entſchieden gegen die von Laſſen, Ritter und ſchon viel früher ausgeſprochene Meinung aus, daß Zinn aus Indien in die Länder des Mittelmeeres gekommen ſei. Seine wichtigſten Argumente ſind folgende*):

1) Daß es auch aus neuerer Zeit bekannt ſei, daß Indien kein Zinn producire. Dieſes Argument zeigt, daß Movers durchaus nur Vorder-Indien im Sinne hat; aber auch für Vorder-Indien iſt es nicht richtig, da die Zinnproduction für den Diſtrict Mewar nur zu ſicher iſt. Dieſer Diſtrict liegt freilich weit ab von der Küſte und es kann daher nicht auffallen, daß es jetzt nicht lohnend iſt, das Zinn hier zu gewinnen und bis an die Küſte zu bringen, da der Seehandel die große Maſſe von Bangka-Zinn zu den billigſten Preiſen verbreitet.

*) Movers, die Phönicier, Bd. II, dritter Theil S. 62—69.

2) Es läßt ſich nicht beweiſen, ſagt Movers, daß das Zinn auf andern Handelswegen und aus andern Ländern, als aus dem weſtlichen Europa in den Handel gekommen iſt. Es fehlen geſchriebene hiſtoriſche Nachrichten, meint hier Movers. Allein in ſo alter Zeit fehlen überhaupt die geſchriebenen Nachrichten über den Handel; beſonders aus Indien kann man viel mehr Nachrichten über die Götter und Wunderthaten der Menſchen, als über den Handel erhalten. Den Handel beurtheilt man aus ſeinen Folgen und nach ſeiner natürlichen Möglichkeit — in Bezug auf Productionsorte, Leichtigkeit der Communication u. ſ. w. Und hat denn Movers hiſtoriſche, d. h. geſchriebene Angaben dafür, daß das Zinn durch den Keltiſchen Handel aus den weſtlichſten Gegenden Europa's kam? Sonderbar genug trägt er Nachrichten zuſammen, daß Bronzen mit normaler Beimiſchung von $^1/_{10}$ Zinn in Aegypten (im alten Memphis), im alten Aſſyrien und in ganz Vorder-Aſien gefunden ſind — um die große Ausbreitung des Zinnhandels damit zu beweiſen. Aber ſpricht die Bronze in Aſſyrien und Babylonien für einen Verkehr mit Großbritannien oder Spanien?

3) Das Sanskritiſche Wort Kastira ſei vielmehr aus dem Hebräiſchen abzuleiten, als umgekehrt. Allein die Hebräer waren doch nicht in Verbindung mit Zinnländern, hatten alſo wohl ein fremdes Wort für Zinn. Die Ariſchen Völker aber hatten vielleicht ſchon vor ihrer Zerſtreuung eine Kenntniß von dieſem Metall. Zinn ſoll nach Burnes am Bamyan-Paß im Norden des Hindukuſch vorkommen. Leider fehlen mir aber nähere Nachrichten hierüber. Die Drangianer am Nordrande von Perſien ſollen nach Strabo mit Zinn gehandelt haben.

4) Der Hauptgrund für die Einführung des Zinnes aus Europa nach Aſien iſt für Movers ohne Zweifel der Umſtand, daß an einigen Stellen von den alten Schriftſtellern ausdrücklich geſagt wird, daß Zinn und Erz aus den Weſtländern nach Indien gebracht werde. Dieſe Zeugniſſe ſind von Plinius

und in einer Schrift des Alexandriniſchen Kaufmanns Arrian, der in mercantiliſchem Intereſſe eine Rundſchau des Arabiſch-Indiſchen Meeres gegeben hat. Beide Schriften aber ſind aus ſpäter, ſogar nachchriſtlicher Zeit, nachdem die Ausbeutung der Caſſiteriſchen Inſeln ſchon ſehr lange und in großem Maßſtabe beſtanden hatte und die Römer ſchon Beſitzer des zinnreichen Britanniens geworden waren. Bedenkt man, daß das zinnreiche Mewar tief im Innern von Vorder-Indien liegt, ſo war es leicht möglich, daß in den Küſtengegenden das Zinn, welches aus dem Rothen oder Perſiſchen Meerbuſen kam, wohlfeiler war, als das Zinn aus dem Innern. Auch bedurfte es nur einer unruhigen Volksbewegung in Indien, um die Zufuhr aus dem Innern für längere Zeit abzuſchneiden. Dazu kommt, daß die kunſtreiche Bearbeitung des Erzes die Fabrikate durchaus auch in Indien begehrig machen konnte. Vor allen Dingen können aber dieſe ſpäten Zeugniſſe uns gar nichts über die Handelsverhältniſſe vor mehr als 1000 Jahre v. Chr. ausſagen. Es iſt aber auch gar nicht unſere Abſicht zu behaupten, daß das Zinn von Mewar frühzeitig in den Handel gekommen iſt, noch weniger Gewicht legen wir auf die Straboſchen Drangianer, da das Zinn von dort ganz aus der Geſchichte verſchwindet und ein ſo ausgedehnter Bedarf aus dem Innern des Feſtlandes wohl nicht befriedigt werden konnte.*) Wir halten es nicht nur für möglich, ſondern für wahrſcheinlich, daß das Zinn aus Hinterindien in ſehr früher Zeit auf irgend eine Weiſe ſeinen Weg nach dem Weſten finden konnte. Movers ſchließt nun umgekehrt aus den Zeugniſſen des Plinius und Arrian, daß Zinn und Erz nach Vorderindien aus dem

*) Vergeblich habe ich mich bisher bei den ruſſiſchen Kennern von Turkeſtan nach dem Vorkommen des Zinnes in dieſen Ländern und den Zuflüſſen des Amudarja erkundigt. Im ſüdlichſten Quellgebiete dieſes Fluſſes müßte das Zinn vorkommen, wenn die Angabe von Burnes richtig iſt.

Weſten gebracht wurde, woraus ſich unzweideutig ergebe, daß die großen Zinnlager der öſtlichen Meere, an den Küſten von Siam, namentlich auf der Inſel Bangka und in ihrer Umgebung in damaliger Zeit für den Verkehr mit den weſtlichen Ländern noch nicht geöffnet waren.

Es kommt alſo darauf an, einen Beweis oder wenigſtens eine Wahrſcheinlichkeit für eine ſehr alte Communication zwiſchen Oſtaſien und den Mittelmeerländern nachzuweiſen.

Ein ſolcher Beweis ſcheint mir ſchon darin zu liegen, daß der Zimmt ſeit ſehr alter Zeit in den weſtlichen Ländern ſeinen Malayiſchen Namen kājū mānis ſehr wenig verändert beibehalten hat, denn zufällig kann, wie geſagt, die Aehnlichkeit von kājū mānis mit Kinnamomon nicht ſein.*) Der frühe Gebrauch des Aloeholzes beſtätigt dieſen Verkehr. Die Wahrſcheinlichkeit, daß der Goldreichthum Malakkas nicht unbekannt geblieben iſt, glaube ich ſehr bald nachweiſen zu können. Die Zinnſande liegen in Malakka noch viel offener da und konnten zufällig gefunden werden, wenn etwa die umwohnenden Völker ſie noch nicht ge-

*) Alex. Humboldt macht die Bemerkung, Zinn heiße im Malayiſchen und Javaniſchen timah, im Isländiſchen, Däniſchen, Engliſchen tin, im Schwediſchen tenn, eine Lautähnlichkeit, welche faſt an die des Altgermaniſchen glessum für den durchſichtigen Bernſtein mit unſerm Worte „Glas“ erinnert. (Kosmos II, 409). Mir fiel dieſe Bemerkung ſehr auf, da auch im Ehſtniſchen das Zinn tina (mit kurzem i) heißt, im Finniſchen ebenſo. Sollten nicht, während man gewöhnlich die Finniſchen Benennungen dieſes Metalls aus einer Germaniſchen Sprache ableitet, vielleicht doch umgekehrt die Germaniſchen aus den Finniſchen Namen ſtammen und dieſe mit den Malayiſchen in Verbindung ſtehen? Ich bat daher Sprachforſcher, namentlich die Herren Schiefner und Wiedemann, um Mittheilung der Benennung dieſes Metalls bei den zwiſchenliegenden Völkern. Beide Herren haben dieſer Bitte freundlichſt entſprochen. Ich muß aber bekennen, daß ich die Hoffnung habe aufgeben müſſen, ſolche Uebergänge zu finden und noch eine Uebertragung eines Malayiſchen Wortes in Europäiſche Sprachen nachzuweiſen, und daß ich wieder den Finniſchen Namen aus dem Germaniſchen herleite. Indeſſen möchte ich dieſe Frage dennoch für mehr befähigte Forſcher offen laſſen. So einfache Laute wie tina und tima können auch wohl zufällig zuſammen treffen.

kannt haben ſollten. Vorher aber wollen wir verſuchen anſchaulich zu machen, wie und durch welche Völker eine ſolche uralte Verbindung des Oſtens mit dem fernen Weſten hergeſtellt ſein konnte.

Welche Völker mögen nun dieſen alten Verkehr eingeleitet und unterhalten haben?

Laſſen hat ſich bemüht aus ſeiner vollſtändigen Kenntniß aller ſchriftlichen Quellen die Völker aufzufinden, welche in Handel und Seefahrt an den Küſten Vorder-Indiens aufgetreten ſind. Daß der Indiſche Binnenhandel und ein Theil des auswärtigen Karawanenhandels von Indiſchen Völkern betrieben wurde, iſt ſelbſtverſtändlich. Unerwartet dürfte aber doch Vielen der Nachweis ſein, daß in Süd-Arabien eine Anſiedelung einen Indiſchen Namen führte, alſo wohl von Indiern angelegt, oder wenigſtens bewohnt wurde; ebenſo iſt der Name der Afrikaniſchen Inſel Sokotora Indiſch. Mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinne weiſt aber Laſſen nach, daß es wahrſcheinlich Malabaren waren, welche dieſe Anſiedelungen gründeten. Die Malabaren waren früher und ſind auch jetzt noch unternehmendere Kaufleute und Seefahrer, als die Hindu-Völker. Aus dem ſüdlichen Arabien brachten die Sabäer die Waaren weiter nach Tyrus und Aegypten, wie Hebräiſche und Griechiſche Schriftſteller bezeugen. Laſſen iſt geneigt den Reichthum der Sabäer dieſem Zwiſchenhandel zuzuſchreiben. „Daß außer den „Indern und Phöniciern, von welchen es ſich nicht bezweifeln „läßt, auch die Araber an der Schifffahrt nach Indien Theil „nahmen, läßt ſich bezweifeln," ſagt Laſſen weiter. Ein ausdrückliches Zeugniß fehlt und was aus viel ſpäterer Zeit von ihnen berichtet wird, darf auf die frühere nicht angewendet werden, in welcher die Sabäer nach Strabo (p. 780) nur Lederboote hatten.

Indeſſen ſchwächt Laſſen ſeine Anerkennung des Antheils, den die Indier ſelbſt an dem Seehandel nahmen, am Schluß ſeiner Erörterungen ſehr ab. Durch die Erklärung: Es läßt

ſich jedoch bei der Abneigung der Indier gegen die Mlepha (das Ausland) im Allgemeinen vorausſetzen, daß ſie den auswärtigen Handel meiſtens den auswärtigen Kaufleuten überließen, dagegen ſcheint ihr Land in dem erſten dämmernden Lichte, von dem der Altaſiatiſche Völkerverkehr beleuchtet wird, als ein Mittelpunkt der kaufmänniſchen Beſtrebungen der äußerſten Völker an den öſtlichen und weſtlichen Enden Aſiens, in welchem ihre Unternehmungen ſich begegnen.

Daß nach Weſten hin der Handel Indiens vorzüglich in den Händen der Phönicier war, leuchtet ein. Sie behielten ja, während ſie ſich am Mittelländiſchen Meere ausbreiteten, ihre Stammſitze am Perſiſchen Meerbuſen in der Form von Colonien. Aber welches Volk unterhielt die Verbindung nach Oſten?

Ich denke man wird die Malayen in allgemeiner Bedeutung dieſes Namens, oder wenigſtens ein Malayiſches Volk dafür anſprechen können. Es giebt in Ceylon ein nicht geſchriebenes, aber noch fortlebendes Zeugniß dafür, in den malayiſchen Böten mit Auslegern, wie wir im vorhergehenden Paragraphen erwähnt haben (Seite 282). Ceylon, oder wenigſtens deſſen Südhafen Point de Galle, wo ſolche Böte im Gebrauch ſind, ſcheint alſo längere Zeit unter dem Einfluſſe eines Malayiſchen Volkes geſtanden, vielleicht eine Malayiſche Colonie beſeſſen zu haben.

Wir haben hier zuvörderſt den geſammten Volksſtamm im Auge. Von den Völkern, die man zum Malayiſchen Stamm rechnet, iſt dasjenige, das man insbeſondere „Malayen“ nennt, das thätigſte und unternehmendſte. Es hat ſowohl geübte Seefahrer und gewandte Kaufleute, als auch kühne Seeräuber. Als die Europäer den Indiſchen Archipel erreichten, verbanden die Malayen durch ihre Fahrten die einzelnen Glieder unter einander und brachten die Producte der öſtlichen Gruppe der weſtlichen zu.

Wo mag dies Volk zur Zeit Salomo's ſeine Sitze gehabt haben?

So weit zurück hat man die Geſchichte deſſelben noch nicht verfolgen können. Allein nach den Unterſuchungen von Marsden, Raffles und Crawfurd betrachtet man es als ſicher, daß ſie in der Halbinſel Malakka, die man jetzt, wenn man ſich gelehrt ausdrücken will, die Malayiſche zu nennen pflegt, noch gar nicht ſehr lange anſäſſig ſind. Sie ſind nach Marsden's nicht widerlegten, ſondern nur beſtätigten Forſchungen erſt im 12. Jahrhundert n. Chr., vielleicht einige Vorläufer ſchon im 11., aus Sumatra nach der Südſpitze von Malakka bei Singhapura hinüber gewandert und haben ſich von dieſer Spitze aus weiter verbreitet und kleine Anſiedelungen und Staaten gebildet, von denen die Stadt Malakka die wichtigſte und vor Ankunft der Europäer der Mittelpunkt des Malayiſchen Handels war. In Sumatra hatten ſie einen anſehnlichen Bezirk eingenommen und den Staat Menangkabao gebildet, in welchem es ihnen aber zu eng geworden war. Schwerlich aber darf man Sumatra als ihre Urheimath betrachten, denn Malayiſche Stämme kommen noch auf der ganzen Reihe der Molukken vor, bis Neu-Guinea und über den größten Theil des großen Ocean's verbreitet, zuweilen mit dunkelfarbigen Urbewohnern vermiſcht. Auch die Javaner ſind von dieſem Stamme, aber durch ſtarke Einwanderung von Hinduſtan modificirt. Da die Malayen bei Ankunft der Europäer den Verkehr zwiſchen dem öſtlichen und weſtlichen Theil des Indiſchen Archipels unterhielten, die Urſtämme dieſer Inſelgruppen, die Nigritos, Battas u. ſ. w. zu roh und indolent ſind, kann man nicht zweifeln, daß es die Malayen waren, die es möglich machten, daß Muskatnüſſe und Gewürznelken, die Producte der öſtlichſten Molukken, ſchon im 2. Jahrhundert v. Chr. dem Handel des Römiſchen Reichs zugeführt wurden, da ſie ſchon vor den Europäern einerſeits nach China, andererſeits nach Indien nach

alten einheimiſchen Quellen, Handel trieben. Aber die hiſtoriſchen Beweiſe vom Handel der alten Malayen gehen noch weiter zurück. Muhamed-Schah, der erſte muſelmänniſche Beherrſcher von Malakka, der im Jahre 1276 zur Regierung kam, ließ, nach den Ausſagen einiger Greiſe einen Codex für die Seefahrer abfaſſen, der noch erhalten iſt. Man weiß nicht, ob dieſe Geſetze bis dahin nur Gewohnheitsgeſetze waren, oder ob ſie ſchon früher niedergeſchrieben und im Gedächtniß der Greiſe bewahrt waren. Aber Kenner verſichern, daß ſie oft an die civiliſirteſten Völker des modernen Europa erinnern, und nur nach ſehr langer Gewohnheit, das Meer zu beſchiffen, abgefaßt ſein können.*) Die Sprachforſchung führt noch weiter, da ſie nachweiſt, daß eine Menge Malayiſcher Wörter auf der Oſtküſte von Madagaskar heimiſch ſind, die wenigſtens für einen langen Handelsverkehr mit den Malayen, wenn nicht für die Abſtammung des Volkes von ihnen Zeugniß ablegen.

Geſchriebene Berichte über ſehr frühe Seefahrten der Malayen werden ſich wohl nicht auffinden laſſen, aber die weite Verbreitung des Malayiſchen Sprachſtammes von der Oſtküſte Madagaskars über den Hinterindiſchen Archipel und weit in die Südſee hinein, über die ſchon Reinhold Forſter ſeine Verwunderung ausgeſprochen hat, wird von Crawfurd, Wilhelm v. Humboldt, dem größten Kenner dieſer Sprachen, beſtätigt. Sie ſetzt mannigfache und anhaltende Seefahrten außer Zweifel. Daß die Malayiſchen Götterſagen den Indiſchen entſproſſen ſcheinen und die Malayiſchen Alphabete aus den Indiſchen und Arabiſchen hervorgegangen ſind, würde den alten lebhaften Verkehr mit Vorderindien beweiſen, wenn es

*) Reinaud, Journal asiatique Série 4 Tom. VIII. p. 142.
Ich vermuthe daher auch, daß Phönicier und Malayen den älteſten Welthandel unterhielten.

überhaupt eines Beweiſes bedürfte, daß ein Volk, welches eine Inſelwelt bewohnt, zu einem ſeefahrenden ſich ausbildete und ſeine Fahrten auch über das eigene Gebiet ausdehnte. Der ſchon erwähnte Uebergang der Malayiſchen Benennung für Zimmt in die Culturſprachen des Weſtens iſt ein ſchönes Document für dieſe Verbindungen. Bei dem Verkehr der Malayen mit Vorderindien konnte es nicht ausbleiben, daß ſie auf Ceylon trafen; denn ſelbſt wenn ihr Verkehr, zuerſt mit der Gangesgegend ſich eröffnete, war es unvermeidlich, daß ſie erfuhren, die Weſtküſte von Vorderindien ſtehe mit noch weitern und ganz andern Völkern in Verkehr, und ſolche Nachrichten reizen ein ſeefahrendes Volk immer auch dahin ſeine Beſuche zu richten. Welche Emporien dabei mit der Zeit ſich bildeten, können wir nicht wiſſen, allein daß es eine Communication des Weſtens mit dem Oſten ſchon in früher Zeit gab, würde allein ſchon der Umſtand beweiſen, daß das Malayiſche Wort für Zimmt bis in die Semitiſchen Länder und nach Aegypten und Griechenland gedrungen iſt.

Die Malayen ſind noch jetzt ein ſeefahrendes und dem Handel ergebenes Volk, das aber durch den überlegenen Europäiſchen Handel in großen Schiffen ſehr zurückgedrängt wird. Als die Portugieſen in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Hinterindien vordrangen, fanden ſie anſehnliche Malayiſche Staaten auf Sumatra, Malakka und weiter nach Oſten vor, die ſie bekriegten und zerſtörten. Die Holländer ſetzten dieſe Zerſtörung fort. Auffallend iſt es aber, daß aus der Zeit, in welcher die Griechen ihren Verkehr mit Indien mehrten und bis Hinterindien ausdehnten, die Malayen nicht mehr hervortreten. Vielleicht hatte ſchon damals die Neigung zur Seeräuberei, der ſie auch jetzt ſehr ergeben ſind, ſo gefährlich dieſelbe auch in der Nähe der großen Europäiſchen Schiffe iſt, dieſes Volk ergriffen und gewiſſe Bezirke gefürchtet gemacht. In Ptolemaeus allerdings unvollſtändigen und etwas ver-

wirrten Nachrichten über Hinterindien iſt eine beſondere, ziemlich ausgedehnte Gegend die Gegend der Räuber genannt. Auch darf man die alten Malayen oder das Volk, welches dieſe Sprache in alter Zeit verbreitete, nicht ſo weit weſtlich ſuchen, als die Portugieſen es fanden. Auch Sumatra ſoll erſt im Mittelalter von den Malayen beſetzt ſein.

Im Weſten war das von uns ſo oft genannte Phöniciſche Volk noch viel mehr vom Handelsgeiſt beſeelt, und es erhob ſich zu einer viel höheren Stufe der Cultur. Es iſt die Frage, ob dieſes in ſo früher Zeit, um das Jahr 1000 v. Chr. und noch früher ſeine Handelsverbindungen ſo weit ausgedehnt habe, um die aus Hinterindien gebrachten Waaren, wenn auch nicht unmittelbar, ſo doch durch Zwiſchenhändler bis nach Aegypten und andern Ländern des Mittelmeeres zu ſchaffen. Es ſcheint, daß dieſe Frage bejaht werden muß, wenn man auf die Urgeſchichte der Phönicier zurückgeht.

Wir müſſen hier dieſe Urgeſchichte, welche S. 141 kurz erwähnt iſt, ausführlicher beſprechen. Die Phönicier hatten ſich, wie Herodot von ihnen ſelbſt und den Perſern erfahren hatte, nicht urſprünglich an der Syriſchen Küſte entwickelt, an der ſie von Vorhomeriſcher Zeit bis zu der Alexander's des Macedoniers herrſchten. Sie ſeien von ihren Sitzen am Erythräiſchen Meere*) in das Phöniciſche Küſtenland eingewandert, ſagt Herodot**), und die Phöniciſchen Prieſter in Tyrus, die er in ihrer Hauptſtadt befragte, verſicherten, ihre Stadt ſei 2300 Jahr vor ihrer Zeit gegründet.***) Das wäre die Jahreszahl von circa 2750 v. Chr.†) Noch zu Strabo's

*) Das Erythräiſche Meer iſt das Meer zwiſchen Arabien, Perſien und Indien, vorzüglich aber doch der Perſiſche Meerbuſen.

**) Herodot I, 1. u. VII, 89.

***) Herodot, II, 44.

†) In dieſer alten Angabe iſt ohne Zweifel das ältere Sidon mit einbegriffen. Tyrus iſt nämlich eine Colonie von Sidon. Als aber in

Zeit waren im Perſiſchen Meerbuſen zwei Inſeln, Tylos und Arados, welche Phöniciſche Tempel hatten. Die Einwohner behaupteten noch damals, dieſe Inſeln ſeien die Urheimath und die Phöniciſche Hauptſtadt Tyrus und die Inſelſtadt Arados an der Syriſchen Küſte ſeien erſt ſpäter nach den Inſeln der Urheimath benannt. Strabo*) iſt überzeugt von dieſer Einwanderung und auch Plinius erklärte ſich dafür. Movers widerſpricht dieſer Anſicht, weil in den Sagen des Volkes ſelbſt keine Erinnerung an die Einwanderung ſich erhalten habe. Aber das iſt ja eine ganz gewöhnliche Erſcheinung. Ein Volk, das ein anderes verdrängt, gewöhnt ſich ſehr bald ſchon aus Egoismus ſich als urſprünglich berechtigt zu betrachten. Dieſen Widerſpruch von Movers haben wir S. 142—143 ausführlich zurückgewieſen. In der Sagenwelt der Phönicier werden die Götter, wie ſie ſelbſt, einheimiſche genannt. Allein der Baal der Babylonier, der doch dem Weſen nach identiſch mit dem Phöniciſchen iſt, iſt auch dort ein einheimiſcher, und man kann wohl behaupten, daß alle Götter der alten Völker mehr oder weniger Nationalgötter waren, alſo deshalb auch an gewiſſe Landſchaften des Vaterlandes angeknüpft wurden. Die Griechen, dieſes am meiſten univerſelle Volk, das ſich mehr oder weniger bewußt war von fremden Völkern Götter angenommen zu haben, ließen ſie doch auf oder über dem Olymp wohnen; ſie machten ſie alſo bei ſich wohnhaft. Ich finde in den poſitiven Angaben Herodots ſehr viel innere, ich möchte ſagen, natürliche Wahrſcheinlichkeit. Alle Semitiſchen Völker haben große Neigung und großes Geſchick für den Handel; das haben außer den Phöniciern und Juden die Araber bewieſen durch ihre weiten Karawanenzüge in ſehr alter wie ganz neuer Zeit, wie auch durch ihren Seehandel nach Erhe-

ſpäterer Zeit Tyrus mächtiger wurde als der Mutterſtaat, rechnete es deſſen Vergangenheit als ſeine eigene.

*) Strabo, S. 766.

bung Muhameds.*) Nun erhob ſich ſchon in ſehr alter Zeit Babylon zu einem großen, mächtigen und luxuriöſen Staate. War es nicht natürlich, daß derjenige Semitiſche Stamm, der die Küſten und Inſeln des Perſiſchen Meerbuſens bewohnte, beſonders geſchäftig war die Natur- und Kunſtproducte Perſiens, Babyloniens und Arabiens auszutauſchen, dadurch ſeinen Handelsgeiſt ausbildete und bald auch die Küſten Indiens, vielleicht Aegyptens beſuchte. War es nicht natürlich, daß dieſer Stamm am meiſten für den Handel ſich ausbildete, aber auch die Künſte und die Induſtrie, die Schönfärberei und Weberei erlernte und ausbildete. Ich meine, man hat nicht nöthig, die Phönicier als ein urſprünglich ſchon beſonderes Volk ſich zu denken. Sie mochten von anderen Bewohnern Arabiens kaum verſchieden ſein; aber da hier Indiſche, Perſiſche und Babyloniſche Producte und Artefacta leicht erreichbar waren, war es natürlich, daß ſie in dem Verkehr, dem ſie ſich ergaben, bald excellirten. Sie werden denn auch weſentlich dazu beigetragen haben, die Babyloniſchen Maaße und Gewichte zu verbreiten. Sie haben aber auch den Griechen Kenntniſſe mitgetheilt, welche ſie nicht von der Syriſchen Küſte haben konnten. Das Wort Okeanos, was ſogar zu uns als Ocean übergegangen iſt, iſt nicht Griechiſchen Urſprungs, wie auch die Griechen ſelbſt bezeugen. Es iſt Phöniciſch, von einem Grundworte Ok oder Ogen ſtammend.**) Dieſe Ableitung von Og hat ſchon Bochart. Wahrſcheinlicher leitet es Clericus von Ogan ab, weil dem Chaldäer Ogana Umkreis, und ſonſt, wie das Hebräiſche Aggan Becher bedeutet. Gewiß iſt, daß im Altgriechiſchen der Okeanos Oganos, nach Heſychius auch Ogen hieß.***) Die Nachrichten, welche die

*) Wie weit verbreitete ſich nicht im Mittelalter der Handel der Araber über Aſien und Afrika!

**) Ritter, Geſchichte der Erdkunde S. 21.

***) Voß, Kritiſche Blätter, II. Bd. 1828.

Phönicier vom Ocean brachten, daß er unaufhörlich in Bewegung ſei, wurden von den Griechen ſo wenig verſtanden, daß dieſe in der älteren Zeit, in der ſie ſelbſt den Ocean nie geſehen hatten, ſich nur einen mächtigen Strom darunter denken konnten. Dieſer Strom umkreiſte alles Land, ſtrömte aber auch in die inneren Meere ein, wodurch dieſe alſo von dem unbekannten, umkreiſenden Gewäſſer ernährt wurden. Wir haben bei Behandlung der Homeriſchen Sage von Odyſſeus geſehen, daß die Einſtrömung durch die Meerenge von Kertſch als eine ſolche Einmündung genommen wurde. Noch merkwürdiger iſt, daß die Griechen ſehr lange die Vorſtellung nicht los werden konnten, daß die großen Flüſſe ihr Waſſer aus dem Ocean ziehen. Wie lange ſich dieſe Anſicht erhielt, ſieht man beſonders aus den verſchiedenen Bearbeitungen der Argonautenfahrt. Daß die Griechen den Ocean als einen Strom auffaßten, läßt vorausſetzen, daß bei den Schilderungen der Phönicier das Strömen vorgewaltet habe. Darin ſcheint mir eine wichtige Beſtätigung zu liegen, daß die Phönicier ihre Kenntniß vom Ocean vorzüglich vom Perſiſchen Meerbuſen hatten. Hätten die Phönicier urſprünglich an einer offenen Küſte gelebt, ſo würden ſie auch dort die Ebbe und Fluth bald bemerkt, allein ſie würden dieſe Bewegung als ein Heben und Sinken des Meeres aufgefaßt haben. Eine abſtrömende Fluthwelle iſt an offenen Küſten nicht bemerklich; allein, wo eine ausgedehnte Bucht mit verhältnißmäßig engem Eingange an Ebbe und Fluth Theil nimmt, da iſt das Ein- und Abſtrömen des Waſſers, um die Waſſerfläche der Bucht zu heben und zu ſenken, an dem verengten Eingange ſehr ſtark. So habe ich Ebbe und Fluth am Eingange des Weißen Meeres als ſtarke Strömung ſelbſt beobachtet. Aehnliches muß im Perſiſchen Meerbuſen ſtattfinden. Um den Waſſerſpiegel des ganzen Buſens zu heben und zu ſenken, muß alſo die Strömung am engen Eingange ſehr ſtark ſein. Wären nun

die Phönicier, wie Movers meint, urſprünglich an der Syriſchen Küſte zu Hauſe geweſen, ſo würden ſie vom Ocean eben ſo wenig in früherer Zeit Kenntniß gehabt haben, wie die Griechen.

Von allen Ländern und Staaten des Alterthums war aber doch Aegypten am weiteſten in der Cultur vorgeſchritten, ſein Bedarf und ſeine Mittel zum Austauſch am größten. Die übrigen Länder um das Mittelländiſche Meer waren in ihrer Entwickelung ſehr zurück. Dieſe Verhältniſſe, mit denen die Phönicier ſchon auf ihren Urſitzen durch den Landhandel bekannt geweſen ſein werden, mußten ſie mächtig anreizen, ſich am Mittelländiſchen Meere in der Nähe Aegyptens und am Ufer anzuſiedeln, wo ihre Metallarbeiten und ſonſtigen Kunſtproducte weniger bekannt waren und ſich höher verwerthen ließen. Ohne Zweifel hatten ſie ſchon vorher die Gegenden gut erkundet, denn eine ihrer älteſten Colonien, Aradus, iſt Cypern, dieſer unerſchöpflichen Vorrathskammer von Kupfer, gegenüber angelegt. Sehr bald ſiedelten ſie ſich auch in Cypern an und in vielen anderen Inſeln, überall, wie es ſcheint, nach Metallen ſuchend, denn die Zahl der Bergwerke, die man den Phöniciern zuzuſchreiben Grund hat, iſt außerordentlich groß. So hatten ſie ſich über Rhodus, Thaſus, Cythera, Kreta, an vielen Stellen von Sicilien, Malta, Sardinien, Corſica, den Baleariſchen Inſeln und einem großen Theile der Afrikaniſchen Nordküſte verbreitet, bis ſie in Spanien und Portugal reichliche Metallausbeute und endlich in den Caſſiteriden auch Zinn fanden, das an den Küſten des Mittelmeeres reichlichen Abſatz fand.

Die Anſicht, welche in neuſter Zeit Vertheidiger gefunden hat, daß das Zinn ſchon vor der Entdeckung der Caſſiterides aus derſelben Gegend durch Landhandel an die Küſten der Oſthälfte des Mittelmeeres gekommen ſei und daß auf dieſe Weiſe das Zinn lange vor Entdeckung der Cassiterides zur

Anfertigung der Bronze gedient habe, ſcheint mir ganz unbegründet. Man kann ſich allerdings darauf berufen, daß der Hiſtoriker Diodorus Siculus, der um Chr. Geburt ſchrieb, ausführlich erzählt, daß das Zinn von Britannien nach Gallien gebracht und durch Gallien nach der Rhone-Mündung geſchafft würde.*) Allein daß dieſer Weg ein ganz neuer war, geht unwiderleglich aus den Berichten Cäſar's hervor. Nachdem Cäſar faſt ganz Gallien unterworfen hatte, ſetzte er bekanntlich nach Britannien über, weil die Gallier nach ſeiner Meinung zu viel Hülfe aus Britannien bezogen hatten. Er befragte Belgiſche Kaufleute, welche nach Britannien handelten, über die Beſchaffenheit der Inſel, dennoch erhielt er keine ſichern Nachrichten über das Vorkommen des Zinns. Daß es in Britannien vorkomme, wußte er beſtimmt; allein er berichtet, es finde ſich entfernt von der Küſte im Innern,**) wogegen es nur entfernt von dem Punkte ſeiner Landung vorkommt, aber nicht im Innern. Da die Kaufleute, die von Gallien nach Britannien handelten, von ihm befragt wurden, ſo ſcheint es, daß ſie ſelbſt von den Wegen des Zinns keine Kenntniß hatten oder den Ort der Zinngewinnung verheimlichen wollten. Jedenfalls wurde es damals nicht durch Gallien transportirt, denn das hätte Cäſar, der mit ſeiner ganzen Armee Jahre hindurch in Gallien war, doch nicht unbekannt bleiben können. Gallien aber wurde nach Cäſar zur Römiſchen Provinz, Karthago war längſt untergegangen und Gades ſcheint nur noch für ſich den Zinnhandel als Monopol betrieben zu haben, ſo daß ſelbſt die Britannier die Bronze wieder eintauſchen mußten, die, in beſtimmte Gewichte gebracht, als Münze diente. Da nun aber die Römer in den Beſitz von Britannien kamen, mußten ſie bald die Zinngegend auffinden. Nun ging natürlich das Zinn über

*) Diod. Siculus V, 2.

**) Caesar bell. gall. V. 12.

Land nach dem nächſten Hafen des Mittelmeeres, da die Römer ſchon die Herrſchaft über dieſes ganze Meer hatten. Man darf alſo, was von Diodorus Siculus erzählt wird, nicht in eine frühere Zeit verſetzen; denn da Griechen, namentlich Phokäer, die Colonie Maſſilia (das ſpätere Marſeille) an der Mündung der Rhone im Jahre 600 v. Chr. erbaut hatten, ſo würden die Phönicier doch nicht ihr Zinn dieſer Griechiſchen Colonie zugeſchickt haben, ſie, die ſo ausgedehnte Schifffahrt hatten und im Handel ſo eiferſüchtig waren. Noch zur Zeit von Chriſti Geburt hatten die Bewohner von Gades die meiſten und größten Schiffe, wie Strabo berichtet, und die Stadt ſelbſt war nach Rom die volkreichſte im Römiſchen Reiche.*)

Hier aber wollen wir vor allen Dingen darauf aufmerkſam machen, daß es eine ganz unbegründete Anſicht iſt, die Phönicier hätten nur den Küſten entlang fahren können. Sie waren ja faſt auf allen Inſeln des Mittelmeeres zu Hauſe, auch auf ſolchen, die entfernt von allen Küſten ſind. Aus der lehrreichen Abhandlung von Movers über die Schifffahrt und den Handel der Phönicier in der dritten Abtheilung des zweiten Bandes ſeines großen Werkes**) erſehen wir, daß die Phönicier ſehr verſchiedene Arten von Schiffen hatten und daß einige derſelben gar nicht beſtimmt waren, den Küſten entlang zu fahren, ſo z. B. die Tarſisſchiffe. Noch beſchränkter iſt die Anſicht, welche man hie und da vorübergehend erwähnt findet, daß die Phönicier doch nur langſam vorwärts kommen konnten. Zu dieſer Annahme iſt gar kein Grund, vielmehr führt Movers eine Reihe von Maaßbeſtimmungen für die Fahrt eines Tages an und dieſe Reihe ſcheint faſt zu erweiſen, daß man früher ſchneller fuhr als ſpäter. So rechnet Herodot auf eine Fahrt von 24 Stunden 1300 Stadien (32½ geogr.

*) Strabo III, 5. 3.

**) Die Phönicier.

Meilen), 700 Stadien für den Tag, 600 für die Nacht. Später rechnete man nur 1000 Stadien (25 geogr. Meilen) auf die Fahrt von 24 Stunden. Movers meint, daß man das Herodotiſche Maaß für das gewöhnliche der Phönicier nehmen könne.*) Die Herren, welche meinen, daß die Phönicier nur langſam vorwärts kommen konnten, müſſen entweder glauben, daß ſie in jede Bucht einkehren mußten, oder ſie legen zu viel Gewicht auf Schilderungen, die im Homer vorkommen, wo die Phönicier von ihren Schiffen aus Einzelhandel treiben. Solcher Handel kam auch ſpäter vor; aber ihre Schiffe, die nach Tarſis in der Gegend an der Mündung des Guadalquivir gingen, hauſirten ſicher nicht unterwegs, auch nicht Schiffe, die in die öſtliche Hälfte des Mittelmeeres gingen und deren Schnelligkeit Movers mit der Schnelligkeit der jetzigen Dampfſchiffe vergleicht.**)

Das frühe Vorkommen Indiſcher Producte in den Ländern des Mittelländiſchen Meeres liefert den Beweis, daß ein Verkehr mit Indien beſtanden haben müſſe. Von dieſem Verkehr ſelbſt haben wir erſt nach Chriſti Geburt ſichere Nachrichten, vorzüglich durch einen gewiſſen Arrianus, den man für einen ägyptiſchen Kaufmann hält. Vorher iſt aber kaum von einem Handel die Rede. Die Phönicier aber finden wir weit verbreitet, Phönicier brachten auf ihren Schiffen das Heer Alexanders aus dem Indus zurück. Die Indiſchen Producte aber, die nach Europa kamen, waren zum Theil aus dem ſüdlichen Indien, wie z. B. der Pfeffer, der Zimmt (Canehl). Es iſt möglich und wird gewöhnlich angenommen, daß dieſe Producte durch Zwiſchenhandel bis zu den Phöniciern kamen. Man nennt Barygaza als eine alte Handelsſtadt am Meerbuſen von Cambay, wo die Phönicier dieſe

*) Movers, II, 3, S. 191. 192.
**) Movers II, 3. S. 194. N. 166.

Waaren erhalten konnten. Ich finde aber keinen Grund, warum ſie nicht dieſelben an ihrem Urſprungsorte aufgeſucht haben ſollten. Ohne Zweifel meint man dabei, daß ſie ſo weit ſich nicht würden gewagt haben. Ich finde dieſe Anſicht unbegründet. Man hat keine Ahnung von der Begierde eines ſeefahrenden Volkes ferne Küſten zu ſehen und von der Luſt an unbekannten Ländern. Kamen die Phönicier bis an die Spitze von Vorderindien, ſo war es auch unvermeidlich, daß ſie Ceylon fanden, denn man kann nicht, wie bereits geſagt iſt, von der Spitze Vorderindiens nach der öſtlichen Küſte fortgehen, ohne bald auf ein Gewirre von Inſeln und Klippen zu ſtoßen, die zwiſchen dem Nordende Ceylons und Indien liegen. Allerdings iſt hier durch die ſogenannte Straße von Manar eine Durchfahrt möglich, allein man muß ſie ſehr genau kennen, um ſie finden und benutzen zu können. In dieſem Gewirre von Klippen kehrten Entdeckungsſchiffe ohne Zweifel um, wenn ſie nicht ſchon vorher von den Eingeborenen benachrichtigt worden waren, und ſo mußten ſie nach Ceylon kommen, deſſen Südweſt-, Südoſt- und Nordoſtküſte ganz frei iſt. Auch jetzt ſegeln Schiffe, welche vom Cap Comorin nach der Ganges-Mündung wollen, um Ceylon herum, nicht zwiſchen Ceylon und dem Feſtlande. So wurde Ceylon ziemlich früh bekannt, auch den Griechen, aber unter dem Namen Taprobana, den wenigſtens Bochart für Semitiſch hält. Ich laſſe dieſe Ableitung dahingeſtellt ſein, glaube aber jedenfalls, daß für ein handelndes Volk, das am Erythräiſchen Meere anſäßig war, Ceylon faſt nothwendig erreicht werden mußte. Vielleicht kamen noch andere Semitiſche Stämme bis hierher.

Ceylon alſo iſt ein naturgemäßer Anhaltspunkt für alle, welche das Indiſche Meer beſchiffen, beſonders mit ſeinem Südhafen Point de Galle, in einer nicht ſehr tiefen, aber ſicheren Bucht. Point de Galle iſt auch noch jetzt Endpunkt und Anfangspunkt für die Curſe der Dampfſchifffahrten in

dieſem Meer. Es iſt aber auch der natürlichſte Ausgangspunkt für alle diejenigen, die in der weiten Indiſchen Inſelwelt etwas zu ſuchen haben. Ich bin alſo auch ganz der Meinung, daß Ceylon ein natürliches Verbindungsglied des öſtlichen und weſtlichen Handels iſt. Ich habe mich früher gegen den Ausdruck von Emmerſon Tennent erklärt, daß Ceylon immer dieſes Verbindungsglied gebildet habe, als ob es hiſtoriſch bezeugt wäre. Wir kennen den öſtlichen Handel von China nach dem Indiſchen Inſelmeer und weiter zu wenig, um das zu behaupten. Ich werde aber nichts gegen die Behauptung haben, daß Ceylon dieſes Verbindungsglied gebildet haben müſſe, ſobald die Schifffahrt weit genug vorgeſchritten war, es mögen nun hiſtoriſche Beweiſe davon exiſtiren oder nicht. Es ſcheint mir daher gar nicht unwahrſcheinlich, daß Ceylon das Tarſis der Ophirfahrer war, wie Emmerſon Tennent vermuthet. Daß Tarſis eine von den Phöniciern oft angewendete Benennung war und ſchon vor der Entdeckung des Spaniſchen Tarſis gebraucht wurde, iſt nicht zu bezweifeln. Es gab ein Tarſis in Cilicien und eins an der Küſte von Caramanien.

Waren nun die Phönicier bis Ceylon gekommen, ſo brauchten ſie nur hier zu erfahren, daß gerade im Oſten eine reiche Fundgrube für Zinn ſich findet; und wußten ſie, daß eine Zugabe von dieſem Metall nothwendig iſt, um das Kupfer feſt und in Formen gießbar zu machen, ſo wurde wohl ihre Handels- und Reiſeluſt genug gereizt, um dieſes Land aufzuſuchen. Faſt genau Ceylon gegenüber, da wo die Halbinſel Malakka plötzlich eine Biegung macht und die Richtung von Nord nach Süden in eine nach Südoſt umändert, liegt ein geräumiger und ſicherer Hafen, mit einer nicht großen Inſel Junk-Ceylon genannt. Dieſe Inſel gerade iſt unerſchöpflich an Zinn, es war nicht nöthig weiter zu gehen. Der Name Junk-Ceylon iſt corrumpirt aus einem inländiſchen Ujung Salang, der ſo viel bedeuten ſoll als anliegende Inſel. Nach der Inſel

Bangka iſt Junk-Ceylon wohl die reichſte Zinninſel im Orient.*) Daß die Phönicier bis hierher kamen, um Zinn zu holen, iſt freilich hiſtoriſch nicht documentirt, allein daß ſie den Israeliten den Weg nach Ophir zeigten, ſpringt ja aus der ganzen Erzählung dieſer Fahrt hervor. Iſt Ophir alſo in Malakka zu ſuchen, ſo giebt dieſe Fahrt den Beweis, daß die Phönicier das Land kannten. Aber gerade wenn ſie nur nach Junk-Ceylon fuhren, kannten ſie das Goldland nur vom Hörenſagen, denn hier iſt das Gebirge ganz niedrig, es geht ſogar eine Handelsſtraße für Menſchen und Pferde, auch Elephanten hier hinüber. Hier können die Flüſſe alſo kein Gold aus dem Gebirge auswaſchen, wie weiter öſtlich auf beiden Seiten der Halbinſel.

Waren die Phönicier alſo urſprünglich am Perſiſchen Meere anſäſſig, ſo war ihr Verkehr mit der Weſtküſte von Indien ſicher ein ſehr alter, über alle Geſchichte hinausgehender, denn gerade hier reiſt man mit geringem Zeitverluſt und geringer Kunſt ſehr weit. Ob ſie urſprünglich mit dem Verkehr der Malayen in unmittelbare Berührung kamen, oder ein Zwiſchenhandel beide verband, läßt ſich aus Mangel an Nachrichten leider nicht beſtimmen. Daß aber dieſe Verbindung nie ganz aufhörte, wenn ſie auch zuweilen ganz unterbrochen oder verändert wurde, iſt durchaus wahrſcheinlich. Seit dem die Phönicier an der Küſte des Mittelländiſchen Meeres angeſiedelt waren, war auch dem Abſatze Indiſcher Waaren ein ſehr ausgedehnter Markt eröffnet, und um ſo mehr Sporn dieſe Verbindung zu unterhalten.

Faſſen wir nun den Zeitmoment ins Auge, in welchen die Fahrt nach Ophir fällt. Man kann ihn mit ziemlicher Sicherheit auf das Jahr 1000 v. Chr., oder wenige Jahre früher feſtſtellen. Wenn die Phönicier, wie angegeben wird,

*) Ritter V. S. 77.

um das Jahr 1100 v. Chr. ihre erſte Colonie an der Südküſte von Spanien anlegten, ſo war ungefähr ein Jahrhundert ſchon verfloſſen, ſeit dem ſie angefangen hatten dieſes Land auszubeuten. Sie hatten gleich Anfangs eine große Menge Silber zuſammengebracht, da dieſes Metall in dem Lande ſelbſt (in Iberien) im Gebrauche war, und es iſt deshalb keineswegs unwahrſcheinlich, was die bibliſchen Schriften ſagen, daß zu Salomo's Zeit des Silbers ſo viel war, daß es gar nicht geachtet wurde. Zugleich gewann man in derſelben ſüdlichen Gegend auch Gold, doch wie gewöhnlich in geringerer Menge und mit mehr Arbeit. Gold iſt aber ſehr weit verbreitet in der Iberiſchen Halbinſel und lockte alſo immer weiter. Man fand auch Zinn im nordweſtlichen Theile der Halbinſel. Am wahrſcheinlichſten iſt es wohl, daß die Phönicier von hier nach den Caſſiteriden geleitet wurden, zumal die Basken nach alten Nachrichten, allerdings aus ſpäterer Zeit, als ſehr unternehmend zur See geſchildert werden und alſo vielleicht Kunde geben konnten. Möglich iſt es umgekehrt, daß die Phönicier die Caſſiteriden ſchon früher auf einer Entdeckungsreiſe kennen gelernt hatten und gerade deshalb Stationen in Afrika (Utica) und in Iberien (Gades) anlegten, um geſicherte Fahrten bis in dieſe Ferne einzurichten. In dieſem Fall aber konnten die Caſſiteriden nur ganz kurze Zeit, ich möchte ſagen, faſt unmittelbar vor der Gründung von Utica und Gades entdeckt worden ſein. Dagegen halte ich, wie bereits geſagt, es für ganz unglaublich, um nicht zu ſagen, unmöglich, daß die Caſſiteriden Jahrhunderte hindurch von den Phöniciern für die Gewinnung von Zinn ausgebeutet waren, bevor ſie irgend eine Colonie im fernen Weſten angelegt hatten. Wir würden dieſer ſehr alten Zinngewinnung aus den Caſſiteriden gar nicht erwähnen, wenn nicht ſchon vor Rougemont, in einem neueren Werke der Verſuch gemacht worden wäre, ſie wahrſcheinlich zu machen. Der Verfaſſer, ein Eng-

länder,*) ſcheint geglaubt zu haben, der Weg von Tyrus nach Cornwallis ſei leichter zu finden, als der aus dem Perſiſchen Meerbuſen nach Malakka. Wir haben die entgegengeſetzte Meinung.

Da nun in China und Oſtaſien überhaupt die Kunſt, das Kupfer durch Zinn zu erhärten, jedenfalls ſehr alt iſt, hier auch am meiſten Gelegenheit zu einer zufälligen Entdeckung ſich findet, ſo wäre es gar nicht unmöglich, daß die Entdeckung von hier ausging.

Dieſelbe Entdeckung kann freilich außerdem auch im Weſten gemacht ſein, aber doch wohl nur in Iberien, Weſt-Gallien oder Britannien.

Die Verhältniſſe aber, welche weite Reiſen vom Perſiſchen Meerbuſen aus ungemein erleichtern und gleichſam dazu nöthigen, liegen in der Beſtändigkeit der dortigen Winde. Es herrſchen nämlich die halbjährigen Winde, Monſune oder Mouſſons genannt, in dem ganzen weiten Raum von Arabiens Oſtküſte bis nach China. Der Grund dieſer halbjährig wechſelnden Winde liegt darin, daß ein weites Waſſerbecken an eine ausgedehnte Ländermaſſe grenzt, und daß die Erwärmung durch die Sonne auf beide verſchieden wirkt. Die Luft bewegt ſich vorherrſchend aus der kälteren Gegend in die wärmere, beſonders in dieſen geographiſchen Breiten, wogegen die vom Aequator aufſteigende Luft in den höheren Breiten niederſinkt und häufig den Weſtwind bringt. Wenn nun im Sommer die Sonne ſich dem Wendekreiſe des Krebſes nähert und in dieſen Breiten verweilt, ſo werden die Ländermaſſen unter dieſem Wendekreiſe ſtark erwärmt, und damit auch die Luftmaſſe, die über ihnen ſchwebt, nicht nur erwärmt, ſondern auch verdünnt. Die Luft über dem Meere iſt zu dieſer Zeit nicht nur kühler, ſondern auch ſchwerer. Sie drückt alſo an-

*) The Cassiterides, by George Smith. London 1863.

haltend vom Meere gegen das Land.*) Wenn aber im Winter die Sonne über den Aequator hinaus gegen den Wendekreis des Steinbocks ſich bewegt, wird das Verhältniß umgekehrt. Die Ländermaſſe kühlt ſich ab, und die nun über dem Lande kälter werdende Luft drängt gegen die wärmere Seeluft, d. h. es herrſcht ein Monſun, der vom Lande in die See bläst.

Da der ſtark ſich erhitzende und dann wieder ſich abkühlende Boden vom benachbarten Nordafrika mitwirkt, iſt im Allgemeinen im Indiſchen Meere bis zur Straße von Malakka ein Sommermonſun von S. W. mit einem Wintermonſun von N. O. abwechſelnd. Indeſſen iſt dieſe Richtung nicht ſo allgemein gleich, wie es wohl nach kurzen Darſtellungen ſcheint. Im Perſiſchen Meerbuſen wie überhaupt im Winkel zwiſchen Arabien und Perſien, iſt im Winter der N. W.- und im Sommer der S. O.-Monſun vorherrſchend.**) An der ferneren Küſte von Perſien müſſen die Monſune abwechſelnd aus Süden und Norden wehen, wie die Geſtaltung des Landes erkennen läßt. In Vorder-Indien iſt von der Mündung des Indus an ein Wechſel von Nordoſt- und Südweſtmonſun.

In der Straße von Malakka verliert ſich im engeren Theil derſelben die Regelmäßigkeit ganz. Im Meerbuſen von Siam wechſeln Nord- und Süd-, von Java bis Neu-Guinea herrſchen durch den Einfluß von Neu-Holland wieder N. W.- und S. O.-Monſune. An der Oſtküſte von China muß der regelmäßige Wechſel mehr in Oſt- und Weſtwinden beſtehen, doch iſt das Chineſiſche Meer wegen der ganz unregelmäßigen heftigen Stürme, die man Teifune nennt, ſehr berüchtigt. Dagegen kennt man Stürme in dem übrigen Bereich der Monſune nur

*) Dieſe S. W.-Monſuns bringen die Regenzeit mit, mit Ausnahme der Küſte von Coromandel, wo der über den Bengaliſchen Buſen ſtreichende N. O.-Monſun Regen bringt.

**) Ritter Erdkunde. Bd. VIII. 789.

zu gewiſſen Zeiten, nämlich beim Wechſel der Monſune. Es ſetzen dieſe Wechſelwinde, wie ſich erwarten läßt, nicht ganz ſcharf gegen einander um. Vielmehr herrſchen zur Zeit des Umſatzes ungefähr einen Monat hindurch wechſelnde Winde, Windſtillen und Stürme, oft mit fürchterlichen Gewittern und Regenſchauern, ſo daß der beſtändige Wind in jeder Jahreszeit nur fünf Monate weht, dann aber unausgeſetzt anhält, etwas ſtärker unmittelbar an der Küſte, milder weiter in der See. Natürlich kennen die Bewohner jener Küſtenſtriche dieſen Wechſel genau. Sie vermeiden alſo die unſichere Zeit und können ſich fünf Monate hindurch auf die Richtung des Windes verlaſſen, haben auch bis in die Straße von Malakka keinen Sturm zu befürchten. Es leuchtet ein, daß dieſe Sicherheit die Schifffahrt ſehr erleichtert und zu weiten Seefahrten lockt, da man auch weiß, wann man von dem entfernten Punkte zurückzukehren hat. Weite Fahrten ſind hier natürlicher als kurze, und längerer Aufenthalt unterwegs kann nicht beunruhigen. So kamen alſo die Phönicier aus dem Perſiſchen Meerbuſen wohl ſehr bald und mit großer Sicherheit nach Vorder-Indien. Ein Verſäumniß bis in die Zeit der Wechſel und der Stürme kann aber auch in kurzer Zeit ſehr weit verſchlagen. So kam der öfter erwähnte Freigelaſſene des Annius Plocamus in 15 Tagen von Arabien nach Ceylon, mußte aber hier Monate hindurch warten, bis er zurückreiſen konnte. Von der Spitze Vorderindiens oder Ceylons bis zu dem Eingang der Straße von Malakka ſind die Winde eben ſo regelmäßig, wie weſtlich von Vorderindien. Es iſt daher auch eine Reiſe ununterbrochen vom Perſiſchen Meerbuſen bis an den Eingang dieſer Straße gar nicht etwas ſo gewaltiges, daß es nicht von geübten Schiffern auch zur früheren Zeit in einer einzigen Jahreszeit zurückgelegt werden ſollte. Wir werden ſpäter (§. 17) von viel ſchwierigeren Fahrten berichten, welche die Isländer nach Conſtantinopel und anderen entfernten Orten unternahmen,

überall auf wechſelnde Winde und unvorhergeſehene Stürme gefaßt.

§. 16. Die Halbinſel Malakka hat nach ihren Naturverhältniſſen den meiſten Anſpruch darauf, das Hiram-Salomoniſche Ophir zu ſein.

Sobald die Halbinſel Malakka den ſpätern Griechen und den Römern bekannt wurde, hieß ſie die „Goldene Halbinſel" (Chryse Chersonesos) oder „Goldinſel" (Chryse). In dem ſchon öfter angeführten geographiſchen Werke von Ptolemaeus aus dem zweiten Jahrhundert nach Chriſto ſind von der „goldenen Halbinſel" mehrere Ortſchaften, Flüſſe, Vorgebirge u. ſ. w. nach ihren geographiſchen Längen und Breiten angeführt. Dieſe geographiſchen Poſitionen ſind zwar ſehr falſch, namentlich ſind die Grade der Länge viel zu anſehnlich angegeben. Aber dieſer Fehler geht durch das ganze Werk. Je mehr man von Alexandrien ſich nach Oſten wendet, um deſto mehr überſchreiten die angegebenen Längengrade das richtige Maß. Das erklärt ſich dadurch, daß die Angaben über die Lage der einzelnen Städte, Vorgebirge, Flußmündungen, die in einiger Entfernung von Alexandrien ſind, gar nicht auf wirklichen Beobachtungen beruhen, ſondern auf Karten, die man allmählig nach Abſchätzungen oder nach bloßer Angabe der Reiſerouten, der Zeit der Märſche u. ſ. w. zuſammengetragen hatte. Bei ſolchem Zuſammentragen fällt man nur zu leicht in den Fehler, die benutzten Reiſerouten in einerlei Richtung ſich zu denken.*) Der unmittelbare Vorgänger von Ptolemaeus, Marinus aus Tyrus, hatte eine Sammlung von Karten herausgegeben, in welcher die öſtlichen Länder noch vielmehr nach Oſten ausgedehnt waren, als bei Ptolemaeus. Leider beſitzen wir nichts mehr

*) Man beſitzt noch einige ſolcher Karten aus dem Mittelalter, wie die Peutingerſche Tafel, wo alle Länder nach einer Richtung geſtreckt erſcheinen.

davon. Ptolemaeus tadelt ihn ſehr nachdrücklich darüber und zeigt, daß man von ſolchen Reiſerouten oder Diſtanzbeſtimmungen Abzüge machen muß, wenn der ganze Weg nicht in derſelben Richtung fortgeht. Er macht alſo bedeutende Abzüge, aber doch nicht hinlängliche, ſo daß auch er zu weit nach Oſten kommt. So geht ſeine goldene Halbinſel unter 160° Länge von Ferro ab, in Wirklichkeit aber unter 115° dieſer Länge. Bei ſo großem Fehler könnte man zweifeln, ob er denn wirklich mit ſeiner goldenen Halbinſel Malakka gemeint habe. Allein, da er für alle bekannten, oft nur dem Namen nach bekannten Oertlichkeiten die geographiſche Poſition angiebt, ſo hat man nach dieſer Anzahl von Poſitionen vollſtändige Karten entworfen*), und da ſpringt es in die Augen, daß die Fehler in der geographiſchen Länge von Aegypten an continuirlich zunehmen, daß aber Hinterindien nicht nur von Vorderindien deutlich unterſchieden iſt, ſondern auch in ſeinen Formen ziemlich richtig ſich zeigt, ſogar richtiger als Vorderindien, und daß vom ſüdweſtlichen Winkel des Hinterindiſchen Feſtlandes die „goldene Halbinſel“ abgeht. Dieſe ſelbſt iſt freilich zu kurz und zu breit gezeichnet. Sie war alſo ihrer Form nach nicht gehörig bekannt. Auch iſt es ſehr möglich, daß man das benachbarte Sumatra damals von Malakka nicht zu unterſcheiden wußte. Aber hier hört auch die einigermaßen richtige An-

*) Der Geograph Gerhard Mercator hat im 16. Jahrhundert genau nach allen geographiſchen Poſitionen des Ptolemaeus Karten entworfen. Diejenigen Karten, welche in unſeren Tagen gezeichnet werden, um die geographiſche Vorſtellung der Alten darzuſtellen, ſind Copieen jener Karten, aber ſie entſprechen dem Texte nicht ſo genau als die Mercatorſchen. Es ergiebt ſich aus der unrichtigen Form vieler Länder, daß die geographiſchen Poſitionen nichts Anderes ſind als Ableſungen von Karten, die man ſich nach Abſchätzungen zuſammengeſtellt hatte. Schon das Alterthum hatte Karten zu der Geographie des Ptolemaeus entworfen. In einigen Handſchriften von dieſem Autor finden ſich dergleichen noch jetzt vor. Man kann aber nicht behaupten, daß dieſe die urſprünglichen Zeichnungen wiedergeben.

ſicht des Landes auf; denn einige umherliegende Inſeln ſtimmen ſo wenig mit der Wirklichkeit, daß man ſie nicht mit einiger Sicherheit zu deuten vermag, und weiter nach Oſten ſteigt das Feſtland ſogar weit unter den Aequator herab, ſtatt mit der Küſte von China ſich nach Norden zu erheben. Offenbar waren einzelne Punkte öſtlich von Malakka, z. B. auf Java, vielleicht auch auf Borneo beſucht. Indem nun Ptolemaeus vorausſetzt, daß ſie nur einzelne Theile einer zuſammenhängenden Küſte waren, hat er dem öſtlichen Ende ſeiner Weltkarte eine völlig falſche Form gegeben.

Malakka war alſo zur Zeit des Ptolemaeus das letzte Land, deſſen Form man einigermaßen kannte, und es hieß die „goldene Halbinſel". Jedoch ſchon im erſten Jahrhundert n. Chr. beſtanden Gerüchte von ihrem Goldreichthum; nur wußte man ihre Lage nicht genau anzugeben und hielt ſie für eine Inſel, die Chryse genannt wurde, was Gold-Inſel bedeutet. Ihr Ruf muß gewaltig groß geweſen ſein, da Plinius ſagt, das könne er doch nicht glauben, daß ihr Boden ganz aus Gold beſtehe. Ein anderer Geograph des erſten Jahrhunderts, Pomponius Mela, erwähnt der Chryse auch und ein dritter, Dionyſius Periegetes gleichfalls.

Ein viertes Zeugniß aus dem erſten Jahrhunderte iſt von der Art, daß es nach meiner Meinung allein ſchon hätte hinreichen ſollen, die Erklärer Hebräiſcher Schriften davon abzuhalten, Ophir außerhalb Indiens zu ſuchen, und auch für ſich allein genügend war, die richtige Stelle in der Indiſchen Welt nachzuweiſen. Es iſt das Zeugniß des bereits genannten gelehrten Juden Flavius Joſephus. Dieſer Mann war im Jahre 29 nach Chr. in einer Prieſterfamilie geboren und eifriger Jude. Er ſtand im beginnenden Mannesalter, als der Römiſche Vertilgungskrieg gegen Paläſtina unter Veſpaſian als Feldherrn begann. Nachdem derſelbe mit der Zerſtörung Jeruſalems durch Titus im Jahre 70 beendigt war, ging

Joſephus mit dieſem Feldherrn und ſpäteren Kaiſer nach Rom. Hier arbeitete er mehrere gelehrte Werke aus, unter anderen eins über Jüdiſche Alterthümer, das er in zwanzig Büchern in Griechiſcher Sprache abfaßte. In dieſem Werke kommt er im VIII. Buche, c. 6, § 4, auch auf die Salomoniſche Expedition nach dem Goldlande. Nachdem er geſagt, daß Salomo bei Ailath hatte Schiffe bauen laſſen und daß ihm Hiram viele kundige Seeleute gegeben habe, berichtet er, dieſe Expedition ſei nach Sopheira geſendet, das ſei die alte Benennung des Landes, welches man jetzt das Goldland nenne und das eine Gegend in Indien ſei. Hier muß nochmals erinnert werden, daß in der Griechiſchen Ueberſetzung der Bücher des Alten Teſtaments, die unter dem Namen der 70 Dolmetſcher bekannt iſt, der Name Ophir nur da, wo er in der Völkertafel den Arabiſchen Stamm Ophir als zu den Nachkommen Joktan's gehörig bezeichnet, unverändert Ophir geblieben iſt, an allen andern Stellen, wo er entweder das Ziel der Salomoniſchen Expedition, oder auch nur das Gold aus dem Goldlande bezeichnet, anders lautet, nämlich Sophir, Sopheir, Suphir, Sopheira, Sophora in mannigfachen Variationen. Da dieſe Ueberſetzungen, — denn offenbar ſind nicht alle Bücher zu gleicher Zeit überſetzt — um das dritte und zweite Jahrhundert v. Chr. angefertigt wurden, da ſie faſt ſämmtlich mit großer Sorgfalt ausgeführt und die älteſten Hebräiſchen Handſchriften ohnehin nicht mehr vergleichbar ſind, ſo hat die Griechiſche Ueberſetzung jetzt faſt gleiche Autorität mit den Hebräiſchen Originaltexten. Man kann es deshalb wohl als zweifelhaft betrachten, ob in den Hebräiſchen Texten nicht urſprünglich auch Sophir oder Sopheir geſtanden hat, das man ſpäter in Ophir verwandelte, oder ob ſchon damals Ophir zu leſen geweſen iſt, und die Griechiſchen Ueberſetzer geglaubt haben, es in Sophir, Suphir, Sophora u. ſ. w. umändern zu müſſen. Da die Umänderung conſequent durch-

geführt iſt, ſo kann ſie nicht der Nachläſſigkeit eines Abſchreibers zugeſchrieben werden; es muß doch irgend ein Grund oder eine noch erhaltene Tradition dazu Veranlaſſung gegeben haben. Eine ſolche Tradition konnte ſich in der That in Aegypten durch die Phönicier beſſer erhalten, als in Paläſtina. Auf der Ophirfahrt ſelbſt wußten die Phönicier offenbar, wohin ſie fuhren, denn ſonſt wären ſie ja wohl nicht angekommen, wogegen die Israeliten bei ihrer beſchränkten geographiſchen Kenntniß und ihrer Unerfahrenheit auf der See ſich ohne Zweifel nicht orientiren konnten.

Das Wort Sophir oder Suphir ſoll nämlich in der Koptiſchen Sprache, der Tochter der Altägyptiſchen, der Name für Indien ſein. So ſagt das Koptiſche Wörterbuch von Kircher. Es ſoll aber nicht der Altägyptiſchen Sprache angehören, ſagen Kenner derſelben. Deſto beſſer, dann könnte es ja ſeit Salomo eingeführt ſein, und bezeichnet nicht ſowohl ganz Indien, als nur die beſuchte Gegend. Daß dieſes Sophir mit allen ſeinen Varianten Indien, oder eine beſtimmte Gegend von Indien bezeichnen ſoll, wird jedoch beſtimmter erwieſen durch den Arabiſchen Ueberſetzer des Jeſaias, der Ophir mit demſelben Worte überſetzt, mit dem man in Arabien Indien bezeichnet. Ein anderer Arabiſcher Ueberſetzer des Buches der Könige ſetzt für Ophir „Dahlak, welches zu Indien gehört“.*)

Aber auch bei den Griechen und von ihnen bei den Römern ſcheint ſich eine Sage von dem Goldlande dunkel und märchenhaft erhalten zu haben. Wir erwähnten oben ſchon des Plinius. Bei ihm kommt der Name Chryse zweimal vor. Einmal als Vorgebirge, welches das Meer der Serer, d. h. der Chineſen, von dem Indiſchen trennt. Plinius beſchreibt nämlich das nordöſtliche Aſien in ſehr allgemeinen und unbeſtimmten Zügen, es iſt theils wüſt und nur von wilden Thieren und auch von faſt eben ſo rohen Skythen bewohnt. Dann kommen die Serer,

*) Ritter, Erdkunde XIV, S. 381.

welche die Seidengewebe anfertigen. Aus ihren Ländern werden einige große Flüſſe erwähnt; darauf folgt das Vorgebirge Chryſe. Die Serer ſind um dieſe Zeit zweifellos Chineſen, von denen aber bei der ſehr unvollſtändigen Kenntniß dieſer Gegenden, wie anderswo, auch hier die Bewohner Hinterindiens, die Indochineſen unſerer Zeit, nicht unterſchieden werden. Dieſes Vorgebirge Chryſe iſt alſo Malakka, die Grenze zwiſchen dem Chineſiſchen und Indiſchen Meere.*) Außerdem wird aber von Plinius nochmals Chryſe als Goldinſel neben Argyre der Silberinſel bei Vorderindien ohne andere nähere Angabe der Lage, als daß ſie nicht vor der Mündung des Indus oder in der Nähe liege, aufgeführt. Er hat ſich alſo nicht entſchließen können, die alte falſche Vorſtellung aufzugeben, obgleich er die richtigen Angaben erhalten hatte. Plinius bemerkt nur, daß beide Inſeln wohl von ihrem Reichthume an Metallen den Namen haben mögen und daß er nicht geneigt ſei zu glauben, daß der Boden aus dieſen Metallen beſtehe.**) So etwas ſcheint alſo die übertriebene Sage verkündet zu haben. Der Geograph Pomponius Mela aus Südſpanien, der noch etwas vor Plinius lebte, ſo daß man ſeine Blüthe unter Kaiſer Nero oder Claudius ſetzt, deutet das Sagenhafte noch beſtimmter an, indem er bemerkt: von den Alten ſtamme die Sage, daß die Inſel Chryſe einen goldenen und die Inſel Argyre einen ſilbernen Boden hätte. Entweder, meint er, haben die Namen eine Fabel erzeugt, oder umgekehrt habe die Wirklichkeit den Namen veranlaßt.***) Eine alte Sage von einer Goldinſel, der man denn bald auch eine Silberinſel zur Geſellſchaft gab, ſcheint alſo beſtanden zu haben. Da man aber Indien nur bis an den Ganges kannte, — denn Strabo's geographiſches Werk, das 30—40 Jahre

*) Plin. VI, 20, 3.
**) Plin. VI, 23, 11.
***) Pomp. Mela III, 7, 7.

vor Pomponius Mela erſchienen war, geht in der Beſchreibung Indiens nicht über den Ganges hinaus — ſo mußte dieſes mythiſche Geſchwiſter-Paar, deſſen Geburtsſtätte weiter nach Oſten lag, nach Vorderindien rücken.

Die fortſchreitende Kenntniß in der Geographie brachte dieſe märchenhaften Inſeln an ihre Geburtsſtätte zurück. Daß bei Ptolemaeus in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die „goldene Halbinſel“ ganz dieſelbe iſt, die wir jetzt Malakka nennen, leidet keinen Zweifel. Ihr gegenüber nach Süden, aber ziemlich weit, findet man auf den Karten, die nach Ptolemaeus gezeichnet ſind, eine ſilberne Hauptſtadt auf einer kleinen Inſel. Man hat gemeint, daß damit Sumatra angedeutet iſt. Das iſt möglich, aber kaum wahrſcheinlich, da die Inſel Gerſteninſel genannt wird. Das iſt der einheimiſche Name für Java. Aber es iſt Alles, was ſüdlich und öſtlich von Malakka vorkommt, ſo wenig naturgetreu, daß eine Deutung nicht ſicher und deshalb auch nutzlos iſt. Auch iſt Sumatra nicht als reich an Silber bekannt. Merkwürdig iſt dagegen, daß ſich bei Ptolemaeus zuerſt ein Indien jenſeit des Ganges von einem Indien dieſſeit des Ganges durch den anſehnlichen Bengaliſchen Meerbuſen abſcheidet, und daß das Feſtland von Hinterindien eine ziemlich richtige Form hat und alle größeren Flüſſe ganz kenntlich und richtig gezeichnet ſind. Von der Grenze des ſüdlichen China's an, hier Thinae genannt, ſcheint aber, wie wir anzeigten, vollſtändige Unkenntniß zu herrſchen.

Dem Metallreichthum Hinterindiens iſt auch außer Chryſe bei Ptolemaeus volle Rechnung getragen. Im Bereiche des jetzigen Birmaniſchen Staats iſt eine goldreiche und eine ſilberreiche Gegend, und weiter im Innern im Siameſiſchen iſt eine Gegend Chalkitis, welche einen Ueberfluß von Erz oder Kupfer hat; denn das Griechiſche Wort, aus welchem Chalkitis gebildet iſt, wird ſowohl für Kupfer, als auch für das Gemiſch

von Kupfer und Zinn, das wir, wie wir früher bemerkt haben, Erz oder Bronze nennen, gebraucht.

Beachtungswerth ſcheint mir auch, daß Ptolemaeus von einem Vorgebirge Vorderindiens bemerkt, man fahre von ihm gerade nach der „goldenen Halbinſel" hinüber. Damit wird doch eine ſchon oft wiederholte Fahrt angedeutet. Leider iſt aber dieſes Vorgebirge ſo falſch gezeichnet, daß man nicht ſagen kann, welcher Punkt eigentlich gemeint ſei, denn es liegt dieſe Abfahrtsſtelle nach des Ptolemaeus Angaben $2^1/_2$ Grade ſüdlicher und 15° 25′ öſtlicher als das Cap Comorin (Commaria extrema bei Ptol.) Vorderindien erhält aber dadurch eine ganz falſche Form, ſo daß ſich das Feſtland ziemlich weit öſtlich von Ceylon am weiteſten nach Süden erſtreckt. Wodurch dieſer große Fehler veranlaßt iſt, läßt ſich nicht errathen, da die einzelnen Quellen, worauf die Zeichnung beruht, nicht angegeben werden. Ptolemaeus zeichnet eine zuſammenhängende Küſte mit vielen Städten zwiſchen dem Cap Comorin und dem Abgangspunkte, woraus Mannert ſchließt, daß jener Abgangspunkt das Vorgebirge iſt, das jetzt Godowari heißt.*) Vielleicht hat er Recht; aber dieſes Vorgebirge liegt in Wirklichkeit um 8 Grade nördlicher als Cap Comorin. Wie kam Ptolemaeus dazu, es um einige Grade ſüdlicher und ſo weit nach Oſten zu zeichnen? Jedenfalls liegt hier ein ſtarker Irrthum zu Grunde.**)

*) Mannert, Geographie der Griechen und Römer Theil 5. S. 215.

**) Schwerlich kommt der Irrthum von Marinus, vielleicht aber entſtand er, indem man ſeine Karten von Indien in Harmonie mit den Griechiſch-Römiſchen bringen wollte. In der Geographie des Strabo läuft die Küſte von Vorderindien ganz gleichmäßig fort bis hinter Ceylon, langſam ſich ſenkend. Wenn nun eine Nachricht ſagte: von der äußerſten Spitze Vorderindiens fährt man nach Chryſe gerade nach Oſten, ſo ſetzte vielleicht Ptolemaeus den Abgangspunkt da, wo ſeine falſche Küſtenzeichnung am meiſten nach Süden vortrat. — Ich habe mir öfter die Frage vorgelegt, ob nicht in dieſer Spitze Ceylon enthalten iſt; denn die geographiſche Lage dieſes Punktes ſtimmt mit der wahren Lage der Südküſte von Ceylon mehr überein, als Taprobane nach den Küſten des Ptolemaeus.

Sieht man aber ganz ab von der Küſtenzeichnung und ſucht man einige Grade ſüdlich und einige Grade öſtlich von Cap Comorin nach einem Ausgangspunkt für die Abfahrt nach der goldenen Halbinſel, ſo trifft man auf die Südküſte von Ceylon. Fährt man von hier gerade nach Oſten, ſo ſtößt man unterwegs auf die Nikobariſchen Inſeln. Eine Inſel, deren Bewohner ganz nackt gehen ſollen, findet ſich in Ptolemaeus Karte auf dem Wege nach Chryſe. Eine ſolche Inſel trifft man aber nicht, wenn man von Cap Godowari gerade nach Oſten fährt. Daher meine Frage, ob nicht in Bezug auf den Abgangspunkt ein Mißverſtändniß ſich eingeſchlichen hat, das ich weniger bei Marinus als Ptolemaeus zu ſuchen geneigt bin. Wir haben ſchon öfter bemerkt, daß, wenn man aus der Ferne kommt und nicht einen Küſtenhandel betreibt, ſondern Malakka zum Ziele hat, der natürlichſte Ausgangspunkt, um in die hohe See zu ſtechen, der Hafen an der Südküſte von Ceylon iſt.

Daß auf den Ptolemäiſchen Karten Hinderindien eine viel richtigere Form hat als Vorderindien, wird wohl darauf beruhen, daß er für dieſe Gegend nur die Phöniciſchen Karten des Marinus zu benutzen hatte, für Vorderindien aber viel falſchere Griechiſche und Römiſche, auf die er ſich verließ.

Daß die Griechiſch-Römiſche Literatur ſchon früher die märchenhaften Sagen von Chryſe im erſten Jahrhundert nach Chriſto weiter nach Oſten verſetzte, wie wir an Plinius geſehen haben, der freilich Chryſe bei Vorderindien noch beibehält, mag durch das Erſcheinen einiger Bewohner von Ceylon, die nach Rom gekommen waren, veranlaßt ſein. Wir haben ſchon früher erwähnt, daß der Freigelaſſene eines Zollpächters Annius Plocamus an der Küſte von Arabien von Stürmen ergriffen wurde und in einen Hafen Hippuri auf Ceylon kam. Er blieb ein halbes Jahr da, ohne Zweifel, um eine andere Windrichtung abzuwarten, lernte in dieſer Zeit die Sprache

des Landes und wurde mit dem Könige dieſer Gegend ſehr vertraut. Er hatte demſelben viel von der Macht des Römiſchen Reichs erzählt, und der König beſchloß 4 Sendboten nach Rom mit dieſem Freigelaſſenen zu ſchicken. Dieſe 4 Ceyloneſen, von denen der vornehmſte Rachia genannt wird, kamen an unter der Regierung des Kaiſers Claudius und blieben längere Zeit in Rom, wo ſie viel über ihre Inſel befragt wurden. Plinius*) ſpricht ausführlich von ſeinen Nachfragen und giebt die erſte etwas vollſtändige Schilderung von Taprobane, wie damals Ceylon genannt wurde. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Ceyloneſen von Hinterindien und Malakka Nachricht gaben, da von dieſer Zeit an die Sagen über Chryſe in Rom beſtimmtere Formen annahmen. Später iſt noch einmal eine Art von Geſandtſchaft aus Ceylon nach Rom gekommen unter dem Kaiſer Julianus.**)

Der Ruf, welchen ſich Malakka als goldne Halbinſel erworben hatte, iſt ihm lange Zeit hindurch geblieben. Auch iſt das dortige Gold ein ſehr reines. Noch jetzt iſt das meiſte Waſchgold, das von verſchiedenen Seiten in Singapore ſich ſammelt, aus Malakka, wie Berghaus in einer ausführlichen Abhandlung über Goldproduction und Goldhandel ausdrücklich (1833) ſagt; in unſern Tagen kommt doch wohl noch mehr Gold aus Borneo als aus Malakka.***)

Kein Land ſcheint mehr dazu geeignet, einem fremden Volke Gelegenheit zur Goldausbeute zu geben, beſonders da es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß dieſes Land zur Zeit der Ophirfahrt nur von rohen Völkern bewohnt und vom allgemeinen Handelsverkehr ziemlich ausgeſchloſſen war. Die ganze Bevölkerung von Hinterindien ſcheint, vielleicht mit Ausnahme einiger ganz roher Urſtämme für den weſtlichen Theil aus Vorderindien,

*) Plin. VI, 24 (22) 4.
**) Amm. Marcell. XXII, 7.
***) Berghaus, Länder- und Völkerkunde, III, S. 535.

für den öſtlichen Theil von China aus eingewandert zu ſein. Dieſe Einwanderungen konnten Malakka erſt ſehr ſpät erreichen. Da nun, wie wir gehört haben, die Malayen erſt im 12. Jahrhundert erſchienen, die übrigen jetzigen Bewohner der Halbinſel, Siameſen, Chineſen und Europäer, noch viel ſpäter erſchienen ſind, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß dieſes Land lange Zeit hindurch nur von ganz wilden Urſtämmen ſchwach bevölkert war, von denen man die Reſte, in kleinen Haufen zerſtreut, noch jetzt im Innern findet, und von denen die Samangs am meiſten bekannt ſind.

Mir ſcheint daher, daß nach ſeiner Naturbeſchaffenheit und nach ſeiner ſchwachen und rohen alten Bevölkerung kein Land mehr Anſpruch hat, das Ophir der alten Welt zu ſein als Malakka. Hiezu kommt noch, daß Malakka auch außerordentlich reich an Zinn iſt und daß die Zinnſande an manchen Stellen häufig bis in die vorliegenden Inſeln reichen, wie nach Junk-Ceylon, auf welche Inſel man zuerſt trifft, wenn man von Weſten kommt.

Zinn und Gold beſchränken ſich, wie wir berichtet haben, nicht auf Malakka, ſondern ſind weit verbreitet in Hinterindien durch Tenaſſerim, Birma, Siam, Cochin-China bis nach China. Aber in dieſen andern Ländern Hinterindiens würde es Fremden doch viel ſchwerer fallen Gold oder Zinn zu gewinnen als in Malakka, wo noch jetzt die Bergbewohner roh und indolent ſind und ſelbſt die Malayen auf tieferer Stufe ſtehen, als auf den mehr öſtlichen Inſeln. Wenn es richtig wäre, was von einigen Seiten behauptet wird, daß im Malayiſchen jeder Ort, an welchem man Gold gewinnt, noch jetzt Ophir heißt, ſo wäre damit freilich der vollſtändige Beweis geliefert, daß die Salomoniſche Expedition von hier das Gold brachte. Allein dieſer Angabe wird von unterrichteten Seiten widerſprochen. Ich wundere mich daher, daß Herr Emmerſon Tennent noch in der 5. Ausgabe ſeiner Beſchreibung von

Ceylon dieſe Behauptung beibehält.*) Veranlaßt mag dieſelbe dadurch ſein, daß ſowohl in Malakka als in Sumatra, in jedem dieſer Lande ein hoher Berg jetzt den Namen Ophir führt. Der Berg in Sumatra iſt ſogar 13842 Fuß hoch, alſo höher als der Pic von Teneriffa. Allein dieſe Namen ſind den Eingeborenen unbekannt,**) ſcheinen daher von den Portugieſen gegeben zu ſein. Obgleich ich die Originalberichte der Portugieſen zu vergleichen hier nicht Gelegenheit gehabt habe, dieſelben auch vielleicht die Benennung der Berge nicht einmal erwähnen, ſo zweifle ich nicht, daß der Name Ophir von chriſtlichen Fremden eingeführt iſt; denn wäre Ophir der einheimiſche Name für jede Goldwäſche, ſo hätte dieſer Umſtand ſchon längſt Aufmerkſamkeit erregen müſſen und man hätte nicht in der ganzen Welt nach Ophir umhergeſucht. Was uns beſtimmt, Ophir in Malakka zu vermuthen, iſt vielmehr der Umſtand, daß in allen Flüſſen und in den Gebirgstrümmern dieſer Halbinſel Gold ſich findet. Jetzt wird mehr Gold auf der öſtlichen Seite geſammelt, namentlich in den Diſtricten Tringano und Pahang.***) In dem letzteren Fluſſe finden ſich auch größere Goldmaſſen. Es iſt aber nicht nöthig und nicht einmal wahrſcheinlich, daß die Salomoniſche Expedition das Gold auf der Oſtſeite ſuchte. Da das Gebirge Gold eingeſprengt enthält, ſo müſſen auch die nach Weſten abfließenden Gewäſſer es mit ſich führen. Weil aber das Gebirge der Weſtküſte viel näher liegt als der Oſtküſte, die Gewäſſer alſo einen ſtärkeren Fall haben, ſo mußte das Gold nahe an der Küſte ſich anſammeln und zwar an beſchränkten und markirten Stellen. Wenn nun hier aufgefunden wurde, was die Naturarbeit

*) Ceylon by Emmerson Tennent. Vol. II, 5 eit. pag d. 110 nota 3.

**) Der Berg Ophir in Malakka heißt bei den Eingeborenen Gounong- (Berg) Ledang.

***) Ritter, Erdkunde V, S. 6.

der ganzen Vorzeit angeſammelt hatte, ſo konnte die Ausbeute wohl ſehr groß ſein, beſonders da auch wohl größere Maſſen vorkamen (Seite 86). So nur kann ich die ſehr großen Angaben über das mitgebrachte Gold glaublich finden, daß man die Goldanſammlung noch wenig ausgebeuteter Flüſſe am Fuße ihres ſtärkeren Falles auffand, da ausdrücklich berichtet wird, daß die weſtlichen kurzen Flüſſe einige Meilen hinauf von kleinen Schiffen befahren werden können. Alle anderen Verhältniſſe machen eine ſo große Ausbeute durch eine einzige Expedition durchaus unwahrſcheinlich. Im Diſtrict Pahang, wo jetzt doch nur 2 Picul Gold jährlich gewonnen werden, d. h. 267 Zollpfund, ſollen 15000 Chineſen daran arbeiten. Das wäre die Ausbeute der jährlich fortgehenden Zerſtörung der Gebirgsmaſſen, wogegen die Ausbeutung des Reſultats vorhergehender Jahrhunderte ohne Vergleich reicher ſein mußte.

Wahrſcheinlich wird dieſe Goldgewinnung durch die Annahme, daß Malakka in ſehr früher Zeit das Zinn zur Anfertigung der Bronze geliefert habe. Der Zinnreichthum geht durch die ganze Halbinſel Malakka — außer den Küſten iſt noch im Innern ein Diſtrict, den man insbeſondere Zinndiſtrict nennt — und die Inſel Bangka, die vor der Spitze der Halbinſel liegt, liefert, wie geſagt, ſeit einer Reihe von Jahren mehr als die Hälfte des Zinnbedarfs der ganzen Welt. Im Jahre 1856 brachte Bangka 100658 Piculs, im Jahre 1865 ſogar 110000 Piculs Zinn in den Handel. Ein Picul iſt $133^1/_3$ Zollpfund. Durchſchnittlich rechnet man 10 Mill. Amſterdamer Pfunde jährlich. In 240 Gruben arbeiten gegen 8000 Menſchen auf Koſten der Regierung, und dieſer Zinnvorrath iſt erſt im Jahre 1710 entdeckt. Seit dieſer Zeit iſt der Ertrag im eigentlichen Malakka geringer geworden, weil der Preis durch die Production in Bangka und Cornwallis zu niedrig gehalten wird. Weil die Zinnlager, die ebenſo wie die Goldlager in verwittertem Gebirgsſchutt in einem großen

Theile von Hinterindien und bis nach China reichen, auch in ſolchen Gegenden ſich finden, wo viel Kupfer vorkommt, ſo iſt es ſehr möglich, daß in dieſen Gegenden man den Vortheil der Verbindung von Kupfer mit einem kleinen Theile Zinn (etwa $^1/_{10}$) zuerſt auffand. Dieſes Gemiſch, Bronze genannt, iſt wie geſagt, viel härter, als jedes einzelne der beiden Metalle und giebt auch beim Gießen viel ſchärfer ausgeprägte Formen. In China iſt die Kenntniß der Bronze und des Zinnes ſehr alt. Dieſes war ſchon mehr als 2000 Jahr vor Chr. im Gebrauch. Wir haben im vorhergehenden Paragraphen es ausführlich beſprochen, daß eine andere Quelle als Hinterindien zu der Bronze der alten Zeit nicht nachgewieſen werden kann, wollen aber hier nachträglich noch eines vermeintlichen Vorkommens in Vorderaſien erwähnen. Eine Zeit lang hat man geglaubt, das Zinn, welches in ſehr alter Zeit im Verkehr war, könne aus Transkaukaſien gekommen ſein, namentlich aus Armenien. Man wollte die Andeutung davon in den Schriften des Alten Teſtamentes finden und berief ſich ſogar auf das Volk Thubal, zu den Nachkommen Japhets gehörig, das Sklaven und Erz*) auf den Markt von Tyrus gebracht habe. Dieſes Zeugniß ſcheint mir doch gar zu alt; ich wollte, daß man ſich auf neuere berufen könnte, allein mir iſt keine Quelle der Art bekannt. Ich habe zwar ſelbſt eine Reiſe in Transkaukaſien gemacht, aber nichts von einer Zinnproduction gehört; doch will ich darauf kein Gewicht legen, da meine Reiſe zu flüchtig war, und ich die Fiſcherei im Auge hatte. Ich habe aber Männer gefragt, die auf alle Metallproduction des Ruſſiſchen Reiches Acht haben, wie den General v. Helmerſen in Petersburg und Prof. Grewingk in Dorpat, und Männer, die die Kaukaſiſchen Länder in Bezug auf ihre Productionen ſtudirt haben, wie den Prof. Petzholdt. Keiner von

*) Ezech. 27, 13.

dieſen Männern hat vom Vorkommen des Zinnes in Ruſſiſch-Armenien gehört. Sollte es etwa in Türkiſch-Armenien ſich finden? In dieſem Falle aber würde man in Ruſſiſch-Armenien davon hören, daß in der Nachbarſchaft Zinn gewonnen wird. Die Tibarener, welche man mit dem Volke Thubal für identiſch hält, ſcheinen allerdings nach Strabo mehr in Türkiſch-Armenien gelebt zu haben, aber weder Strabo noch Plinius laſſen dieſes Volk mit Zinn handeln oder Zinn beſitzen. Vor allen Dingen kann aber das Metall, das Thubal nach Tyrus brachte, mit Kupfer überſetzt werden, und Kupfer iſt im Kaukaſus genug. Das Zinn iſt ja nur ſupponirt. —

Auch auf die ganz iſolirte Nachricht von Burnes, daß in der Umgebung des Bamyan-Paſſes Zinn vorkommt, kann ich wenig Gewicht legen, da ſie bis jetzt ganz iſolirt daſteht; eben ſo wenig auf die Angabe des Strabo, daß die Drangianen, die man am Nordrande Perſiens ſuchen muß, mit Zinn handelten, da ſpätere Nachrichten, ſo viel ich weiß, nicht vorkommen. Jedenfalls iſt es höchſt unwahrſcheinlich, daß die Küſtenländer am Mittelmeer von hier aus ihren Bedarf bezogen. Dagegen haben wir im vorhergehenden Paragraphen eine Menge Natur- und Kunſtproducte kennen gelernt, welche aus dem öſtlichſten Aſien nach Paläſtina und Aegypten kamen. Wir haben auch einen ſehr frühen Handelsverkehr der Phönicier mit Vorderindien und ſpäter mit Hinterindien wahrſcheinlich gefunden. —

Fragt man nun, ob auch die übrigen Objecte, die nach den Hebräiſchen Quellen aus Ophir kamen, aus Malakka gebracht werden konnten, ſo muß dieſe Frage durchaus mit „Ja“ beantwortet werden. Außer dem vielen Golde wurden aus Ophir Edelſteine und ſehr viel Almuggim- oder Algummim-Holz gebracht, welches letztere den Israeliten früher ganz unbekannt geweſen war und auch ſpäter nicht wieder gebracht wurde.

Edelſteine finden ſich in Malakka, und beſonders werden Diamanten in der Beſchreibung des Landes hervorgehoben. Diamanten finden ſich ja überhaupt in Ländern, die auch viel Gold produciren.

Was nun das Almuggim-Holz anlangt, ſo hat man in Malakka ſo mannigfaltige ſchöne und duftende Holzarten, daß man über die Auswahl zweifelhaft ſein kann. Es kommen daſelbſt drei Arten von Sandelholz vor und noch einige andere Hölzer, die man zwar nicht unter die Sandelhölzer rechnet, wenn man correct ſprechen will, die aber nicht ſelten mit ihnen verwechſelt werden.

Es wird nicht überflüſſig ſein, hier über dieſe verſchiedenen Arten Sandelholz oder Santelholz ein Wort nach den neueſten Quellen zu ſagen. Am bekannteſten, weil am meiſten gebraucht, iſt das eigentliche Sandelholz, Santalum album L., deſſen nach Roſen duftendes Holz in allen Indiſchen und Buddhiſtiſchen Tempeln in ſtarkem Gebrauche iſt. Es wächſt auf der Küſte Malabar, aber auch in Malakka und auf dem Feſtlande bis Cochinchina ſowie auf vielen Sunda-Inſeln, beſonders auf Timor, von wo 10000 Centner jährlich ausgeführt werden. Dieſes Holz wächſt nur in bedeutenden Höhen über den Teak-Wäldern. Auf den Anhöhen von Malabar ſind anſehnliche Waldungen davon. Hier wird es aber ſo häufig gefällt, daß es faſt nur in dünnen Schößlingen oder knorrigen Wurzelausläufern bekannt iſt. Deswegen hat man ſehr häufig gegen die Anſicht, es könne mit der Benennung Algummim-Holz dieſes Sandelholz gemeint ſein, den Einwurf erhoben, es ſei viel zu ſchwach, um zu irgend einem bleibenden Gebrauche im Salomoniſchen Tempel verwendet worden zu ſein; allein es wird dieſe Holzart auf Malakka und überhaupt auf dem Feſtlande von Hinterindien zu einem anſehnlichen Baume, wie der Botaniker Loureiro, der eine Flora Cochinchinensis geſchrieben hat, ausdrücklich ſagt (arbor magna iſt ſein Ausdruck). Er fügt

hinzu, daß die Reichen in Cochinchina Särge aus dieſem Holze für ihre Todten machen laſſen, damit der ganze Leichnam durchduftet werde.*) Daß nach Europa nur dünne Stangen dieſes Holzes kommen, wird dadurch noch mehr befördert, daß die Oſtindiſche Compagnie alle ſtärkeren Stangen für China ausſonderte, weil die Chineſen dieſe am beſten bezahlen. Nach dem Aufhören der Compagnie werden die Kaufleute wohl demſelben Principe folgen. In Malabar aber pflegt man die zugänglichſten Felder in je 20 Jahren abzuholzen, ſo daß Buchanan den Wunſch ausſpricht, man möge das Holz doch wenigſtens 30 Jahre alt werden laſſen. Dieſes echte Sandelholz iſt nicht roth, ſondern in ſeinen inneren Schichten gelb und äußerlich weiß, und das Aroma findet ſich ausſchließlich oder faſt ausſchließlich im gelben Holz, ſo daß man von ſtärkeren Stämmchen häufig das weiße Holz geradezu wegſchneidet.

Es giebt aber auch rothe Hölzer, die unter den Namen „rothes Sandelholz" in den Handel kommen. Dieſe Hölzer kommen von der Pflanzengattung Pterocarpus, welche zu den Bäumen mit Schmetterlingsblumen, wie unſere Akazie ſie hat, gehört. Es iſt dieſelbe Pflanzenform, von der eine Weſtindiſche Art das ſogenannte „Drachenblut" giebt. Von dieſer Gattung kommen wenigſtens 2 Arten in Malakka vor, nämlich Pterocarpus santalinus, deſſen Holz zwar roth, aber nicht duftend iſt, und Pterocarpus indicus, deſſen Holz ſchön roth geflammt und zugleich in ſeinem äußeren Baſt ſtark aromatiſch iſt. Welche von dieſen Holzarten die Israeliten von Ophir zurückbrachten, läßt ſich allerdings nicht mit Sicherheit beſtimmen, da der Name der Eingeborenen, der wahrſcheinlich in der von den Hebräern gebrauchten Benennung verſteckt iſt, ſich nicht auffinden läßt; denn ſo viele Namen man mir auch die Güte gehabt hat für dieſe Hölzer mitzutheilen, ſo kommen ſie

*) Loureiro, Flora Cochinchinensis. 1793. Tom. I. p. 109.

doch alle von Malayiſchen, Vorder- oder Hinterindiſchen Völkern der Neuzeit. Wie aber die Ureinwohner ſie benennen mögen, habe ich nicht erfahren können; auch iſt kaum anzunehmen, daß bei nicht ſchreibenden Völkern ein ſolcher Name 3000 Jahre hindurch erkennbar bleibt. Beide Arten von Pterocarpus ſind in Malakka anſehnliche Bäume. Man darf aber wohl vermuthen, daß das Holz von Pterocarpus indicus das ſich ſowohl durch die Färbung, als durch den Geruch auszeichnet, die Israeliten am meiſten angezogen hat. Daß dieſes Holz ihnen völlig neu war, iſt auch leicht verſtändlich. — Es ſcheint überflüſſig, über das Sappan-Holz, — unechtes Sandelholz bei den Droguiſten — und andere ſchöne und duftende Holzarten Hinterindiens noch etwas zu ſagen. —

Zinn wurde freilich nicht zurückgebracht, oder wird wenigſtens nicht genannt. Die Israeliten mochten den unanſehnlichen Zinnſtein nicht kennen; jedenfalls wußten ſie ihn nicht zu gebrauchen, da ſie nicht in Metallen arbeiteten. Um die Erzgüſſe für den Tempel ausführen zu laſſen, mußte man einen Erzgießer aus Tyrus kommen laſſen. —

Gewichtiger ſcheint mir der Einwurf, daß die Phönicier, wenn ſie eine ſo große Goldausbeute, als ſie den Israeliten auf einer einzigen Fahrt zu Theil wurde, vorausgeſehen hätten, wohl ſelbſt eine ſolche Fahrt mit eigenen Mitteln unternommen haben würden. Die Phönicier werden Jahrhunderte lang nach Ophir gefahren ſein, da das Ophir-Gold lange vor Salomo ſo bekannt in Judäa war. Aber ſie mögen einen Fluß nach dem andern ausgebeutet haben, von Junk-Ceylon, ihrem vorzüglichſten Zinnfelde beginnend. Wenn ſie nun die Israeliten zu einem noch unbeſuchten Fluſſe führten, konnte deren Ausbeute wohl unerwartet groß ſein. Ueberdies hatten ſie es bequemer um dieſe Zeit Gold in Iberien zu ſammeln, auch wenn es ſich dort nicht ſo reichlich fand. Für die Gewinnung des Waſchgoldes ſind immer viele Hände erforderlich, wenn der

Ertrag ein lohnender ſein ſoll. Nun verſtanden es die Phönicier vortrefflich, die ungebildeten Bewohner eines Landes gegen allerhand Phöniciſche Kleinigkeiten zu ſolchen Arbeiten zu dingen und ſie mit der Zeit zu einer Art Sklaven zu machen. Dieſe Einrichtungen waren ſeit längerer Zeit in Iberien getroffen und eben deshalb wohl Ophir ziemlich verlaſſen worden, nachdem man auch Zinn reichlich in dem Weſten gefunden hatte. —

Auf andere hiſtoriſche Beweiſe von den Fahrten nach Ophir, als die oben angeführten Spuren des Handelsverkehrs, muß man leider ganz verzichten, da in dieſen Gegenden 1000 Jahre vor Chriſto an Schreibekunſt nicht zu denken iſt und bei einem nicht ſchreibenden Volke die Erinnerung an die Vergangenheit ſehr ſchnell verloren geht. Von den Beſuchen der Europäer an den Küſten von Neuhollaud und auf den Inſeln der Südſee, wo ſie eben ſo ſich betrugen, wie die Phönicier in Ophir gethan haben werden, d. h. als Herren auftraten, Holz fällten und Alles ſammelten, was ihnen gefiel, weiß die lebende Generation, wenn ein anderes Schiff dahin kommt, recht umſtändlich zu erzählen; die zweite Generation hat nur das Auffallendſte von den Vätern übernommen und mit Erdichtungen oder Verwechſelungen vermiſcht, die dritte nur noch unbeſtimmte Nachrichten und die vierte ſchon gar keine mehr.

Es iſt alſo auch ganz unmöglich, daß die Malayen, als ſie im 12. Jahrhundert dieſe Stadt Malakka gründeten, Nachrichten aus einer Vorzeit von mehr als 2000 Jahren vorfanden. — Es iſt aber zu bemerken, daß die Portugieſen, nachdem ihr berühmter Führer Alboquerque im Jahre 1511 die Stadt Malakka erobert und den Portugiſiſchen Beſitzungen einverleibt hatte, eine Feſtung nach Europäiſcher Art anlegen wollte, aber keine Steine in der Nähe finden konnte, bis man auf einer benachbarten Höhe fertig behauene Steine entdeckte, aus denen Alboquerque eine Feſtung bauen ließ, die er La

Famosa nannte. Man meinte, dieſe Steine hätten zu heidniſchen Gräbern gehört, und weil ſie heidniſch waren, trug man nach der damaligen Anſicht kein Bedenken, ſie zu einem Kriegsbauwerke zur Vertheidigung der Chriſtenheit zu verwenden. Da von keinem Volke dieſer Gegend bekannt iſt, daß es vor der muhamedaniſchen Invaſion die Gräber ſeiner Todten mit Gedenkſteinen zu beſetzen pflegte, ſo muß man an ein fremdes Volk denken. Es iſt aber bekannt, daß die Phönicier ſchon in früherer Zeit die Sitte hatten, ihre Gräber mit ſolchen Gedenkſteinen zu verſehen, wie man aus den Inſchriften erkannt hat. Geſenius giebt ſchon in ſeiner Sammlung Phöniciſcher Monumente Inſchriften von Leichenſteinen. Movers ſpricht darüber in ſeinem größeren Werke an verſchiedenen Stellen und in dem Artikel: „Phönicien und Phönicier“ in der Erſch- Gruberſchen Encyclopädie, Bd. XXIV. Serie III. S. 425 ff. Auch noch in neuerer Zeit hat man dergleichen in Colonialſtaaten, wie in dem Gebiet von Karthago und Sardinien, gefunden*). Ich kenne zwar keinen Beweis, daß ſchon zu Salomo's Zeit dieſe Sitte beſtand; da aber die Schreibekunſt bei Phöniciern und Israeliten ſchon lange im Gebrauch war und man ſchon wirkliche Briefe ſchrieb, — der Urias-Brief iſt ja berüchtigt genug, und die Correſpondenz zwiſchen Salomo und Hiram ſoll zu des Joſephus Zeit noch erhalten geweſen ſein, — die monumentale Schreibkunſt aber immer viel früher ausgeübt wurde als die briefliche, ſo iſt kaum daran zu zweifeln, daß jene auch für die Denkſteine dieſer Art gebraucht wurde. Es iſt auch ſehr möglich, daß man die Denkſteine ohne Inſchriften ſetzte, die dann jetzt als ſolche nicht zu erkennen ſind.

*) Karthago und ſeine Ueberreſte, von Dr. N. Davis. Reiſe auf der Inſel Sardinien, von Heinrich, Freiherrn von Maltzan, und in dem neueſten Werke von Julius Euting, das unter dem Titel „Puniſche Steine“ in den Schriften der Akademie zu St. Petersburg erſchienen iſt.

In der neueſten Sammlung von Inſchriften, die mir zugänglich iſt, der von Julius Euting, ſind allerdings mehr Votivtafeln als Grabſchriften. In den früher bekannt gewordenen Inſchriften ſcheint auch die Zahl jener größer zu ſein. Es iſt aber keineswegs unwahrſcheinlich, daß die Phönicier in Malakka ſolche Widmungen an die Götterwelt ſetzten, und vielleicht in größerer Zahl, als Grabdenkmale. Sie konnten mit jenen für die glückliche Ankunft danken, oder eine glückliche Rückfahrt erbitten. Unſere nordiſchen Seefahrer vom Weißen Meere, die mich ſo vielfach an die Phönicier erinnern, ſtellen vor jeder Abfahrt aus Nowaja Semlja ein großes hölzernes Kreuz auf, in welchem einige Slawoniſche Buchſtaben und einige ſymboliſche Figuren an die Leidensgeſchichte Chriſti erinnern. Die Errichtung eines ſolchen Kreuzes gilt für ein Werk der Pietät und zugleich als eine Vorkehrung gegen die Einwirkung ungünſtigen Geſchickes. Da auf Nowaja Selmja kein Baum iſt, ſo muß das Holz zu dieſen Kreuzen mitgenommen werden, was als nothwendiger Bedarf zu der Ausrüſtung angeſehen wird. Sollten nicht Phöniciſche Schiffer, die nach Malakka gingen, auch das Bedürfniß gefühlt haben, den höheren Mächten eine Huldigung darzubringen?

Es iſt alſo gewiß der Mühe werth, die Mauern der Feſtung von Malakka zu durchſuchen, um zu entdecken, ob ſich nicht irgendwo eine Phöniciſche Inſchrift findet. Oder ſollten die Portugieſen ſolche Inſchriften als Teufelswerk zerſtört haben? Im Gebiete von Karthago hat man innerhalb römiſcher Mauern Puniſche Grabſteine an den Inſchriften erkannt*). Alſo hat man ſchon früh Phöniciſche Grabſteine zum Aufbau ſpäteren Gemäuers benutzt. Auch iſt vielleicht die Feſtung Malakka nicht allein aus ſolchen Steinen zuſammengeſetzt. Leider habe ich hier nicht Gelegenheit, die alten Portugieſiſchen Berichte

*) Karthago und ſeine Ueberreſte von Dr. N. Davis, S. 262.

ſelbſt einzuſehen; aber die Nachricht von den zahlreichen Grabſteinen in dieſer Gegend könnte wohl eine Beſtätigung der Vermuthung ſein, daß die Phönicier längere Zeit hindurch die Halbinſel Malakka beſucht haben. Ferner finden ſich in der ganzen Straße von Malakka auf beiden Seiten derſelben zahlreiche alte Ruinen*). Crawfurd iſt geneigt, ſie für die Reſte alter Indiſcher Tempel anzuſehen. Vielleicht hat er Recht, da jetzt in dieſer Gegend der Muhamedanismus bei den Eingebornen herrſcht. Aber man ſollte ſich auch die Frage ſtellen, ob hier nicht auch Phöniciſche Reſte ſich finden ließen.

Aber die Stadt Malakka, die wir bisher, wie auch die Halbinſel mit zwei k geſchrieben haben, weil dieſe Schreibart allgemein geworden iſt, heißt eigentlich Malaka, wie Kenner der Malayiſchen Sprache, unter ihnen Herr Roſt, uns belehren.**) Wie kommt es nun aber, daß eine von den Phöniciern in der fruchtbarſten Gegend von Spanien angelegte Stadt, das jetzige Malaga, ganz ebenſo, Buchſtabe für Buchſtabe, Malaka benannt wurde? Ob auch mit demſelben Accente, weiß ich allerdings nicht. Jene Stadt auf der gleichnamigen Halbinſel hat ihren Namen von dem Myrobolanen-Baume, ſagt man. Und ich finde in der That in dem Malayiſchen Wörterbuche von Crawfurd für Myrobolanen das Wort Malaka. Myrobolanen ſind Früchte von abſtringirendem Geſchmacke, die in Indien allgemein als Purgirmittel gebraucht werden, im Mittelalter auch in Europa viel verwendet wurden, und ſelbſt im Alterthume einen gewiſſen Ruf hatten, ſo daß Arrian ſie unter den Handelsproducten aufführt. Es ſind verſchiedene Baumarten, deren Früchte man ſo nennt, Phyllanthus Emblica L. und mehrere Arten der Linnéſchen Gattung Terminalia. Welche

*) Ritter, V, 42.

**) Petermann, Geograph. Mittheilgn. 1857. S. 113.

Art bei der Stadt Malaka wächſt, weiß ich nicht. Aber ich möchte fragen: Hatten die Phönicier nicht vielleicht eine Anſiedlung oder ein Abſteigequartier bei den Malaka-Bäumen, und trugen ſie nicht nach ihrer Gewohnheit dieſen Namen auf eine üppige Gegend in Iberien über, welche überdies von waldreichen Bergen umkränzt wird, wie das Hinterindiſche Malaka und ebenſo an einer fiſchreichen Bucht liegt? Eine zufällige Uebereinſtimmung wäre daher wunderbar.

§. 17. Weite Reiſen ohne Compaß oder ſonſt mit geringen Mitteln.

Den beſchränkten Anſichten von der Schifffahrt der Phönicier entgegen zu treten, glaube ich mich berechtigt durch den näheren Umgang mit einem Volke, das ohne aſtronomiſche Kenntniſſe ſchon lange Zeit hindurch mit der Schifffahrt und dem Handel ſich beſchäftigt hat und noch beſchäftigt. Es ſind die Anwohner der Weſtküſte des weißen Meeres. Bei der Unfruchtbarkeit ihres Wohngebietes haben ſie ſich ganz auf Fiſcherei, Wallroß- und Seehundsfang und auf den Umtauſch von Mehl gegen Fiſche in den Buchten Norwegens gelegt. Den Wallroß- und Robbenſchlag haben ſie ſeit Jahrhunderten auf Nowaja Semlja und Spitzbergen betrieben. Wann ſie angefangen haben Spitzbergen zu beſuchen, weiß ich gar nicht zu beſtimmen, da alle poſitiven Nachrichten darüber fehlen. Ihre Beſuche nach Nowaja Semlja ſind auf jeden Fall älter, als die ſogenannte Entdeckung durch die Engländer und Holländer. Burrough, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Südhälfte von Nowaja Semlja ſah, fand die Ruſſiſchen Fiſcher ſchon in voller Thätigkeit. Die Holländer, welche gegen den Schluß deſſelben Jahrhunderts ſowohl die Nord- als die Südhälfte beſuchten, fanden an den meiſten betretenen Stellen ſchon

ſolche Kreuze mit Slawiſchen Inſchriften vor, wie man ſie noch jetzt bei der Abfahrt von Nowaja Semlja zu errichten pflegt. Es war alſo dieſes Inſelpaar lange von den Ruſſen beſucht, und zwar von einem ſchreibenden Volke. Man ſollte alſo nicht von einer Entdeckung der Inſel ſprechen, ſondern nur von der Auffindung eines Weges aus England und aus Holland. Jene Fahrten der Ruſſen nun wurden ausgeführt nicht nur ohne aſtronomiſche Kenntniß, ohne Vorſtellung von Graden der Länge und der Breite, ja, ohne Compaß längere Zeit hindurch und ohne Seekarten, denn die erſte Karte, welche ſie brauchen konnten, war von dem jetzigen Admiral Lütke, welche im erſten Drittheil dieſes Jahrhunderts erſchienen iſt. Der Compaß iſt jetzt auch im allgemeinen Gebrauch, ſoll aber erſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts langſam in den Gebrauch gekommen ſein. Ich habe in zwei Sommern, 1837 und 1840, Fahrten mit dieſem Volke gemacht. Der Führer meines Schiffes galt für einen erprobten Seemann, konnte aber weder leſen noch ſchreiben. Ich kam natürlich noch mit manchen andern Seefahrern dieſer Gegend in Berührung. Bei dieſem Volke gewinnt man eine beſtimmte Vorſtellung über die ſogenannten Küſtenfahrten der Phönicier. Die Anwohner des Weißen Meeres oder Pomorzi, wie ſie ſich ſelbſt nennen, behalten auch gern die Küſten im Auge, wenn ſie hoch ſind, aber es fällt ihnen gar nicht ein, wenn ſie aus Archangel ausfahren, etwa der Weſtküſte des Weißen Meeres zu folgen. Da ſie eine beſtimmte Vorſtellung von der Geſtalt dieſes Buſens haben, ſo ſuchen ſie einen viel kürzeren Weg. Sie folgen zuerſt der Oſtküſte, die ein ziemlich hohes Ufer hat, ſo lange dieſe Küſte faſt nach Norden gerichtet iſt, wo ſie aber nach Nordoſten umbiegt, ſetzen ſie ihre Fahrt nach Norden fort, ſehen einige Zeit kein Land, bald aber erſcheint die ziemlich hohe Südküſte des Ruſſiſchen Lapplands. Wenn ſie nun nicht weiter gehen wollen, als bis zur Nordküſte dieſer Halbinſel,

wo eine Menge Fiſchereiplätze ſind, ſo behalten ſie dieſe Küſte im Auge, die anſehnliche Felsvorſprünge und Inſeln zeigt, ohne in die einzelnen Buchten einzufahren, wenn ſie in denſelben ſich nicht aufhalten wollen. Ebenſo halten ſie es bei den Fahrten nach Norwegen, wo ſie ſelten weiter gehen, als bis Tromſö, und wo die Felsſpitzen auch bedeutend höher ſind, ſo daß man ſie weithin erblickt. Die Küſte dient ihnen alſo nur mit ihren natürlichen Wegweiſern. Dieſe Wegweiſer müſſen ſie aber verlaſſen, wenn ſie nach Nowaja Semlja oder Spitzbergen gehen, dann dienen ihnen gewiſſe markirte Stellen, die von allen auf gleiche Weiſe benutzt werden, nur als Abfahrtspunkte. Um nach Spitzbergen zu gehen, fahren ſie bis an das Nordcap und von da geht es faſt gerade nach Norden, wobei die Erfahrung ſchon gelehrt hat, daß man, wenn man Land oder Eis ſieht, etwas weiter nach Weſten zu fahren hat, um landen zu können, da die Weſtküſte faſt das ganze Jahr hindurch eisfrei iſt. — Um nach Nowaja Semlja zu kommen, fährt man in der gewöhnlichen Weiſe über das Weiße Meer, folgt dann der Küſte von Lappland, bis ſie ganz öſtlich wird. Hier finden ſich 3 Inſeln, eine etwas größere und zwei kleinere, die einen wunderbaren Hafen dadurch bilden, daß man mit jedem Winde einlaufen und mit jedem Winde auslaufen kann. Dieſe Localität, Triostrowa, d. h. drei Inſeln genannt, iſt völlig unbewohnt, hat aber einen großen Ruf und iſt viel beſprochen bei den Seefahrern dieſer Gegend. Sie bildete zur Zeit meiner Fahrten eine Art Börſe für die Schifffahrer des Weißen und des Eismeeres. Hier halten die Schiffer gern an und erfahren die Neuigkeiten, welche ſich hier ſammeln und faſt permanent erhalten, da faſt immer das eine oder andere Schiff hier einkehrt. Es iſt eine Art Lloyd des Weißen Meeres, wo ich z. B. von der beabſichtigten Franzöſiſchen Expedition unter Louis Philipp nach Norden dreiviertel Jahr früher Nachricht erhielt, als man in St. Petersburg davon wußte. Louis Phi-

lipp hatte nämlich eine vorläufige Anzeige, vielleicht Anfrage an das Norwegiſche Lappland geſendet, und ſolche Nachrichten ſammeln ſich hier mit den von verunglückten Schiffen und Menſchen. Von dieſem Punkte nun ſchifft ein Nowaja Semlja-Fahrer nach Nordoſt, hält aber der Sicherheit wegen doch etwas mehr nach Oſt, wie wir es auch machten, und fährt dann an der Küſte von Nowaja Semlja fort, bis an die Bucht, wo er einlaufen will. Man kann alſo nicht, wie es der wiſſenſchaftliche Seemann zu thun im Stande iſt, den kürzeſten Weg vom Ausgangspunkt verfolgen, allein die durch Tradition bekannten Punkte und Richtungen ſind doch von der Art, daß die Umwege nicht bedeutend ſind. Was die Schnelligkeit oder Langſamkeit der Fahrt anlangt, ſo gehen auch die hieſigen Schiffe keineswegs langſam. Ein großes viereckiges Segel, das zu beiden Seiten weit über die Breite des Schiffes hervorragt, iſt das Hauptſtück der Takelage.

Das Segelwerk der Phönicier ſcheint ein ähnliches geweſen zu ſein, denn ſehr häufig iſt von großen viereckigen Segeln die Rede. Beim vollen Winde fördert dieſes große Segel mächtig. Als wir auf meiner Reiſe nach N. S. in Triostrowa anlegten, fanden wir daſelbſt eine Menge Schiffe vor, darunter auch zwei der Marine. Am andern Morgen fuhren faſt alle ab; unſere Lodja, ſo heißen die hieſigen nationalen Schiffe, fuhr aber mit ihren mächtigen Adlerflügeln dieſen Marineſchiffen vorbei; Aehnliches kommt in den Reiſeberichten von Burrough vor. Ein Ruſſiſcher Schiffer hatte ſich ihm angeſchloſſen, mußte aber das Segel reffen, weil ihm der Engländer nicht nachkommen konnte. Bei nicht ganz günſtigem Winde iſt aber dieſes Segel nicht vortheilhaft und bei plötzlicher Veränderung des Windes bringt es nicht ſelten Gefahr, weshalb auch die Anwohner des Weißen Meeres zur Zeit meiner Fahrten bemüht waren, eine andere Takelage einzuführen. Es iſt wohl keine Frage, daß die Phönicier ebenſo durch Tradition

beſtimmte Abgangspunkte und Richtungen für das Auffinden der verſchiedenen Inſeln erlangt hatten. Dazu mußte aber nothwendig eine genaue Kenntniß der Küſtenanſichten kommen. Fragt man nämlich: wie macht es der Nowaja-Semlja-Fahrer, wenn er an der Küſte ankommt, um zu wiſſen, wo er iſt und wohin er ſich wenden ſoll, um die Stelle zu finden, die er ſucht? ſo kann ich nur antworten: er muß das Bild der Küſten ſo vollſtändig als möglich im Kopfe haben. Er geht alſo ſchon früh zur See, prägt ſich die Form der Küſten gut ein und kann erſt dann ein Schiff führen, wenn er dieſe Kenntniß der Küſten ſich erworben hat. Er bildet ſich alſo durch Uebung, nicht durch Studium zum Seemann. Dieſe Küſtenkenntniß muß ihm auch helfen, wenn er ſeinen Cours verloren hat. So ging es uns, als wir auf meiner erſten Reiſe Nowaja Semlja verließen. Wir hatten daſelbſt einen ſiebentägigen Sturm auszuhalten gehabt. Als dieſer aufgehört hatte, trat entſchiedener Froſt mit dem Schluß des September ein. Da wir in einen engen Canal eingelaufen waren, der ſich leicht mit Eis bedecken konnte, durften wir nicht länger warten und eilten dieſen Canal zu verlaſſen, obgleich unſer Schifführer vorausſagte, daß wahrſcheinlich nach 24 Stunden ein ähnlicher Sturm in entgegengeſetzter Richtung ſich erheben würde. Seine Prophezeihung ging vollſtändig in Erfüllung. Wir wurden ſechs Tage auf dem Meer umhergetrieben, der Himmel war die ganze Zeit bedeckt, und obgleich der Schiffer verſucht hatte, nach der Einmündung des Weißen Meeres zu halten, erklärte er doch unumwunden am ſechsten Tage, er könne nicht wiſſen, ob wir gerade das Weiße Meer, oder vielleicht öſtlich, vielleicht weſtlich von der Mündung auf die Küſte treffen würden. Bald jedoch zeigten ſich ein Paar Bergſpitzen, und er erklärte ſie mit Sicherheit für die 7 Inſeln an der Nordküſte von Lappland. — Aber wie war es möglich, kann man vielleicht fragen, vor dem Gebrauche des Compaſſes

Himmelsrichtungen zu erkennen? Ich kann nur antworten: wenn nur dann und wann unbewölkter Himmel iſt, wird ſich der praktiſche Seemann nicht irren. Sieht man den geſtirnten Himmel, ſo weiß ohnehin jeder praktiſche Seemann die Richtung nach Norden zu finden und damit auch die andern Hauptrichtungen.

Die Phönicier ſollen nach alten Nachrichten zuerſt die Unbeweglichkeit des unſcheinbaren Polarſterns erkannt haben. Im hohen Norden fehlt der Anblick der Sterne mehrere Monate hindurch, aber wenn die Sonne einige Tage hindurch nicht untergeht, iſt der Seemann gewiß darauf aufmerkſam, ob ſie ſteigt oder fällt. Als wir in Nowaja Semlja waren, wurden die verſchiedenen Excurſionen, die gewöhnlich viel Zeit koſteten, weil man die Entfernungen hier bei den vielen Schneelehnen und der durchſichtigen Luft nicht richtig zu beurtheilen vermag, unberechenbar ausgedehnt. Das hatte die Folge, daß wir unſere Mahlzeiten nicht nach den Tagesſtunden, ſondern nach der Beendigung von Excurſionen einrichteten, und daraus folgte weiter, daß wir Südländer, die wir Uhren in den Taſchen hatten, oft nicht wußten, ob es Mittag oder Mitternacht war, wenn die Uhren 12 zeigten. Unſere Matroſen irrten ſich aber nie, obgleich auch ihre Lebensart, namentlich derjenigen, die uns begleitet hatten, ganz unregelmäßig war. Sie aber hatten ſo oft den Stand der Sonne betrachtet, daß ſie immer wußten, ob ſie im Steigen oder Sinken war. Selbſt auf offener See und bei lange bedecktem Himmel verloren ſie doch die Richtung nie ganz, auch ohne den Gebrauch des Compaſſes.

Noch mehr als die Ruſſen am Weißen Meer, deren Fahrten doch nie ſehr weit gehen, kann uns die Geſchichte der Normänner zeigen, daß man auch ohne Compaß und ohne wiſſenſchaftliche Nautik ſehr weit ſchiffen kann, ohne ſich zu verirren. Es würde uns aber viel zu weit führen, wenn wir alle Fahr-

ten der Normänner, die Jahrhunderte hindurch der Schrecken der Küſten von England, Schottland, Irland und ſelbſt Unteritalien waren, noch ſo kurz überblicken würden. Wir wollen uns concentriren auf die Entdeckung und Beſiedelung von Island, ſowie auf die Fahrten, die man von Island aus unternahm. Im Jahre 861 war zuerſt ein Norwegiſcher Seefahrer Naddod nach Island verſchlagen und nannte das Land wegen des vielen Schnees auf den Bergen, Schneeland. Schon nach 3 Jahren ſuchte ein Schwede, Gardar Suafarſſon, der ſich in Dänemark niedergelaſſen hatte, dieſe Inſel wieder auf, fand ſie, umſegelte ſie und nannte ſie Gardarholm. Sehr bald folgte ein anderer Schwede, Flocke, der viel Eis an der Nordküſte fand und deshalb die Inſel Ysland, das iſt Eisland, nannte. Schon im Jahre 874 kamen einige Anſiedler um da zu bleiben, und ihnen folgten bald andere. Die Veranlaſſung zu der häufigen Ueberſiedelung lag in den Verhältniſſen des Vaterlandes. In Norwegen hatte Harald Schönhaar angefangen, die andern Häuptlinge zu unterdrücken um eine Monarchie zu gründen. Dieſelbe Richtung verfolgte in Dänemark ein anderer Häuptling, Gorm der Alte. Es waren nämlich durch die vielen Raubzüge, welche ſowohl von Norwegen als Dänemark unternommen wurden, eine Menge Führer ſolcher Züge ganz unabhängig geworden, und es galt nun dieſe zur Unterwerfung unter wenige größere Häuptlinge zu bringen. Dieſes Beſtreben erregte natürlich große Unzufriedenheit unter denjenigen Häuptlingen oder Jarls, welche nur geringe Macht aufbieten konnten. Eine große Anzahl derſelben zog es vor, das Vaterland zu verlaſſen und in Island ſich anzuſiedeln, als zu Hauſe ein Oberhaupt anzuerkennen. So wurde die unfruchtbare Inſel im Verlaufe von mehr als einem Jahrhundert ganz beſiedelt. — Wir möchten ſchon hier die Bemerkung machen, daß es nicht leicht ſein konnte, eine Inſel aufzufinden, die zwar nicht klein iſt, deren

Lage man aber nur ungefähr anzeigen konnte. Von einigen dieſer Seefahrer wird beſonders berichtet, daß ſie Vögel mitnahmen, welche nicht ſchwimmen konnten — namentlich Raben, die ſie von Zeit zu Zeit aufſteigen ließen. Konnten die Raben kein Land ſehen, ſo mußten ſie auf das Schiff zurückkehren, da ſie auf das Waſſer ſich nicht niederlaſſen konnten. Sah aber ein Rabe Land, ſo richtete er ſeinen Flug dahin und das Schiff folgte ihm. — Von Island aus wurde zufällig Grönland entdeckt, bald aber auch coloniſirt von Erick Raude (Rothkopf), einem leidenſchaftlichen Manne, der in Norwegen einen Mord begangen hatte. Um der Volksrache zu entgehen, ſiedelte er nach Island über. Auch hier beging er einen neuen Mord, und wanderte nun aus nach dem neu entdeckten Grönland. Ihm folgten andere Coloniſten, ſeine Söhne aber wurden nach mehr ſüdlichen Punkten der Amerikaniſchen Küſte verſchlagen. Einer von dieſen Punkten muß ziemlich ſüdlich geweſen ſein, da man eine Art Weintrauben dort fand; man nannte es Winland. Auch dieſe andern Punkte der Oſtküſte von Amerika wurden darauf beſiedelt. So wurde Island der Ausgangspunkt der weitern Ausbreitung des Normänniſchen Volks.

Noch mehr aber entſpricht es unſerer Aufgabe, die weiten Fahrten der Isländer nachzuweiſen und die fernere Entwickelung dieſes Landes. Island war beſiedelt vorherrſchend durch kleine Häuptlinge, alſo ſchon durch etwas hervorragende Spitzen des Volks. Darin mag der Grund liegen, daß Island ſehr bald durch fortſchreitende Bildung ſich auszeichnete, es wurde ein Mittelpunkt der Normänniſchen Bildung für Poeſie, Geſchichte und Geographie, ſo weit die damalige Zeit ſie gewähren konnte. Dieſe Kenntniſſe konnten aber nur erworben und vermehrt werden durch häufige Reiſen. Es galt für nothwendig für einen rechten Mann, fremde Länder beſucht zu haben, und dieſe Reiſen wurden allmählig ſehr weit ausgedehnt. Nachdem

ein Norwegiſcher Jarl, Hakon Hardrade, in die Leibwache des Byzantiniſchen Kaiſers aufgenommen und deren Chef geworden war, wurde es Sitte in Norwegen, nach Conſtantinopel zu ziehen, wo die Leibwache des Kaiſers bald vorherrſchend aus Gothen und Normännern beſtand. Sie hießen dort die Wäringer, d. h. die Verbündeten. Die Isländer nahmen an dieſem Dienſt in Conſtantinopel lebhaft Antheil, da ſie hier mehr Mittel fanden ſich zu bereichern, als zu Hauſe. Sie beſuchten aber auch, nachdem ſie Chriſten geworden waren, den päpſtlichen Stuhl in Rom und Jeruſalem mit den andern heiligen Ortſchaften. Andere Isländer zogen umher als Kaufleute, als Dichter, oder gingen bei verſchiedenen Höfen in Dienſt. Für die Reiſe nach Conſtantinopel gab es zweierlei Wege, ſowohl für die Isländer als für die andern Normänner. Man ging entweder durch die Oſtſee, durch die Oder, Weichſel und beſonders die Düna hinauf und andere Flüſſe hinab. Die Düna und der Dniepr ſcheinen beſonders befahren zu ſein. Dieſer Weg hieß der Auſterweg oder Oſtweg. Ihm entgegengeſetzt war der Weſterweg, der ganz zur See zurückgelegt wurde, indem man durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer und aus dieſem nach Conſtantinopel ging.*)

Wenden wir uns von dieſen vielfachen Seefahrten der Isländer zu den Fahrten der Phönicier vom Perſiſchen Meerbuſen an bis nach Malakka etwa, ſo ſpringt in die Augen, daß bei dem Mangel eines Compaſſes jene ſehr viel gefährlicher und ſchwieriger waren, als dieſe. Von Island bis zur Straße von Gibraltar iſt es eben ſo weit, als von dem Boden des Perſiſchen Meerbuſens nach der Südſpitze von Vorderindien. Allein auf der erſten Reiſe muß man durch das offene Meer fahren und zwar durch ein Meer mit wechſelnden Winden und Stürmen. Vom Perſiſchen Meerbuſen bis zum Cap

*) Ausführliches kann man über dieſe Reiſen in Schlözer's nordiſcher Geſchichte leſen.

Comorin kann man immer die Küſte im Auge behalten und man hat, was beſonders ins Gewicht fällt, immer nur eine Windrichtung, wenn man die hier halbjährlich wechſelnden Winde, die Monſune, kennt und nach dem Eintritte des günſtigen Monſuns ausfährt. Wie ſchnell man dabei vorwärts kommt, hat die zufällige Fahrt des früher angeführten Freigelaſſenen des Plocamus gezeigt, der in 15 Tagen von Arabien nach der Weſtküſte von Ceylon kam. Von Cap Comorin nach Malakka kann man in ununterbrochener Oſtrichtung fortfahren und hat eine viel geringere Entfernung als die, von der Straße von Gibraltar nach Conſtantinopel. Dabei aber immer noch denſelben Wind, alſo ſehr geſicherte Fahrt Tag und Nacht hindurch und zugleich größtentheils heitern Himmel, und der Aufgang der Sonne bezeichnet ziemlich genau die Oſtgegend. Es erfordert nicht viel Beobachtung und alle Küſtenbewohner, wenn ſie auch noch ſo roh waren, wußten ſchon lange, daß im Sommer der Aufgangspunkt der Sonne ſich nach Norden, im Winter nach Süden bewegt. Noch beſtimmter zeigen die Sternbilder die Richtung an, denn die äquatorialen Sternbilder gehen immer im Oſten auf. Um wie viel ſchwieriger war es für die hochnordiſchen Fahrten, ohne Compaß ſich zu orientiren, da einige Monate hindurch gar keine Sternbilder zu ſehen ſind und die Sonne gar nicht auf- und untergeht.

Endlich mußten die Phönicier, wenn ſie bis hierher kamen, auf eine ſich lang ausdehnende Küſte mit hohen Bergen ſtoßen, alſo leicht ſich orientiren können. In der weiten Entfernung von Malakka kann ich alſo durchaus keinen Einwand gegen die Möglichkeit, daß die Phönicier hierherkamen, finden, wenn ich an die viel ſchwierigeren Fahrten der Normänner, beſonders die der Isländer denke. Dieſe zeigen uns, was ein reiſeluſtiges und Gewinn ſuchendes Volk vermag. Ich lege auf dieſe Vergleichung Gewicht, weil allerdings hiſtoriſche poſitive Beweiſe, daß die Phönicier zu irgend einer Zeit Malakka gekannt

haben, fehlen; allein ich darf daran erinnern, wie wenig wir von dem Handel der ſpäteren Phönicier wüßten, wenn nicht die Griechen vereinzelte Nachrichten angeführt hätten und wenn nicht die Vernichtung Karthago's durch die Römer die Ausdehnung der Karthagiſchen Unternehmungen zu Tage gebracht hätte. Man darf nie vergeſſen, daß die Phöniciſche Staatsklugheit, wie wir berichtet haben, eifrig bedacht war ihre Handelswege zu verbergen, ſo ſehr, daß die fremden Schiffe, die in die Spaniſchen Gewäſſer kamen, angegriffen und verſenkt wurden, ſo lange die Karthager die unbeſtrittenen Herrſcher dieſer Gegenden waren. Wahrſcheinlich wird aber der Beſuch Malakkas durch die Phönicier von dem Bedarf an Bronze, dem Gemiſche von Kupfer und Zinn, lange vor dem Vorſchreiten der Phönicier bis zu den Zinninſeln veranlaßt ſein. Verſtärkt wird dieſe Wahrſcheinlichkeit, wenn wir nachweiſen können, daß Oſtaſiatiſche Producte ſchon in ſehr früher Zeit bis nach Aegypten und überhaupt an das Mittelmeer kamen. Solche Nachweiſe glauben wir in §. 15 gegeben zu haben.

Die hier vorliegende Aufgabe über weite Reiſen zu berichten, die mit ſchwachen Mitteln ausgeführt ſind, kann zu ſo vielfachen Ausführungen verleiten, daß man gar ſehr bedacht ſein muß, ſich zu beſchränken. Indeſſen kann ich mich nicht enthalten, noch hier vom Atlantiſchen Meer zu zeigen, daß lange vor den Isländern unternehmende Schifffahrt getrieben wurde, leider uns aber vollſtändige Nachrichten fehlen, weil die Völker nicht ſelbſt ſo auf Aufzeichnungen bedacht waren, wie die Normänner. So ſollen die Irländer in früher Zeit kühne Seefahrer geweſen ſein; ihnen werden einige Colonien in Amerika zugeſchrieben, von denen wir nur durch die Normänner Nachricht haben. Dicuil, ein Iriſcher Mönch, ſchreibt in ſeinem Buche de mensura terrae vom Jahre 825, alſo vor Auffindung Islands durch die Normänner, daß ſchon im Jahre 795 Iriſche Miſſionäre nach dem Norden gegangen

ſind, um die damaligen Bewohner, die ſie vielleicht nur annahmen, zu bekehren.*) Man hat ſpäter noch Reſte von ihnen gefunden, Glocken, Biſchofsſtäbe und Bücher, und dieſe Funde, die von Isländiſchen Schriftſtellern berichtet werden, haben auf die Deutung der Angaben Dicuils geführt. — Die Basken, welche am Biscaiſchen Meerbuſen wohnten und von denen noch ein Reſt beſteht, ſollen in früher Zeit eifrige Wallfiſchjäger geweſen ſein, und dieſe Thiere in kleinen Fahrzeugen verfolgt haben. Die Schiffe der Basken, Isländer und ſelbſt der Engländer ſollen damals aus Weidenruthen geflochten und dann mit Häuten überzogen worden ſein.

Im großen Ocean verlieren ſich ſolche Fahrzeuge ſehr leicht von ihrem Ziele, da hier nur kleine Inſeln ſind. Viele von ſolchen Schiffen mögen ganz verloren gehen, andere landen zufällig an ſehr entfernten Inſeln. Man iſt in neuern Zeiten auf dieſe Irrfahrten aufmerkſam, weil ſie zeigen können, wie dieſe zerſtreuten Inſeln im Laufe der Jahrhunderte durch zufällige Ankömmlinge beſiedelt ſein mögen. Für unſern Zweck iſt es aber wichtig zu zeigen, wie viel ſicherer ein compaßloſes Schiff eine langgezogene Küſte erreichen kann, und an ihr den geſuchten Punkt findet, wogegen bei vereinzelten Inſeln, wenn man einer geſuchten einmal vorbeigefahren iſt, das Auffinden derſelben immer ſchwieriger, ja unmöglich wird. Alſo auch in dieſer Beziehung iſt die Küſte von Malakka für eine Schifffahrt früherer Zeiten günſtig gebaut. Von den Verirrungen in der Südſee hat Prof. Bronn in der Geſchichte der Natur einige Fälle geſammelt, die wir hier mittheilen wollen, hinzufügend, daß in Kamtſchatka nicht ſelten verſchlagene Japaniſche Schiffe ankommen, zuweilen ſogar in den ehemaligen Ruſſiſchen Beſitzungen in Amerika. Die Meilen in den folgenden Angaben ſind in den

*) Bronn, Geſchichte der Natur, Bd. III. S. 1067.

Fällen, wo ich die Abgangspunkte auffinden kann, als Seemeilen zu nehmen, von denen 60 auf einen Grad des Meridians gehen. „Capitain Cook fand auf Otaheiti 3 Eingeborene von Wateoo, welche in einem Boote von 550 Meilen Entfernung dahin verſchlagen worden waren. Im Jahre 1696 gelangten zwei Boote, welche Ancorſo mit 30 Perſonen verlaſſen hatten, durch Stürme 800 Meilen weit verſchlagen, nach Samar, einer der Philippinen, und 1721 wurden zwei Boote mit 30 Männern, Weibern und Kindern von der Inſel Farroilep 200 Meilen weit nach Guaham, einer der Marianen geführt (Malte-Brun). Ferner erzählt Kotzebue, bei ſeiner Reiſe um die Welt (1815—1818) auf den Radak-Inſeln, am Oſt-Ende der Carolinen, einen gewiſſen Kadu gefunden zu haben, der von einer 1500 Meilen entfernten Inſel Ulea ſtammte. Er hatte eines Tages mit drei Gefährten Ulea in einem Segelboote verlaſſen, das von einem Sturm aus ſeiner Bahn geworfen, 8 Monate lang im Ocean umherirrte, ohne eine Küſte zu ſehen. Als geübte Fiſcher wußten ſie ſich von Seeproducten zu ernähren; ſüßes Waſſer ſammelten ſie ſich, wenn es regnete in Gefäßen, womit ſie verſehen waren, ſo viel ſie konnten; im Nothfalle tauchte Kadu mit einigen Kokusſchalen mit enger Oeffnung in die Tiefe und holte von dortigen Quellen kühleres und weniger ſalziges Waſſer herauf. Endlich auf den Radaks in äußerſter Erſchöpfung angelangt, erholten ſie ſich unter der Pflege der Eingeborenen nur ſehr allmählig. — Ebenſo traf Capitain Beechey auf ſeinen Reiſen im ſtillen Meere mit einigen Inſulanern zuſammen, welche in Geſellſchaft von 150 Männern, Weibern und Kindern vor einiger Zeit von Anaa oder Chain-Island, 300 Meilen öſtlich von Otaheiti auf doppelten Segelbooten ausgelaufen waren und die Hälfte ihrer Gefährten einbüßten. So ſchifften die übriggebliebenen von einer wüſten Inſel zur andern und verſchafften ſich über-

„all einige Nahrungsmittel, bis Beechey ſie aufnahm und ſie „in ihre Heimath zurückbrachte.“ *)

Weiter, als alle hier angeführten Verirrungen war die einer Chineſiſchen Dſchunke, von der man neuerlich in den Unterhaltungsblättern las. Sie hatte an den Lootchu-Inſeln gefiſcht, war dann vom Sturm fortgeriſſen, hatte ihren Cours ganz verloren und kam endlich nach 10 Monaten auf einer der kleinen ſporadiſchen Inſeln an, die nahe am Aequator ſüd-ſüdweſtlich von den Sandwichinſeln liegen. Es war nur noch ein Geſunder und ein am Skorbut erkrankter an Bord. Mehrere Perſonen waren aus Mangel an Nahrung und Waſſer geſtorben, obgleich man unterwegs gefiſcht hatte. Die Entfernung muß mehr als 60 Grade eines größten Kreiſes, alſo 3600 Seemeilen betragen haben.**) Ohne Zweifel haben auch die Phönicier viele Inſeln des Mittelmeeres durch Zufall gefunden, und ſie werden auch, wie es bei den Südſee-Bewohnern die Sitte iſt, eine anſehnliche Menge Proviant mitgenommen haben. Kamen ſie von einer ſolchen Inſel an eine bekannte Küſte, was im Mittelmeer leicht erreichbar iſt, ſo mußten ſie wohl die Inſel wiederfinden.

Auch darf man nicht glauben, daß kleine Fahrzeuge ein Hinderniß bilden gegen ausgedehnte Reiſen. Ich will auch dafür einige Beiſpiele anführen. Die Schiffe, mit denen Columbus Amerika entdeckte, waren nur klein im Verhältniß zu unſeren gewöhnlichen Seeſchiffen. Mit kleinen Schiffen machten Hudſon und Davis ihre kühnen Fahrten an den Küſten Nord-Amerika's und Grönlands. Ja, im hohen Norden ſind kleine Schiffe ſogar vortheilhaft, weil häufig zwiſchen dem Lande und dem Eiſe ein ſchmaler Streifen offenen Waſſers bleibt, den ein kleines Schiff benutzen kann, ein großes aber nicht. Klein können auch nur die Schiffe geweſen ſein, mit

*) Bronn, Geſch. der Natur, Bd. III, 2. S. 1059.

**) Das Ausland 1870 Nr. 16.

denen die alten Ruſſen den Dniepr hinab und über das Schwarze Meer fuhren, um an den Küſten des Byzantiniſchen Reichs zu plündern, oder Conſtantinopel ſelbſt in Schrecken und Tribut zu verſetzen. Viele Jahrhunderte ſpäter, im 16. und 17. Jahrhundert nach Chr. zogen ebenſo die Koſaken vom Dniepr an die Küſten von Kleinaſien und Rumelien in offenen Böten. Die Türken bauten die Feſtung Kinburn an der Mündung des Dniepr, um ihnen das Auslaufen und die Rückkehr unmöglich zu machen. Die Koſaken aber zogen ihre Böte über Landengen und Landzungen, und ſchon deswegen konnten ihre Fahrzeuge nicht groß ſein. Zuweilen ſind auch kleine Fahrzeuge zu ſehr langen Reiſen gebraucht worden, denn Botelho fuhr in einer gedeckten Barke von 14 Fuß Länge und 8 Fuß Breite, mit nur 5 anderen Perſonen aus Goa in Oſtindien aus, um ganz Afrika herum und kam ſchon nach 9 Monaten in Liſſabon an.*) Dieſe ungemein glückliche Reiſe wurde im Jahre 1539 ausgeführt, und es iſt ein ſtarker Gegenbeweis für diejenigen, die es für unmöglich gehalten haben, daß 600 Jahre vor Chr. Phöniciſche Schiffe auf Befehl des Königs Necho von Aegypten Afrika in 3 Jahren umſchifft haben. Sie haben nämlich zweimal unterwegs geſäet und geerntet, und deswegen haben Viele geglaubt, daß es unmöglich ſei, in 3 Jahren herumzukommen. Aber in Afrika reift das Korn ſchnell, und wenn man mit Eintritt des Nordoſt-Monſuns das Rothe Meer verläßt, hat man ſehr lange günſtigen Wind, ſpäter auch günſtige Strömung im Meer, und es kommt vorzüglich nur darauf an, ohne Sturm um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu kommen.

Einen Compaß wird jenes Boot freilich gehabt haben. Aber auch ohne Compaß ſind abenteuerliche und weite Reiſen ausgeführt worden. Davon hat im 3. Jahrhundert nach Chr. ein Haufen ſeeräuberiſcher Franken ein merkwürdiges Beiſpiel

*) Ukert, Geographie der Griechen und Römer, Bd. I, S. 47.

gegeben. Im Jahre 267 trieb der Römiſche Kaiſer Probus viele Germaniſche Horden, die in Gallien eingefallen waren, zurück. Um dieſen Einbrüchen für immer ein Ende zu machen, ließ er nicht nur eine Mauer vom Rhein an die Donau (bei Regensburg) ziehen, ſondern nahm eine Menge Germaniſcher Barbaren in das Römiſche Heer auf, andere verſetzte er in Haufen von 50 bis 60 Mann an die Grenzen des Reiches, wo ihre Raufluſt dem Reiche nützlich werden ſollte durch Abhaltung anderer Barbaren. Um ihnen die Rückkehr unmöglich zu machen, wurden ſie recht weit verſetzt, z. B. Vandalen nach Britannien. So wurde denn auch ein Haufe fränkiſcher Seeräuber, die an der Küſte der Nordſee zu Hauſe waren, bis an die Oſtküſte des Schwarzen Meeres verſetzt, um an den Bergvölkern ihre Kampfluſt zu üben. Es gefiel ihnen aber dort nicht. Sie bemächtigten ſich einer Anzahl Fahrzeuge, die ſie in einem Hafen fanden. Mit dieſen, deren Größe leider nicht angegeben wird, ſegelten ſie über das Schwarze Meer, durch den Hellespont in das Aegäiſche Meer, plünderten an den Küſten von Kleinaſien und Griechenland, gingen nach Sicilien, brandſchatzten die mächtige Stadt Syrakus und erſchlugen viele Bewohner derſelben. Dann wandten ſie ſich nach Afrika, wurden zwar bei Karthago vertrieben, landeten aber an anderen Punkten, fuhren durch die Straße von Gibraltar, durch den Atlantiſchen Ocean, den Kanal zwiſchen Britannien und Frankreich, und kamen glücklich in ihrem Vaterlande zwiſchen dem Rhein und der Weſer an.*)

Schließen wir noch mit einem Berichte, daß ein einzelner Menſch in einem offenen Boot von Nowaja Semlja nach Archangel zurückgekehrt iſt. Bekanntlich war auch die letzte Holländiſche Expedition unter Heemskerk und Barents in offenen Böten nach Holland zurückgekehrt, da ihr Schiff vom Eiſe umſchloſſen war. Allein dieſe Böte müſſen ziemlich groß ge-

*) Gibbon, Decline and fall, cap. XII, nach alten Quellen.

weſen ſein, da ſie viele Menſchen faßten. Der Ruſſiſche Wallroßfänger aber, von deſſen Rückfahrt ich erzählen will, mußte ſich ganz allein helfen. Es waren für den Winter 1836—37 drei Artele (Geſellſchaften zum gemeinſchaftlichen Erwerb) in Nowaja Semlja zurückgeblieben; von einer derſelben hat man nie etwas gehört, ſie iſt wahrſcheinlich durch Schiffbruch untergegangen. Eine zweite Geſellſchaft überwinterte auf der ſüdlichen Inſel. Die Mitglieder derſelben erkrankten aber eins nach dem andern am Skorbut; die meiſten ſtarben; einer, der wieder genas, mußte ſeine Kameraden begraben. Da im Frühlinge ſich längere Zeit kein Schiff mit neuen Ankömmlingen zeigte, fuhr er mit einem ſchwer erkrankten Gefährten in eine andere Station der nördlichen Inſel, wo er wußte, daß die dritte Geſellſchaft überwintern ſollte. Hier fand er den Eingang zum Blockhauſe, das dieſer Geſellſchaft als Wohnung gedient hatte, verſchneit, und überzeugte ſich durch Wegſchaufeln des Schnees, wo er den Letztverſtorbenen unbegraben fand, daß hier keiner mehr lebe. Er wußte alſo jetzt, daß er der einzige lebende Menſch auf Nowaja Semlja ſei. Ihm blieb nichts übrig, als den Verſuch zu wagen, allein mit einem kleinen Segelboote zurückzukehren. Er lud zwar noch ſeinen erkrankten Kameraden auch in das Boot; dieſer war aber dem Tode ſchon ſo nahe, daß er nach kurzer Zeit als Leiche ins Meer verſenkt werden mußte. Außer dem Sterbenden hatte er nur noch einen Hund, und er erzählte mir, als ich ihn in Archangel über ſeine Reiſe befragte, daß der Hund ihn jedesmal geweckt habe, wenn ihn der Schlaf befiel. Der Hund hatte, wie er meinte, deutlich erkannt, daß der Mann die Segel nach der Beſchaffenheit des Windes richtete, und daß er nur wider Willen momentan vom Schlafe überwältigt wurde. An der Küſte von Lappland nahm er einen Lappen mit, um doch wieder einen Menſchen zu ſehen.

§. 18. Rückblick und Schluß.

Es wird nicht überflüſſig ſein die ganze Reihe unſerer Betrachtungen noch einmal zu überblicken, um Glieder, die noch getrennt ſein können, unter einander zu verbinden. So haben wir die Namen der von den Ophirfahrern mitgebrachten fremden Gegenſtände für Tamuliſch erklärt, das Ziel der Reiſe doch in Malakka geſucht. Das ſcheint einander zu widerſprechen. Ferner haben wir Malakka auch als Zinnland der alten Phönicier angenommen, dafür aber keinen hiſtoriſchen Beweis beibringen können. Sollte ſich beweiſen laſſen, daß man das Zinn vor Entdeckung Weſtſpaniens und der Caſſiteriden aus einer andern Gegend in Maſſe bezogen habe, wie würden ſich dann die Anſprüche Malakkas auf Ophir geſtalten?

Wir haben zuvörderſt die Nachrichten über die Ophirfahrt nach den wenigen Quellen zuſammengeſtellt (§. 1), darauf die verſchiedenen Wege der Deutung beſprochen (§ 2). Die den Quellen nach außerordentlich große Ausbeute an Gold und ihr jetziger Münzwerth bildete den Inhalt des dritten Paragraphs. Dieſe ſehr große Summe, verglichen mit den Handelsobjecten der Israeliten, ließ es unglaublich erſcheinen, daß ſie durch Handel gewonnen ſei (§. 4). Sie ließ alſo ein ſehr reiches Goldland vermuthen, das aber wegen der Natur und ganz fremden Namen der mitgebrachten Gegenſtände nicht in Spanien, Afrika oder Arabien geſucht werden kann (§§. 5. 6. 7). Dieſe Namen ſind in neueſter Zeit auf Indiſche Sprachen zurückgeführt, zunächſt auf das Sanskrit (§. 8). Die Gegend der Indusmündung, welche man für Ophir angeſprochen hat, weil in dieſer Gegend ein Volk Abhira gewohnt haben ſoll, erſchien uns eben nicht wahrſcheinlich, weil der Indus nur in ſeinen oberſten Theilen goldreich iſt, und ſo weit ſchwerlich ein fremdes Volk ohne Gefahr ſchiffen und lange Zeit Gold ſuchen konnte. Erhandelt konnte es aber

nicht werden, wie wir ſchon früher bemerkten, am wenigſten in einem großen Handelsemporium, wie Barygaza, weil in einem ſolchen das Gold nothwendig der Werthmeſſer des Handels war (§. 11). Da übrigens von einem Kenner der Tamuliſchen Sprache nachgewieſen iſt, daß die noch jetzt üblichen Benennungen der mitgebrachten Gegenſtände in Tamuliſcher Sprache den in den Hebräiſchen Schriften vorkommenden noch viel ähnlicher ſind, als die Sanſkritnamen, da ferner dieſe Gegenſtände ſüdlichen Klimaten angehören und es daher wahrſcheinlich iſt, daß die Sanſkritſprache ihre Namen nur von früheren inländiſchen Worten nehmen konnte, ſo führte uns dieſe Bemerkung in den Süden, wo öſtlich von der Malabarküſte auch jetzt noch Gold gewonnen wird (§. 13). Tamuliſch wird auch auf Ceylon geſprochen neben der Singaleſiſchen Sprache, und ein Kenner Ceylons verſichert, daß man dieſelben Gegenſtände noch jetzt mit denſelben Namen in Ceylon erhalten kann (§. 14). Ceylon iſt aber kein Goldland, dagegen wird Malakka, ſobald eine beſtimmte Kenntniß dieſer Halbinſel in Europa auftritt, die „goldene Halbinſel“ genannt. Es ſcheint ſogar, daß eine Sage von dem beſuchten Lande ſich unter den Israeliten oder in Aegypten erhalten hat, da es in der Griechiſchen Ueberſetzung der Hebräiſchen Schriften Sophir oder Sopheira noch mit andern Modificationen genannt wird, von welchen Namen nicht nur Joſephus ſagt, daß ſie eine Gegend in Indien bedeute, ſondern die man auch als Sapara in Griechiſchen Schriften wieder findet. Auch unter den Griechen ſcheint eine allerdings ſehr märchenhafte Sage von einer Goldinſel, Chryſe, ſich fortgezogen zu haben, bis dieſer Name auf Malakka fixirt wurde. Da die Salomoniſche Expedition, welche die Aufgabe hatte Gold zu bringen, von Phöniciſchen Schiffern und Seekundigen geleitet wurde, ſo mußten dieſe offenbar ſchon früher Kenntniß von dem Goldlande und dem Wege dahin gehabt haben, wo es auch gelegen haben mag. Da nun Malakka

nicht nur ſehr reich an Zinn iſt und dieſes Metall in ſehr oberflächlich liegenden und leicht erreichbaren Zinnſanden daſelbſt verbreitet iſt, die Entdeckung aber, daß das weit verbreitete und reichlich vorhandene Kupfer durch einen kleinen Zuſatz von dem viel ſeltneren Zinn härter und mehr formbar gemacht wird, offenbar ſchon im grauen Alterthum und wohl im Oſten gemacht iſt, ſo iſt es uns wahrſcheinlich, daß die Phönicier, welche urſprünglich im Perſiſchen Meerbuſen anſäſſig waren, Kenntniß davon erhalten mußten und Mittel aufboten, das Zinn zu erhalten. Die Phönicier hatten die Babylonier und Aegypter mit den Werkzeugen zu verſehen, welche zum Behauen großer Steinquadern nothwendig waren. So gingen ſie wohl ſelbſt entweder nach Malakka, wie uns wahrſcheinlich dünkt, oder ſie leiteten wenigſtens große Lieferungen dieſes Metalls ein.

Gehen wir nun zur Ophirfahrt ſelbſt über, um die Verhältniſſe, unter denen ſie unternommen wurde, zu überblicken. Auf den Israelitiſchen Thron war der Pracht liebende Salomo gelangt, der dem Jehova einen glänzenden Tempel zu bauen verheißen hatte, aber auch ſich ſelbſt und ſeinen Palaſt mit Gold und anderem Prunk umgab. Er wendet ſich an den Herrſcher von Tyrus, um das geprieſene Holz des Libanons zu erhalten, was ihm gegen bedeutende Zahlung vergönnt wird. Aber die Bewohner von Tyrus hatten kurz vorher Gold- und Silberländer am Guadalquivir, Tarſis oder Tarteſſus, aufgefunden und auszubeuten begonnen, um das Jahr 1100 etwa vor Chr. Die Kunde davon mußte bei aller Zurückhaltung der Phönicier doch in Paläſtina ſich verbreiten, Salomo, — ſo darf man nach allen Verhältniſſen glauben — wird gewünſcht haben, auch an dieſer Goldausbeute Theil zu haben. Der König von Tyrus, Hiram, mag ſehr erfreut geweſen ſein, daß auf den kriegeriſchen König David, der die Eroberung Kanaans fortgeſetzt und Idumaea und Aramaea hinzugefügt

hatte, ein König gefolgt war, der vollkommen friedlich geſinnt, nur nach Pracht und Glanz ſich zu ſehnen ſchien. Jener wollte dieſem alſo wohl gern gefällig ſein und ſeine Neigung unterſtützen. Aber in das neue Goldland durfte er ihn gewiß nicht laſſen. Das war gegen das Phöniciſche Staatsprincip, und der ſogenannte König war nichts weniger als unabhängig. Vor allen Dingen bildeten die Phöniciſchen Städte unter einander einen Bund, eine Art Hanſa, und wenn auch eine Stadt die beſtimmende war, ſo war ſie gleichſam der Vorort, Schweizeriſch zu ſprechen, ſie durfte keineswegs die Intereſſen der andern vernachläſſigen oder verkürzen. Noch viel weniger war aber der ſogenannte König unabhängig, denn ihm ſtand ein Rath zur Seite. Hiram alſo, wenn er Salomo noch ſo gefällig ſein wollte, hatte gar nicht die Macht ihn in das neue Tarſis zu laſſen. So mußte ja auch Salomo das gefällte Holz theuer genug bezahlen, ja ſogar eine Anzahl Städte dafür verpfänden, mit denen Hiram ſich ſehr unzufrieden bezeigte. Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß Hiram den Salomo in das frühere Goldland führen ließ, das von den Phöniciern aufgegeben zu ſein ſcheint, ſeitdem ſie das neue Tarſis und wohl auch ſchon die Zinninſeln (Caſſiterides) entdeckt hatten. Daß die Phönicier früher Gold auf Malakka geſammelt hatten, wird dadurch wahrſcheinlich, daß das Ophir-Gold in Paläſtina ſehr früh bekannt war. Wenn man die großen Quantitäten, welche die Ophirfahrt gebracht haben ſoll, für wahrhaft annimmt, ſo wird es wahrſcheinlicher, daß noch keine anhaltende Ausbeutung in dem betreffenden Fluſſe ſtattgefunden hatte, und daß die Phönicier wohl nur an anderen Stellen Gold geſucht haben mögen. Sie ſelbſt hatten nach der Ueberſiedelung an die Syriſche Küſte eine Menge anderer Goldwäſchen gefunden, die, wie gewöhnlich, im Anfange viel ergiebiger waren, als ſpäter. Für eine große Entfernung des Goldlandes Ophir ſpricht auch die lange Dauer der Fahrt.

Nach drei Jahren kamen die Schiffe zurück, ſechs Monate mögen ſie für die Hinfahrt und eben ſo viel für die Rückfahrt gebraucht haben. Dann konnten ſie 2 ganze Jahre auf das Sammeln des Goldes verwenden, entweder continuirlich, oder indem ſie abwechſelnd nach Ceylon zurückkehrten. Nicht zu bezweifeln ſcheint es, im Fall ſie bis Malakka mußten, daß ſie in Ceylon oder Malabar einkehrten. Der Südhafen von Ceylon liegt, wie wir auseinander geſetzt haben (§ 14), den Malakkafahrern auf dem Wege. Die Bewohner von Ceylon ſind immer freundlich gegen die Fremden geweſen, ſo viel man weiß. Hier mögen die Phönicier geſäet und geerntet haben, wie das für ſehr weite Fahrten bei ihnen Sitte war. Ceylon iſt wegen ſeiner prachtvollen Vegetation, ſeines Reichthums an Edelſteinen und der Friedſamkeit ſeiner Einwohner, ſo weit wir ſeine Geſchichte kennen, ein hoch geprieſenes Land. Ich vermuthe daher mit Herrn Emmerſon Tennent, daß es das erſte Tarſis der Phönicier war. Die mitgebrachten Gegenſtände ſcheinen mir auch Repräſentanten von Ceylon zu ſein. Jedenfalls kommen ſie alle in Ceylon in Menge vor, und eben deswegen iſt es intereſſant zu hören, daß ihre Namen der Tamuliſchen Sprache angehören. In Ceylon wohnen nämlich, außer den einzelnen Singaleſen, beſonders im nordweſtlichen Theile, ſogenannte Malabaren, welche von der Südſpitze Vorderindiens herüber gewandert ſind und Tamuliſch ſprechen. Die einheimiſchen Annalen, welche ungefähr 500 vor Chr. beginnen, berichten von ſolchen Einwanderungen; ohne Zweifel waren aber dies nicht die erſten.

Dem Zweifel, daß die Phönicier ſo weit hätten gehen können, haben wir im 17. Paragraphen viele Beiſpiele von weiten Seefahrten ohne Compaß entgegengeſtellt. Es ſcheint überflüſſig, darauf zurückzukommen.

Den Namen Malakka, oder richtiger Malaka, fanden die Europäer, als ſie hinkamen, für eine Malayiſche Niederlaſſung

vor. Er ſoll von dem Namen einer dortigen Baumart genommen ſein. Indeſſen bleibt es fraglich, ob nicht ſchon die Phönicier hier eine Localität ſo benannten. Mögen immerhin die Bäume hierzu Veranlaſſung gegeben haben, ſehr auffallend iſt es aber doch, daß die Phönicier einen Ort Malaka in ihrem neuen Spaniſchen Tarſis gründeten. Es iſt dies das jetzige Malaga. Ich wiederhole, daß die Phönicier die Sitte hatten, alte Namen auf neue Orte zu übertragen, und wünſchte, daß Indiſche Sprachforſcher ſich mit der Frage beſchäftigen möchten, ob das Wort Malaka von den Bäumen ſtammt und wie alt es ſein mag. Die Uebereinſtimmung iſt wenigſtens auffallend, und ich glaubte ſie nicht unerwähnt laſſen zu dürfen, ohne behaupten zu wollen, daß hier eine Uebertragung ſtattgefunden habe.

Im Grunde giebt es ſchon eine endgültige Autorität, daß Ophir in Malakka lag: denn Joſephus ſagt, wie wir angeführt haben, Ophir ſei das Land, das man damals (im erſten Jahrhundert nach Chr.) das Goldland nannte, und dieſen Namen Goldland oder goldene Halbinſel führte Malakka Jahrhunderte hindurch. Man hat für die Geſchichte der Phönicier die einzelnen Angaben des Joſephus ſorgfältig zuſammengetragen, da es in die Augen fällt, daß er mit der Geſchichte dieſes Nachbarvolkes ſich eifrig beſchäftigt hatte. Warum hat man ſeine Erklärung über Ophir nicht als vollgültig betrachtet? Doch wohl nur, weil man das Land für zu entfernt hielt. Ob dieſer Grund genügend iſt, mögen meine Leſer entſcheiden. Ich geſtehe, daß mir immer neue Erinnerungen von weiten Reiſen mit ſchwachen Mitteln, ſelbſt bei ganz rohen Völkern auftauchen. Die Eskimos unterhielten, bevor ſie von den Europäern geſtört und überboten waren, weite Handelsverbindungen zwiſchen der Nordoſtſpitze von Aſien und dem gegenüber liegenden Nordweſt-Amerika ziemlich weit hinunter, wie ſie denn auch auf der andern Seite vom Feſtlande Amerikas nach Grönland hinüber-

gezogen ſind, wo die erſten Normänniſchen Anſiedler keine Bewohner vorgefunden zu haben ſcheinen. Selbſt, wenn einſt nachgewieſen werden könnte, daß für die ganz alte Bronze das Zinn nicht aus Malakka kam, würde ich doch für das Goldland Ophir keine andere Gegend aufzufinden wiſſen; denn nur der Umſtand, daß die Phönicier den Weg dahin kannten, hat mich zu der Annahme geführt, daß ſie von da Zinn holten, bevor ſie die Caſſiterides beſuchten.

Mir ſcheint, daß man durchaus Tarſis oder Tarſchiſch und Ophir als verſchiedene Localitäten betrachten muß, obgleich beide auf demſelben Handelswege lagen. Aus Tarſis brachte man Gold in unbedeutender Menge, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen, und für dieſe Gegenſtände ſind die Benennungen, die nicht Hebräiſch ſind, der Tamuliſchen Sprache entnommen. Aus Ophir aber brachte man 420 Kikkar Gold, Edelſteine und viel Algummim- oder Almuggimholz. Für dieſes Holz iſt eine Tamuliſche Benennung nicht gefunden; es kommt vielleicht von einer Sprache der Ureinwohner von Malakka, wo nie Tamuliſch geſprochen worden iſt.

Unerwähnt will ich jedoch nicht laſſen, daß die Fahrt aus dem Rothen Meere nach Indien viel beſchwerlicher und zeitraubender iſt, als die aus dem Perſiſchen Meerbuſen dahin, weil in dem größten Theile des Rothen Meeres Wechſelwinde herrſchen, und das Meer überdies reich an Klippen iſt.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.